

# HEIDELBERG

Jahrbuch zur Geschichte der Stadt **2021**

**Jahrgang 25**

**Herausgegeben vom  
Heidelberger Geschichtsverein**

**Redaktion:**

Frank Engehausen, Norbert Giovannini,  
Carola Hoécker, Ingrid Moraw, Petra Nellen,  
Reinhard Riese, Florian Schmidgall

**Für den Vorstand:**

Hans-Martin Mumm und Claudia Rink



KURPFÄLZISCHER VERLAG

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme  
Heidelberg: Jahrbuch zur Geschichte der Stadt / hg. vom  
Heidelberger Geschichtsverein. – Heidelberg: Kurpfälzischer Verlag  
Erscheint jährlich – Aufnahme nach Jg. 1. 1996  
Jg. 1. 1996–

2020

© Urheberrechte der Texte bei den Autorinnen und Autoren  
Copyright der grafischen Gestaltung beim Herausgeber

Bestellungen über den Herausgeber:  
Heidelberger Geschichtsverein e.V.

c/o Hans-Martin Mumm  
Kaiserstraße 10  
69115 Heidelberg

c/o Hansjoachim Räther  
Klingentorstraße 6  
69117 Heidelberg



Kurpfälzischer Verlag – Heidelberg  
Gestaltung und Herstellung: Claudia Rink, Heidelberg  
Umschlag: Florian Schmidgall, Heidelberg  
Druckerei: Neumann Druck, Heidelberg

**ISBN 978-3-924566-92-0**

**ISSN 1432-6116**

## **Inhalt**

### **9 Vorwort**

## **I. Aufsätze zur Stadtgeschichte**

### **11 Hans-Martin Mumm**

Der Name der Lauerstraße

### **29 Matthias Wermke**

Die Heidelberger Zuckerbäcker Loos. Ein familien- und stadtgeschichtlicher Streifzug durch fünf Jahrhunderte

### **47 Eva Riedlsperger**

Die Heidelberger Großherzogliche Entbindungsanstalt 1827–1851. Eine Sozialgeschichte der institutionalisierten Geburt

### **67 Walter Petschan**

Die Eingemeindung Wieblingens 1920

### **79 Dietrich Dancker**

Kirchheim, 1. April 1920 – eine Eingemeindung und ihre Zeitumstände

### **91 Frank Engehausen**

Die Nicht-Eingemeindung Eppelheims nach Heidelberg

### **97 Marie-Thérèse Roux**

Die Universität Heidelberg und der „Fall Philipp Lenard“. Der Umgang mit der antirepublikanischen Provokation eines Hochschullehrers 1922/23

### **121 Frank Engehausen**

Fritz Rimmler und der „Deutsche Oktober“ 1923 in Heidelberg

### **129 Reinhard Riese**

„Ich hatte weitgehende Pläne...“. Erich Ross und die Firma Teroson 1930–1950

### **147 Volker von Offenber**

Die „getarnte Weiterführung eines jüdischen Unternehmens?“ Zur Geschichte der Hopfenhandlung Weil & Eisemann

### **163 Anna-Lena Mohr**

Die Professoren der Pädagogischen Hochschule Heidelberg und ihre Vergangenheit vor 1945. Anlass für Nachforschungen?

## **II. Topografie, Bau- und Kunstgeschichte**

### **179 Enno Krüger**

Friedrich und Sophie Schlossers Kunstsammlung auf Stift Neuburg

### **191 Florian Schmidgall**

Die „Nothkirche“ im Innenhof der Hauptstraße 22. Biografie eines Gebäudes

### **203 Hans-Martin Mumm**

Ein neu entdecktes Foto der alten Hauptpost Rohrbacher Straße 3

### **209 Christmut Präger**

„Unter duftenden Gärten“. Die Heidelberger Hölderlin-Anlage

### III. **Miszellen**

**217 Marion Gottlob**

„Die Kunst rettete ihn vor dem Wahnsinn“. Gustav Wolf – Maler und Visionär. Mitglied der Heidelberger „Gemeinschaft der Pforte“

**223 Hans-Martin Mumm**

Maikäfer flieg ... Aus den Feldpostbriefen des Kaufmanns Heinrich Heindel (1907–1944)

**237 Norbert Giovannini**

Professor Löffler hebt die Linke aus. Eine Reminiszenz an die Pädagogische Hochschule 1970 bis 1973.

### IV. **Quellen und Berichte**

**239 Uwe Wenzel**

Mark Twain Center für transatlantische Beziehungen. Geschichte und Zukunft der deutsch-amerikanischen Beziehungen in Heidelberg

**247 Verena Meier, Nele Mantaj, Anna Parrisius, Norbert Giovannini**

Die Verleihung des German Jewish History Award am 27. Januar 2020 an Norbert Giovannini

**253 Marina Kaiser, Alexandra Ziegler**

Zum Sozialistischen Patientenkollektiv (SPK) Heidelberg

**259 Ulrike Duchrow**

Vierzig Jahre Solidarität mit Geflüchteten in Heidelberg. Geschichte des Asylarbeitskreises von 1980–2020. Eine Selbstdarstellung

### V. **Rezensionen**

**283 Jörg Kreutz, Wilhelm Kreutz, Hermann Wiegand (Hgg.): Die Kurpfalz im Dreißigjährigen Krieg (1618–1648).** Beiträge des Ladenburger Kolloquiums vom 22. und 23. November (Hans-Martin Mumm)

**284 Friedrich Hölderlin: Heidelberg.** Faksimileedition des handschriftlichen Entwurfs, hg. von Roland Reuß in Zusammenarbeit mit Marit Müller (Florian Schmidgall)

**285 Dorothee Mußgnug, Michael Stolleis (Hgg.): Heinrich Zoepfl (1807–1877).** Heidelberger Universitätsprofessor und Rechtsgutachter (Martin Krauß)

**286 Sabine Hohnholz, Thomas Röske, Maïke Rotzoll (Hgg.): Uniform und Eigensinn.** Militarismus, Erster Weltkrieg und Kunst in der Psychiatrie. Werke der Sammlung Prinzhorn (Florian Schmidgall)

**287 Volker von Offenberg: Von der Concession zur Consumption.** Eine kleine Heidelberger ‚Wirtschafts‘-Geschichte (Claudia Rink)

**288 Klaus Knorr: Heidelberg. Die Inflationszeit 1923 auf Brief und Postkarte.** Ein philatelistischer Streifzug (Hans-Martin Mumm)

**289 Norbert Giovannini (Hg.), Ingrid Moraw, Reinhard Riese, Claudia Rink: Stille Helfer.** Eine Spurensuche in Heidelberg 1933–1945 (Florian Schmidgall)

**291 Sonja Miltenberger, Klaus Neitmann (Hgg.): Die Bibliothek des Kunsthistorikers und Volkskundlers Wilhelm Fraenger** (Norbert Giovannini)



- 293 Udo Bermbach (Hg.): Hannah Arendt, Dolf Sternberger. „Ich bin Dir halt ein bißchen zu revolutionär“.** Briefwechsel 1946 bis 1975 (Hansjoachim Räther)
- 295 Stadtteilverein Pfaffengrund e.V., Heinz Schmitt, 1. Vorsitzender (Hg.): Das Pfaffengrundbuch.** Ansichten und Einsichten aus dem etwas anderen Stadtteil Heidelbergs (Hansjoachim Räther)
- 296 Stadtteilverein Handschuhsheim (Hg.): Jahrbuch Handschuhsheim 2020** (Hansjoachim Räther)
- 299 Neue Veröffentlichungen zur Stadtgeschichte**
- 309 Verzeichnis der Autorinnen und Autoren**
- 311 Über den Heidelberger Geschichtsverein**



## Vorwort

Vor 100 Jahren starb in München Max Weber. Er erlag der weltweit herrschenden Spanischen Grippe. Ob sein Leben und das vieler anderer damals mit verordneten Kontakteinschränkungen und Atemmasken zu retten gewesen wäre, ist im Nachhinein nicht zu klären. Im ablaufenden Jahr 2020 haben wir angesichts der Covid-19-Pandemie den Zusammenbruch des Veranstaltungsbetriebs erlebt: keine Vorträge, keine Seminare, keine Stadtführungen. Bei fortschreitender Gewöhnung und mit gezirkelten Abstandsregeln gibt es von allem inzwischen doch wieder ein wenig. Während die Veranstaltungsindustrie große Einbußen zu beklagen hat, besteht der Schaden für uns Ehrenamtliche darin, kaum noch wahrgenommen zu werden. Umso wichtiger ist es, dass wir den Kontakt mit der stadtgeschichtlich interessierten Öffentlichkeit aufrechterhalten, und zwar auf dem sicheren und virenfreien Weg unseres gedruckten Organs.

Dieses Jahrbuch ist das 25. in seiner Reihe. Eine leichte Veränderung wurde beim Design des Umschlags vorgenommen. Die Typografie wurde sanft modernisiert und die Bildgestaltung verdeutlicht jetzt noch stärker als bei früheren Jahrbüchern die Ähnlichkeit zu Negativstreifen.

In der vorliegenden Ausgabe von „Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt“ sind wieder – wie seit einem Vierteljahrhundert – Aufsätze, Berichte und Rezensionen zu verschiedenen Epochen versammelt. So vielfältig die Themen sind, so divers ist die Liste der Autorinnen und Autoren: alte und junge, weibliche und männliche, Hochschulangehörige und Außeruniversitäre, Vereinsmitglieder und andere, die es vielleicht noch werden. Dass das Hauptaugenmerk auf die Geschichte des 20. Jahrhunderts gerichtet ist, folgt der bewährten Ausrichtung der früheren Jahrgänge.

In der Rubrik Stadtgeschichte untersucht Hans-Martin Mumm die Herkunft des Namens der Lauerstraße, ohne eine abschließende Deutung finden zu können. Matthias Wermke erzählt die Familiengeschichte seiner Heidelberger Vorfahren, der Zuckerbäcker Loos. Eva Riedlsperger stellt mit der Geschichte der Entbindungsanstalt ein wichtiges Kapitel der Sozialgeschichte vor. Vor 100 Jahren wurden Kirchheim und Wieblingen nach Heidelberg eingemeindet. Dietrich Dancker und Walter Petschan erläutern die jeweiligen Vorgänge, während Frank Engehausen darlegt, warum die heutige Stadt Eppelheim damals selbstständig blieb. Marie-Thérèse Roux stellt ihre neuen Forschungen zum Fall des rechtsradikalen Physikers Philip Lenard vor, der sich 1922 weigerte, dem ermordeten Walter Rathenau Ehre zu erweisen. Frank Engehausen geht den spärlichen Aktenbelegen zu den Aufstandsplänen der regionalen KPD im Herbst 1923 nach. Neue Erkenntnisse zur Wirtschaftsgeschichte vermitteln Reinhard Riese zur Firma Teroson und Volker von Offenberg zur Mälzerei Weil & Eisemann. Anna-Lena Mohr greift die in der Studentenbewegung von 1968 angestoßene Aufarbeitung der Rolle von Dozenten der Pädagogischen Hochschule während der Zeit des Nationalsozialismus auf und ergänzt sie um weitere Untersuchungen.

In der Rubrik Topografie, Bau- und Kunstgeschichte stellt Enno Krüger die Kunstsammlung der Eheleute Schlosser auf Stift Neuburg vor. Florian Schmidgall eruiert die Geschichte der katholischen Notkirche in der Hauptstraße 22, in der heute das Deutsche Verpackungsmuseum untergebracht ist. Hans-Martin Mumm ordnet

anhand eines neu entdeckten Fotos die 1974 abgerissene Hauptpost in die örtliche Fernsprechgeschichte ein. Als Beitrag zum Hölderlinjahr 2020 klärt Christmut Präger, in welchem Kontext 1934 die Hölderlin-Anlage am Philosophenweg angelegt wurde.

Unter den Rubriken Miszellen und Berichte erinnert Marion Gottlob an den Maler Gustav Wolf. Hans-Martin Mumm rekonstruiert anhand unveröffentlichter Feldpostbriefe das Soldatenschicksal des Kaufmanns Heinrich Heindel. Norbert Giovannini ergänzt den Beitrag von Anna-Lena Mohr durch eigene Erinnerungen an den PH-Dozenten Hermann Löffler. Uwe Wenzel stellt das neu eingerichtete Mark-Twain-Center für die deutsch-amerikanischen Beziehungen vor. Dokumentiert werden die Reden aus Anlass der Verleihung des German Jewish History Awards an Norbert Giovannini im Januar 2020 in Berlin. Marina Kaiser und Alexandra Riegler berichten über ein Schulprojekt zur Geschichte des Sozialistischen Patienten-Kollektivs aus der Zeit um 1970. Ulrike Duchrows Darstellung zur Entwicklung des Asyl-Arbeitskreises führt bereits weit in die Geschichte des 21. Jahrhunderts. Der Rezensionsteil enthält in diesem Jahr elf Beiträge. Den Abschluss bilden die bewährten Listen von thematisch gegliederten Neuerscheinungen.

Die Redaktion musste ihre Aufgaben unter erschwerten Bedingungen erfüllen. Ihr gilt daher unser erster Dank. Weiterhin danken wir den Autorinnen und Autoren, der Herstellerin und Verlegerin, dem Grafiker, dem Buchhandel, der Berichterstattung in der Presse, dem Vertrieb und den Anzeigenkunden. Den Vereinsmitgliedern, die mit ihren Beiträgen das Jahrbuch finanziell tragen, und allen weiteren Leser\*innen wünschen wir neue Erkenntnisse bei der Lektüre.

Heidelberg, im Oktober 2020  
Hans-Martin Mumm  
Claudia Rink

## **Der Name der Lauerstraße**

Die Lauerstraße in der Heidelberger Altstadt verläuft parallel zum Neckar. Sie beginnt an der Heuscheuer und endet kurz vor der Alten Brücke. Das Wort, von dem sie ihren Namen hat, ist vieldeutig; „Lauer“ kann vor allem Hinterhalt, aber auch minderwertigen Wein bedeuten. Diese Varianten kommen in topografischen Zusammenhängen nicht in Betracht. Die Heidelberger Lauerstraße hat ohne Zweifel Ihren Namen von dem Uferstreifen, auf dem Güter gelagert wurden und an dem Schiffe anlegen konnten und können. Das bestätigt auch ein Blick in das Badische Wörterbuch: Die Ortsbezeichnung „Lauer“ wird dort definiert als erstens „Schiffsanlegestelle, Kaimauer als Schiffslände“ und zweitens als „gepflasterter Platz im Neckarvorland“.<sup>1</sup>

Andere Wörterbücher bieten jedoch andere Deutungen. Das Etymologische Wörterbuch des Althochdeutschen leitet alle aus Lauer- gebildeten Flurnamen „wie lauerbach, lauergasse“ von den Lohgerbern ab.<sup>2</sup> Auch das Pfälzische Wörterbuch führt die topografische Bedeutung von Lauer stets auf die Gerber zurück.<sup>3</sup> Zum Pfälzischen Wörterbuch ist einschränkend zu bemerken, dass es 1912/13 auf Initiative der Münchner Akademie der Wissenschaften begründet wurde und seinen bayerischen Ursprung nicht verleugnen kann. Zum Stichwort „Lauer“ werden mehrere linksrheinische Belege aufgezählt, während rechtsrheinische Orte fehlen; die Heidelberger Lauerstraße und die Neckarlauer in Eberbach und Neckargemünd tauchen nicht auf. So macht sich die Aufteilung der Kurpfalz von 1815 bis heute lexikalisch bemerkbar. Die generelle Herleitung des Lauer-Namens von den Lohgerbern hält sich in der Literatur sehr hartnäckig. Zuletzt heißt es 2016 in der Rhein-Neckar-Zeitung:

„Die Herkunftsbezeichnung sei ‚dunkel‘ schreibt der langjährige Heidelberger Stadtarchivar Herbert Derwein in seinem Standardwerk ‚Die Flurnamen Heidelbergs‘, erwähnt aber kurz darauf die ‚Lauergaß jetzt Cettengaß. Genannt nach den Lawern, den Rotgerbern, die hier offenbar wohnten‘. Tatsächlich liegt es nahe, dass die Bezeichnung für das Gewerbe auf die Örtlichkeit übertragen wurde.“<sup>4</sup>

Auf Herbert Derwein und die Kettengasse komme ich später zurück. Die folgende Untersuchung beginnt mit einer Übersicht über die Verbreitung des Lauer-Namens einschließlich der zusammengesetzten Varianten, geht dann auf die Frage ein, ob es einen sachlichen Zusammenhang zwischen Gerberei und Schifffahrt geben könnte, und wendet sich dann Heidelberg und dem unteren Neckar im Besonderen zu. Es folgen Beobachtungen zur Sprachgeschichte des Lauer-Namens. Am Ende stehen Erwägungen zur topografischen Bedeutung des Lauers am Neckar für die Stadtgenese Heidelbergs.

### **1. „Lauer-“ als Flurname**

Eine Datenbank mit den amtlichen deutschen Straßennamen kann zwar eine Sammlung von Flurnamen nicht ersetzen, bietet aber einen guten Einstieg.<sup>5</sup> An insgesamt

54 Orten gibt es Straßen, deren Name aus dem Stamm „lauer“ gebildet ist; andere Verbindungen wie die zahllosen Breslauer oder auch Calauer Straßen bleiben natürlich unberücksichtigt. Die häufigsten Namen sind „Lauergasse“, „Lauerstraße“ und „Lauer(s)weg“, zusammen 21-mal. An weiteren Orten kommen andere Formen vor wie Lauerbach, Lauergrund, Lauertal oder Lauerwiese, die hier nicht vollständig aufgelistet werden.

In fast allen Fällen findet sich die stadträumliche Lage dieser Straßen in der Nähe eines Gewässers. Die Mehrzahl dieser Gewässer ist klein und war im Mittelalter vermutlich nicht schiffbar; auch Namen wie Lauersgraben und Lauersmühle deuten eher auf Lederverarbeitung hin. Allerdings gibt es auch mit „lauer“ verbundene Straßennamen an Main, Lahn, Nahe, Neckar und Saar, also an auch heute schiffbaren Flüssen.

Eine systematische Recherche müsste nun Ort für Ort die Topografie der nach „lauer“ benannten Straße, die Geschichte und stadträumliche Verteilung der Gerbereien, der örtlichen Wasserversorgung und gegebenenfalls die Schnittstellen zwischen Land- und Schiffsverkehr erforschen. Zu erfassen wäre eine unübersichtliche Anzahl regionaler Literatur. Auch dabei blieben viele Lücken. Aber nur so ließen sich die Ursprünge des Lauer-Begriffs im Allgemeinen ermitteln. Eine solche Untersuchung übersteigt bei weitem meine Möglichkeiten. Die hier formulierten Erkenntnisse sind daher nur vorläufig. Aber die zugrunde liegenden Fragestellungen können dazu beitragen, den Lauer-Namen auch an anderen Orten genauer zu deuten.

## **2. Gerberei und Schifffahrt**

Die Frage, ob mit „Lauer“ eine Schiffsanlegestelle oder der Sitz einer Gerberei bezeichnet wurde, hat nicht nur einen sprachlichen, sondern auch einen technischen Aspekt. Denkbar wäre ja, dass sich beide Funktionen miteinander vertragen und deshalb dieselbe Bezeichnung haben könnten.

Die Gerberei gehört zu den ältesten Handwerken. In Mittelalter und früher Neuzeit änderte sich die Technik der Verarbeitung von Tierhäuten kaum. Die Beschreibung in einer älteren Ausgabe des Brockhaus ist den vorindustriellen Abläufen noch sehr nahe:

„Die drei Hauptoperationen, denen die zu gerbende Haut [...] unterworfen wird, sind: das Reinmachen, das eigentliche Gerben und die Zurichtung. [...] Die wichtigste dieser Methoden ist die Lohgerberei, auch Rotgerberei genannt, bei welcher die Häute mittels gerbsäurehaltiger Stoffe (Gerbstoffe) in Leder verwandelt werden.“<sup>6</sup>

Die Rohstoffe der Rotgerberei waren Rinderhäute, Wasser und Lohe, die meist aus Eichenrinde gewonnen wurde. Gelegentlich wurden weitere Zusätze verwendet wie Tauben- und Hundekot. Den größten zeitlichen Anteil an dem mehrmonatigen Verarbeitungsprozess hatte das Wässern. Für das anfängliche Einweichen und für die Spülungen zwischen den Lohebädern wurde fließendes Wasser bevorzugt. Das bekannte Sprichwort von den davongeschwommenen Fellen belegt das. Im Unterschied dazu wurde die Gerbsäure in Gruben oder Wannen zugesetzt. Jede Gerberei war deshalb auf eine kontinuierliche Wasserversorgung angewiesen, die offene Gewässer, aber auch gefasste Quellen und Brunnen bieten konnten.



Seit 1607 ist an der Schiffgasse 10 eine Gerberei nachgewiesen. Die Sandsteinbögen – heute Teil des Kurpfälzischen Museums – zeugen von der Größe der einstigen Anlage. (Foto privat)

Häute sowie Stege, um die Gestelle erreichen zu können. Da war kein Platz für Schiffe. Zwar konnten – wie etwa in Neckargemünd – die Gerbergruben unmittelbar neben dem Schiffskai liegen, umso deutlicher war aber das Bedürfnis, beide Bereiche auch sprachlich zu differenzieren.

### 3. Die „Lauerfahrt“ an der Saar

Unter den aus „lauer-“ gebildeten Straßennamen sticht der der „Oberen Lauerfahrt“ in Saarbrücken heraus. In ihm verbindet sich die Lauer-Bezeichnung mit einemverkehrlichen Begriff, und die Straße selbst verläuft am Ufer der Saar, einem schiffbaren Fluss. Schon die erste urkundliche Erwähnung dieses Namens verweist 1500 auf eine Verkehrsbeziehung: „Lauer fuerth“<sup>8</sup> Demnach führte dieser Weg zu einer Furt durch die Saar. Anders als der Stadtname vermuten lässt, stammt die Alte Brücke über die Saar erst aus der Mitte des 16. Jahrhunderts; die Brücke der Römerzeit war bereits im frühen Mittelalter verfallen.<sup>9</sup> In der Zwischenzeit wurde die Saar mithilfe einer Furt bzw. mit einem Fährbetrieb gequert.

Die Saarbrücker Flurnamenforschung bleibt der Lohgerber-Deutung verhaftet und kommt zu einem nicht sehr stimmigen Ergebnis:

„Die Lauerfahrt war der Weg, den die Lauer [= ‚Gerber‘ ...] benutzten, um die zum Auswaschen bestimmten Häute an die dafür geeignete Stelle der Saar zu bringen. Mit Lauerfahrt wurde wohl der Pfad selbst, mit Lauerfurt [...] die flache Stelle am Saarufer bezeichnet.“<sup>10</sup>

Dass dieselbe Uferstelle gleichzeitig dem Verkehr und den Gerbern gedient haben könnte, ist von den technischen Gegebenheiten her auszuschließen; ohnehin wäre ein flaches Ufer zum Wässern der Häute ungeeignet gewesen. Näher liegt der Gedanke, dass mit Lauer nicht die Gerber, sondern wie am unteren Neckar die Anlegestelle, hier einer Fähre, gemeint war. Ohne genaue Kenntnisse der mittelalterlichen

Während die Verarbeitung von Rinderhäuten die verbreitetste Art des Gerbens war und größere Anlagen erforderte, produzierte die Weißgerberei aus Schaf-, Ziegen oder Kalbshäuten feinere Leder. Dabei kamen andere Gerbmittel zum Einsatz, der Wasserverbrauch war aber ebenso hoch wie bei der Rotgerberei.<sup>7</sup>

Es liegt auf der Hand, dass Anlegestellen für Schiffe und Vorrichtungen zum Wässern von Tierhäuten sich funktional-räumlich nicht vertragen konnten. Die Gerber brauchten im Uferbereich dauerhafte Gestelle zum Befestigen der

Wegeführung und der Lage der Gerbereien in Saarbrücken ist der Name der Oberen Lauerfahrt nicht zu deuten. Der bloße Hinweis auf die Lohgerber ohne Diskussion weiterer Varianten bleibt jedoch unzureichend.

#### 4. Die Gerbertopografie in Heidelberg

Entscheidend für die Standortwahl eines Gerberbetriebs war die Versorgung mit Wasser. Aus der frühen Neuzeit gibt es einzelne Hinweise. Das Lagerbuch von 1770 hat ausführlichere Angaben; auch die Adressbücher des 19. Jahrhunderts sind hilfreich. Im 20. Jahrhundert ist die Gerberei in Heidelberg erloschen.<sup>11</sup>

Auf dem Grundstück Leyergasse 6 wurden 1998 Spuren einer Gerberei archäologisch nachgewiesen, die mindestens bis ins 14. Jahrhundert zurückreichen; ein Vertrag von 1542 mit der Abtei Schönau bestätigt diese Nutzung und lässt zugleich auf deren Beginn in der Zeit um 1200 schließen.<sup>12</sup> Die Einwohnerverzeichnisse von 1588 und 1600 nennen mehrere Gerberfamilien, ohne dass sich die Namen bestimmten Parzellen zuordnen ließen; die Bereiche sind Leyergasse, Herrenmühle, Grabengasse, Hauptstraße, Steingasse und Fischergasse.<sup>13</sup> Seit 1607 ist für das Areal Schiffgasse 10 eine Gerberei nachgewiesen. Die Renaissance-Arkaden des Sockelgeschosses – heute Teil des Kurpfälzischen Museums – bezeugen die Größe der baulichen Anlage. Betrieben wurde diese Gerberei bis 1888.<sup>14</sup> Das große Haus west-



Die Lederverarbeitung konzentrierte sich vom Mittelalter bis zur Neuzeit in der östlichen Altstadt. Dargestellt sind die Gerbereistandorte vom 15. bis zum 19. Jahrhundert. Schwarze Punkte markieren Betriebe mit bekannter Adresse, weiße Punkte geben ungefähre Bereiche mit Gerbereien wieder. Auch wenn an der Leyergasse und an der Oberen Neckarstraße ein Schwerpunkt zu erkennen ist, hat sich in Heidelberg kein gesondertes Gerberviertel entwickelt. (Quelle: eigene Ermittlung)



lich der Brückentürme, auch als Kornhaus bekannt, wurde im 18. Jahrhundert als Gerberei genutzt, die einzige, die unmittelbar am Fluss lag.<sup>15</sup> Anhand des bauhistorischen Befunds zählt der Archäologische Stadtkataster von 2006 weitere Adressen auf: Obere Neckarstraße 3, 9, 11, 27, 29; Mönchgasse 4, 6; Hauptstraße 239–241; Klingentorstraße 16; Schlossberg 16–16a.<sup>16</sup> Eine Liste der Rotgerbereien im Adressbuch von 1870 nennt darüber hinaus fünf Adressen von neu angelegten oder auf Nachbargrundstücke ausgedehnte Gerberbetriebe: Friesenberg 1, Heiligegeiststraße 11, Unterer Fauler Pelz 2, Obere Neckarstraße 4 und 16.

Die Kartierung zeigt ein differenziertes Bild. Gerbereibetriebe waren nicht zwingend auf eine Lage in Neckarnähe angewiesen, denn die Quellen am Nordhang des Königstuhls konnten die gesamte Stadt mit Frischwasser versorgen.<sup>17</sup> Andererseits gab es einen deutlichen Schwerpunkt im östlichen Teil der Altstadt entlang der Oberen Neckarstraße. Die Nachbarschaft zum Schlachthaus, Obere Neckarstraße 3, dürfte dabei eine Rolle gespielt haben. Trotz der Nähe zum Neckar ist nicht anzunehmen, dass die Gerbereien Flusswasser verwendeten; dazu hätte es aufwändiger Schöpfwerke bedurft. Für die Gerberei an der Herrenmühle – heute das Gasthaus Hauptstraße 239 – ist eine ergiebige Leitung mit Quellwasser nachgewiesen.<sup>18</sup>

Ob der Neckar dennoch zum Wässern genutzt wurde, ist nicht sicher auszumachen. Die vier großen Stadtansichten des 16. bis 18. Jahrhunderts zeigen an keiner Stelle des Neckarufers Gerätschaften, die auf Ledererzeugung schließen lassen. Die einzigen Bereiche, die dafür infrage kämen, sind die Mühlkanäle. Die sind freilich vom gegenüber liegenden Ufer nicht einsehbar, aber dafür frei von jedem Schiffsverkehr. Für die Fragestellung dieser Untersuchung ist das entscheidende Ergebnis der Standortkartierung: An der Lauerstraße gab es keine Lohgerber, die ihr diesen Namen hätten geben können.



Die heutige Lauerstraße auf der Stadtansicht von Matthäus Merian 1620, Ausschnitt (Quelle: Kurpfälzisches Museum S2 2681)

## 5. Die Leyergasse

Gewerblich und sprachlich ist die Leyergasse die eigentliche Lohgerberstraße; sie liegt in der östlichen Altstadt und verläuft vom Neckar zur Hauptstraße. 1542 wird sie in dem bereits genannten Vertrag als „Lauer gassen“ erstmals erwähnt.<sup>19</sup> Im Einwohnerverzeichnis von 1600 sind dort sieben Gerberfamilien aufgelistet;<sup>20</sup> was die Parzellen betrifft, ist allerdings nur für die Nummer 6, die heutige Kulturbrauerei, die bauliche Nutzung als Gerberei nachgewiesen.

Der Schriftsteller Hubert Leodius wohnte zeitweise dort. 1555 nimmt er Leyer wörtlich und sagt über seine Gasse, dass sie „a Lyris appellatur“.<sup>21</sup> Damit formuliert er einen humanistischen Witz, denn 1600 war die Berufsbezeichnung „Leyer“ für Lohgerber noch lebendig, wie das Einwohnerverzeichnis an mehreren Stellen belegt. Sprachlich steht Heidelberg damit nicht allein. In Deutschland gibt es vier Leiergassen (in dieser Schreibweise), zwei davon in der Nähe, in Eppingen und in Zuzenhausen.<sup>22</sup> Das Nebeneinander von Lauer- und Leyer- beweist, dass in Heidelberg damit verschiedene Sachverhalte bezeichnet wurden, und stärkt die Vermutung, dass auch andernorts „Lauer“ nicht nur auf Lohgerber zurückgeht.

## 6. Die Flurnamenforschung

In dem angehängten „Commentar“ zur Ausgabe des Einwohnerverzeichnisses von 1600 geht Karl Christ im Kapitel „Holzhandel“ 1893 beiläufig auch auf die Lauerfrage ein:

„Am Brückenthor, wohl an seinem Fuß, an dem bis zur heutigen Zeit bestandenen Brennholzmarkt oder ‚Lauer‘ war also das alte (jetzt verschwundene) Längenmaß der Scheiter angebracht. [...] Am Vorland unterhalb der alten Brücke (das erst um 1860 verbreitet wurde) konnten übrigens wegen der Pfistermühle nur kleinere Holz- und andere Schiffe landen, während die Floße beim untern Lauer, d.h. dem Zimmer- oder Jubiläumsplatz hielten. [...]

Da nun die Bauamtsgasse auf den unteren Lauer ausmündete und früher auch Lauer-gäßlein oder Altleyergäß hieß [...], so wird sie davon den Namen erhalten haben, wo nicht von dem, 1588 etwa an ihrem oberen Ende an der Hauptstraße wohnenden Lauer oder Layer Ehinger [...]. Von solchen Lohgerbern ist die heutige Leyergasse benannt, die am östlichen Stadtgraben lag, in den die Lohbrühe abfloß. Ebenso die am nördlichen [gemeint ist: südlichen] Stadtgraben, oben an der Kettengasse gelegene, im 16. Jahrhundert öfters genannte ‚alte Lauergasse‘, womit also der überall auf das Ufer beschränkte Ausdruck ‚der Lauer‘ (wohl von altdeutsch lēwir = Hügel, Böschung) nicht zusammenhängt.“<sup>23</sup>

Im Folgenden beschreibt Christ den Schlierbacher Lauer als einen „gemauerten alten Landungsplatz beim Gutleuthof“; im Register ist Lauer mit „Anlände“ umschrieben.<sup>24</sup>

Bemerkenswert ist die Klarheit, mit der Christ von zwei Lauer-Bedeutungen ausgeht: die Anländen am Fluss und die nicht auf das Ufer bezogenen Gassen der Lohgerber. Einige seiner Annahmen ließen sich richtigstellen: Es gab 1588 keinen Gerber an der Bauamtsgasse, die sprachliche Herleitung von „Hügel, Abhang“ leuchtet nicht ein, und mit der „alten Lauergasse“ ist in den Quellen die gesamte Kettengasse gemeint. Aber in der Struktur seiner Argumentation erfasst Christ die Doppeldeutigkeit des Begriffspaares Lauer/Leyer richtig.

1900 kam im Auftrag der Badischen Historischen Kommission eine Sammlung von Texten zur Entwicklung des Heidelberger Stadtrechts heraus. In einer Verordnung Pfalzgraf Friedrichs II. „über Reinlichkeit und Sicherheit der Stadt Heidelberg“, datierbar auf ca. 1545, findet sich der bislang älteste Beleg für den Heidelberger Lauer an der Brücke: „Es soll auch nit mehr gestattet werden, die seu ufm marck zu feilem kauff zu treiben [...] sonder sol auf dem lauwer am Neckar feil haben.“<sup>25</sup>

Mit Lauer gemeint ist hier ein Uferstreifen, der als Schiffslände und Stapelort für Güter dient. Die spätere Spezifizierung als Holzlagerplatz ist noch nicht zu erkennen. In einer Fußnote weist der Bearbeiter der Sammlung, der Berliner Rechtshistoriker Carl Koehne, auf die Bedeutungsdifferenz hin: „Lauerplatz, Ladeplatz, Löschplatz. [...] Die an demselben vorbeigehende Straße heißt noch heute Lauerstraße. Verschieden davon lauwer = Lohgerber.“<sup>26</sup>

Herbert Derwein schließt 1940 in seinem Flurnamenbuch an die Arbeit von Christ an. Seine fundierte Kenntnis der Quellen ist bis heute unübertroffen. Um seine Belege systematisch gliedern zu können, verteilt Derwein sie auf vier Stichwörter:

1. Lauer, Lauerplatz: Derwein nennt die oben zitierte Stelle aus der Regierungszeit Friedrichs II.; weitere Fundstellen des 18. und 19. Jahrhunderts belegen den Holzplatz an der alten Brücke. Den großen Lauer am heutigen Jubiläumsplatz sieht Derwein erst im 19. Jahrhundert. Von Christ übernimmt er den Hinweis auf den gemauerten Kai in Schlierbach, leider ohne datierten Beleg. Zum sprachlichen Hintergrund nennt er lapidar: „Sprachliche Herkunft dunkel.“

2. Alte Laugasse, Kettengasse: Derweins wichtigste Entdeckung ist eine mittelalterliche Laugasse, die er – anders als Christ – genau lokalisieren und datieren kann: 1364 „in der laurgaßen“; 1455 „in der alten lawer gassen“; 1517 „in der alten Lauwer gaßen gegen siner fürstlichen gnaden harnesch Hauße vber gelegen“. Damit ist jeder Zweifel ausgeschlossen. Das „Harnischhaus“, das pfalzgräfliche Zeughaus an der südlichen Stadtmauer beim Marktbronner Tor, lag an der Kettengasse, die noch im 14. Jahrhundert Laugasse hieß. Wie Christ sieht Derwein hier keinen Zusammenhang mit dem Lauer am Neckar und vermutet, dass an der Kettengasse Lohgerber wohnten.

3. Lauer Gässlein: Die Bauamtsgasse hat in ihrer Namensgeschichte sehr verschiedene Bezeichnungen erlebt. Im 16. und 17. Jahrhundert wurde sie gelegentlich Lauer- oder auch Leyergasse genannt, da sie zum großen Lauerplatz, dem späteren Zimmerplatz führte.

4. Lauerstraße: Die heutige Lauerstraße hat erst im Lagerbuch von 1770 ihren Namen erhalten, aber nur für ein Teilstück. In den Adressbüchern vor 1856 heißt sie Neckarstraße. Erst ab 1856 führt sie den heutigen Namen.<sup>27</sup>

Die Heidelberger Flurnamenforschung von Karl Christ über Carl Koehne bis zu Herbert Derwein hat eine einheitliche Tendenz: Der Lauer ist für sie Schiffslände und Stapelplatz am Neckar. Zugleich rechnet sie mit der Möglichkeit, dass dort, wo kein Bezug zum Fluss gegeben ist, Lauer auch auf die Lohgerber bezogen sein kann. Nicht recht verständlich ist, warum der Archäologische Stadtkataster beim Stichwort „Städtischer Lauerplatz“ sich nicht entscheiden kann, „ob der Name etymologisch auf das Gerberhandwerk bezogen werden kann“.<sup>28</sup> In seinem Straßennamenbuch beschreibt Hansjoachim Rätter den Lauerplatz, geht aber auf die Lauer-Etymologie nicht ein.<sup>29</sup>

## 7. Die Lauerstraße als Straße

Dass der Name der Lauerstraße erst so spät auftritt, liegt daran, dass sie eine längere Entwicklung durchlaufen hat. Siedlungsgeschichtlich war die heutige Straßensfläche zunächst Teil des Ufers, eben des Lauers. Irgendwann wurde die Ufermauer errichtet, die den Lauer von der Stadt trennte. Die Pfistermühle, erstmals 1471 erwähnt, verkürzte den Lauer, an dem nun keine langen Flöße mehr anlegen konnten. Die Lauerstraße selbst diente dem Mühlenverkehr, wobei Fuhrwerke nur über die Brücke oder über die Judengasse/Dreikönigstraße zu- und abfahren konnten.

Eine anerkannte Straße war die Lauerstraße immer noch nicht. Im Einwohnerverzeichnis von 1588 kommt sie nicht vor, auch nicht mit anderem Namen; die Bewohner der Häuser auf der südlichen Straßenseite sind den angrenzenden Quergassen zugeordnet. 1663 wird sie „gemeine gaß“ genannt,<sup>30</sup> ist also immer noch ohne Namen. Der Merianstich zeigt den Zustand von 1620: Die Südseite besteht aus einer giebelständigen Häuserzeile; die Mühle ist das einzige Gebäude auf der Nordseite der Straße; die niedrige Mauer hat mehr administrativ-technische als militärische Bedeutung; zwei Durchlässe – das Judentor und die Haspelpforte – ermöglichen den Zugang zum Lauer.

Im 18. und 19. Jahrhundert wurde auch die Nordseite der Lauerstraße nach und nach bebaut. Damit verkleinerte sich schließlich der Lauerplatz bis auf eine kleine Fläche beim Brückentor. 1896/97 wurde der Uferbereich durch den Bau des Neckarstaden völlig umgewandelt und dem Verkehr gewidmet.<sup>31</sup> Heute markiert lediglich die Lücke zwischen den Häusern Nr. 5 und 7 den letzten Rest des ursprünglichen Lauerplatzes. Der Neckarstaden erschloss die Lauerstraße auch von Westen für den Fahrverkehr, verkürzte sie zugleich, indem die Hausnummern östlich der Dreikönigstraße der neuen Straße zugeordnet wurden.



Die auffällige Lücke zwischen Lauerstraße 5 und 7 ist – von den Garagenbauten einmal abgesehen – der letzte Rest des mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Lauerplatzes. (Foto: privat)

## 8. Die Lauerordnungen

Was sich genau auf dem Lauerplatz abspielte, ist bis zum 18. Jahrhundert nicht klar ersichtlich. In der Verordnung Friedrichs II. ist, wie oben zitiert, vom Schweinehandel die Rede. Entscheidend ist bis zum 17. Jahrhundert die Transportkette vom Schiff über Fuhrwerke in die Markthalle, Haspelgasse 12. Ob und wie sich im Lauf der Jahrhunderte die Zusammensetzung der Warenströme änderte, ist unsicher. 1805 nennt Peter Friedrich Wundt den Lauer einfach „Holzmarkt“.<sup>32</sup>

Am 1. August 1789 erlässt die kurpfälzische Regierung über den Stadtdirektor eine Lauerordnung für Heidelberg, die im Druck elf Seiten umfasst.<sup>33</sup> Anhand der Gebührenlisten ist zu erkennen, dass Brennholz die Hauptmasse ausmachte, dass aber auch Holzrohlinge zur Weiterverarbeitung, Baustoffe und an den Fruchtmarttagen auch Gemüse, Heu und Stroh ankamen und in der Stadt verteilt wurden. Genannt werden im Einzelnen Hopfenstangen, Latten für Kübler und Wagner, Teichlen (Wasserrohre), Ziegelsteine, Kohle, Lohkäß (Gerberlohe), Weißkohl und andere Güter; die Belieferung des Fruchtmartts wird beiläufig genannt und fällt nicht unter die Gebührenordnung. Zu den jeweiligen Mengen finden sich keine Angaben.

Der Lauer war verpachtet an einen „Beständer“, dem vier „Holzmesser“, also Lagerarbeiter zur Seite standen. Außerdem gab es „Kärcher“, Fuhrleute mit Pferdewagen; Privatkunden durften eigene Fahrzeuge einsetzen, aber nicht für Dritte arbeiten. Das Personal lebte von den für jede Transaktion erhobenen Gebühren, durfte sich aber nicht selbst beim Handel betätigen. Dem Beständer stand ein Haus mietfrei zur Verfügung, das er zu unterhalten hatte.

Der redundante Duktus der Lauerordnung spiegelt die zahllosen Beschwerden, Streitigkeiten und Konfusionen wider, die es beim Lauerbetrieb stets gab. Wiederholt mahnt die Ordnung, „niemanden, wer er auch sei, Christ oder Jud, arm oder reich“, zu benachteiligen<sup>34</sup> und huldigt damit dem Zeitgeist von 1789.

In der Folgezeit wurde die Lauerordnung mehrfach ergänzt und präzisiert. So ist 1801 aus einem Verbot des nächtlichen Anfahrens des Lauers zu erfahren, dass das Gelände umfriedet war und nach Lauerschluss abgeschlossen wurde.<sup>35</sup> 1823 wird die Lauerordnung neu gefasst. Urheber ist nicht mehr die Regierung, sondern der Heidelberger Stadtrat, der zur besseren Aufsicht einen Lauercommissär ernennt. Für den Erfolg des Lauerbetriebs spricht, dass nun Mengenbeschränkungen je Anbieter erlassen werden. Ansonsten ändert sich gegenüber 1789 wenig.<sup>36</sup>

Die Eisenbahn ab 1840 und die Kettenschiffahrt ab 1878 bedeuteten das Ende des regionalen Güterverkehrs auf dem Neckar und damit auch des Lauerbetriebs. In den Adressbüchern wird das Lauerhaus noch bis 1856 genannt, scheint danach leer gestanden zu sein, bis es 1876 privates Wohn- und Geschäftshaus wurde, heute Lauerstraße 11. Mit dem Bau des Neckarstadens 1896 verschwand auch der Lauerplatz mit seinen Einrichtungen.

Der Lauer blieb, nun als Anlegestelle für die Personenschiffahrt. So hat Heidelberg bis heute eine Lauergebührenordnung. Deren aktuelle Fassung wurde zuletzt am 25. Juli 2007 vom Gemeinderat beschlossen.<sup>37</sup>

## 9. Die Lauer am Neckar

Für ihren Beitrag in der Rhein-Neckar-Zeitung hat Elisabeth Murr-Brück viel telefoniert:

„In Eberbach wird über ihn diskutiert, in Neckarsteinach gerätselt, in Heidelberg träumt man von einer Flusspromenade, und im Mannheimer Stadtteil Seckenheim hat er einst für ziemlichen Unmut gesorgt: Der Neckarlauer. Die Bezeichnung findet sich an diesem Fluss öfter, aber anscheinend nur hier.“<sup>38</sup>

An den angefragten Orten gab es offenbar wenig befriedigende Antworten, und auch die Literatur zur Geschichte der Neckarschifffahrt hat sich um die Benennung der Anlegestellen kaum gekümmert. Eine Ausnahme macht Friedrich Facius, der 1979 in einer Fußnote seinen ganzen Zettelkasten zum Stichwort „Lauer“ mitteilt: „Mainz (frühestes Vorkommen 1575, 1625), Mannheim (18. Jahrh.), Heidelberg (M. 18. Jahrh.), Neckarsteinach, Hirschhorn, Eberbach, Wimpfen, Heilbronn (16./17. Jahrh.).“<sup>39</sup>

Zu verstehen ist diese Fußnote so, dass die Orte ohne Klammerzusätze Uferabschnitte haben, die aktuell „Lauer“ heißen, während es für die übrigen Städte Aktenhinweise in der Literatur gibt. Facius insinuiert, dass die Bezeichnung Lauer erst in der frühen Neuzeit an Oberrhein und Neckar auftritt. Im Folgenden soll diese Auflistung ohne Anspruch auf Vollständigkeit ergänzt und zugleich gezeigt werden, dass diese Bezeichnung bereits mittelalterlich belegt ist.

Dass Heilbronn in der Reihe der Lauerorte auftaucht, verwundert zunächst. Die freie Reichsstadt spielte stets eine Sonderrolle, indem sie den Fluss sperrte und ein „Speditionsmonopol“ beanspruchte.<sup>40</sup> Was die Benennung der Schiffsanlegestelle betrifft, ist die Chronik der Stadt Heilbronn freilich trügerisch: 1146 habe Kloster Hirsau dort den „Hafen (Lauer)“ gekauft. Tatsächlich ist in der lateinischen Urkunde nur vom „portus“, also von einem Hafen die Rede.<sup>41</sup> Im 19. und 20. Jahrhundert ist der Lauername in Heilbronn noch aktuell. 1897 wird der „Lauer auf dem östlichen Ufer“ neu gebaut.<sup>42</sup> Seit 1926 gibt es in Hafennähe einen Lauerweg. Im Straßennamenbuch von 2005 heißt es dazu: „Grund der Benennung unbekannt.“<sup>43</sup>

Unterhalb von Heilbronn verlief der Neckar durch das Territorium des Deutschen Ordens. Dort herrschten andere Regularien als in der Kurpfalz: Der Deutschmeister verlieh den Neckarorten gegen eine Abgabe das Kranen- und Lauerrecht.<sup>44</sup> In Offenau ist für 1845, also bereits in württembergischer Zeit, ein Lauer belegt;<sup>45</sup> in Jagstfeld, Stadtteil von Bad Friedrichshall, und in Gundelfingen gibt es heute Uferabschnitte, die Lauer heißen.

Neckarelz war die Grenz- und Zollstation zur Kurpfalz.<sup>46</sup> Die Flurnamensammlung zu Neckarelz enthält keinen Eintrag zum Stichwort Lauer.<sup>47</sup> Noch in der Mitte des 20. Jahrhunderts wurde allerdings eine Umschlagstelle „Lauer“ gebaut, wie aus einer Akte im Generallandesarchiv Karlsruhe hervorgeht.<sup>48</sup> Diese Namensgebung lässt auf eine ältere Tradition schließen.

Neckargemünd und Schlierbach waren bereits erwähnt, ohne dass sich ein datierter Beleg für die Lauerbezeichnung finden lässt. Ziegelhausen baute 1890 einen Lauerplatz in der Nähe des Leinpfads.<sup>49</sup> Selbst am Haarlaß legten am Ende des 19. Jahrhunderts Schiffe an;<sup>50</sup> ein Name dieser Anlände war nicht zu finden.

Im Zettelkasten von Friedrich Facius sind die Angaben zu Heidelberg, wie oben gezeigt, zu korrigieren: Die erste Erwähnung fällt bereits in die Mitte des 16. Jahr-



Der Neckar als Wasserstraße von Heilbronn bis zur Mündung (Quelle: Hanns Heiman: Neckarschifffahrt, Bd. 1 (wie Anm. 40), S. IX)

hundreds, and when the former name of the Kettengasse der Schiffslände and not the Gerbereien galt, dann bereits ins 14. Jahrhundert. Neuenheims Anlegestelle ist weitaus älter als die Heidelbergs. Die Neckarquerung per Furt oder Fähre in der Achse Schulzengasse – Rohrbacher Straße zeichnet sich auf der Neuenheimer Seite bis heute im Straßengrundriss ab.<sup>51</sup> In der Stadtordnung Friedrichs I. von 1465 ist die Rede von dem „staden, da Nuwenheym ligt“.<sup>52</sup> Merkwürdigerweise heißt es hier nicht „Lauer“, sondern „Staden“. Ein Beleg für das Wort Lauer findet sich erst 1830; nach dem Bau der Friedrichsbrücke wurde der Lauer 1878 neu angelegt.<sup>53</sup> Wieblingen hat keinen Lauer, sondern einen „Hamm“, zuerst belegt 1784; der heutige Straßename ist Neckarhamm.<sup>54</sup> Die Schifffahrtsgeschichte Wieblingens ist noch nicht geschrieben.

Ladenburg hatte eine Lauerordnung, gültig seit 30. September 1903, die 1975 aufgehoben wurde.<sup>55</sup> Für das 16. und 17. Jahrhundert ließen sich keine Hinweise auf einen Lauer in Ladenburg finden.<sup>56</sup> Für Seckenheim, heute Stadtteil von Mannheim, ist 1375 eine Neckarfurt überliefert. Für das 16. bis 18. Jahrhundert ist ein Hamm belegt, gedeutet nicht als Schiffslände, sondern als Prallhang und Hochufer.<sup>57</sup> Von einem Lauer ist erst 1806/10 die Rede, als die Kaimauer für eine Fähre gebaut wurde.<sup>58</sup>

Die Neckarmündung wurde erst mit der Gründung Mannheims 1607 zu einem Ort des Schiffsverkehrs. Die Verlegung der Residenz von Heidelberg nach Mannheim stärkte 1720 den Umschlagplatz. An zwei Flüssen gelegen, gab es auch zwei Anlegestellen, für die im 18. Jahrhundert der Name Lauer überliefert ist.<sup>59</sup> Es herrschte eine klare Funktionsteilung: Der Rheinlauer, direkt am Schloss gelegen, diente den herrschaftlichen Jachten, am Neckarlauer wurde der normale Güterverkehr abgewickelt. Im 19. Jahrhundert verlor sich die Lauerbezeichnung; Mannheim wurde Hafenstadt.

Mit der Neckarmündung endet die Reihe von Lauern nicht. Sandhofen, heute ein Stadtteil Mannheims, liegt nicht am Neckar, sondern am Rhein. Dort gab es eine Fährverbindung, für die in einer Urkunde des Klosters Schönau 1290 ein „Lauwer“ genannt wird. Spätere Belege sind „der lauweren, lauegassen“ (1300) und „landstraßen durch das Dorff von der Lauweren“ (1571).<sup>60</sup> Die Neckarschiffe befuhren auch den Rhein; erst das Mainzer Stapelrecht beendete ihren Kurs im Norden. Die Lauerbachgasse in Speyer und die Lauergergasse in Worms lassen von ihrer jeweiligen Lage im Stadtgrundriss eher einen Bezug zur Gerberei vermuten. Für Mainz hat Facius Lauerhinweise für 1575 und 1625 ermittelt. Ergänzen lässt sich das noch mit einem Vertrag von 1749, in dem von den „sogenannten lauer-Kärchen in Mayntz“ die Rede ist.<sup>61</sup> Dieselbe Bezeichnung für die Fuhrleute am Lauerplatz findet sich auch in der Heidelberger Ordnung von 1823: „Lauerkärcher“.<sup>62</sup>

Eine amtliche Beschreibung des Großherzogtums Baden hält 1885 fest: „Anlandestellen, sogenannte Lauer, befinden sich an fast allen Neckarorten, größere Anlagen dieser Art in Eberbach, in Verbindung mit einem Winterhafen, und in Heidelberg mit Zollhof und Krahen.“<sup>63</sup>

Die Lauer-tour von Heilbronn bis Mainz konnte zeigen, dass sich tatsächlich entlang des Neckars die Lauerorte häufen. Diese Bezeichnung geht auf das Mittelalter zurück. Offen bleibt die Frage, ob das auch für diese Häufung gilt, denn das 18. und 19. Jahrhundert haben durch Neuanlagen und Satzungen vereinheitlichend gewirkt. Insgesamt hat die Recherche noch zu viele Lücken, deren Schließung allerdings einen progressiv steigenden Aufwand erfordern würde.

Fest steht lediglich, dass die Lauerbezeichnung gegenwärtig aus der Mode gekommen ist und nicht mehr verstanden wird. Mannheim als Zwei-Flüsse-Stadt hatte einen Rhein- und einen Neckarlauer, die räumlich und funktional getrennt waren. Die Schiffsanlegestellen in Eberbach und Neckargemünd heißen heute ebenfalls Neckarlauer. Denkbar wäre, dass es dort für die mündenden Zuflüsse Itter und Elsenz jeweils eigene Holzsammlerplätze gegeben hat. Hinweise darauf habe ich nicht gefunden. Wenn die Bewegung „Stadt an den Fluss“ in Heidelberg allerdings einen Neckarlauer ausruft, dann nur aus Mangel an Vertrauen in den historischen Lauer-namen.

## 10. Zur Sprachgeschichte

Das Dunkel der sprachlichen Herkunft des Worts Lauer, das Herbert Derwein 1940 konstatiert, kann auch dieser Beitrag nicht wirklich aufhellen. Im Folgenden sollen lediglich anhand von Beobachtungen und Bemerkungen einige Aspekte der Etymologie näher eingegrenzt werden.

Es gibt in Deutschland 54 Orte, in denen es Straßennamen gibt, die aus dem Bestandteil Lauer- gebildet sind; nicht eingerechnet sind dabei Straßen mit unbetonten -lauer-Teilen wie Calauer oder Prenzlauer Straße.<sup>64</sup> Nach Postleitzahlen sortiert entfallen 39 auf die Anfangsziffern 6, 7 und 9, also drei Viertel. Dieser Raum umfasst die nördlichen Teile von Bayern und Baden-Württemberg, Hessen und die Gebiete westlich des Rheins; er entspricht in etwa dem Gebiet der fränkischen Sprachen.<sup>65</sup> 1981 stellt Johannes Cramer fest, dass es keine Untersuchung zu den Bezeichnungen des Gerberberufs in Süddeutschland gebe;<sup>66</sup> das hat sich bis heute nicht geändert. Diese erste Beobachtung erlaubt eine nähere regionale und histori-



sche Einordnung des Lauerworts und zwar sowohl für den Schifffahrts- als auch für den Lohgerber-Lauer.

Die zweite Beobachtung ist, dass der Lauer weder der Sache noch dem Wortlaut nach in den Dokumenten zur Schifffahrtsgeschichte am Neckar erscheint. In der Schifffahrtsordnung Friedrichs IV. von 1605 ist geregelt, dass die Schiffer und ihre Bruderschaften für den Unterhalt von „weeg und steeg an und im Necker gebauet“ aufzukommen haben.<sup>67</sup> Hier wie in den Verhandlungen der beiden folgenden Jahrhunderte sind mit Weg und Steg immer nur die Leinpfade und deren Nebeneinrichtungen gemeint, niemals jedoch die Schiffsanlegestellen. Hanns Heimann nennt weder in den Quellen noch in der Darstellung der Neckargeschichte das Wort Lauer öfter als ein halbdutzendmal. Offenbar ist der Lauer in seiner Bedeutung ausschließlich landseitig gedacht; vom Wasser aus wird der Anlegestelle keine Beachtung geschenkt.

Die dritte Beobachtung ist, dass die Anlände Lauer erst spät als amtlicher Begriff genannt wird. In den Zusammenhängen der Sandhofer Fähre des 13., der Heidelberger Gasse des 14. und der Verordnung Pfalzgraf Friedrichs II. des 16. Jahrhunderts erscheint Lauer nicht als offizielle Benennung, sondern eher beiläufig und ohne begriffliche Fixierung. Dazu passt der Neuenheimer „staden“ in der Stadtordnung von 1465, wo es ja auch „lauer“ hätte heißen können. Möglicherweise wurde „Lauer“ zunächst umgangssprachlich gebraucht, bis dieses Wort in den Ordnungen des 18. Jahrhunderts zu einem Verwaltungsbegriff wurde. Auch die Redeweisen von den „sogenannten“ Lauerkärchern (1749) und den „sogenannten“ Lauern (1885) lassen noch den Aufstieg aus mündlichem in schriftlichen Gebrauch ahnen.

Die vierte Beobachtung handelt von verschiedenen Wörterbuchfunden einzelner Autoren. Diese lexikalische Methode, alte Worte oder Wortstämme zu suchen, auf die sich das zu untersuchende Wort zurückführen ließe, ist beliebt, aber oft nicht überzeugend. Für mich kam die Schwierigkeit hinzu, dass in diesen Covid-19-Zeiten (Stand Juni 2020) der Lesesaal der Universitätsbibliothek mit seinen Lexika und Wörterbüchern nicht zugänglich war. Aber auch dann, wenn diese Sperre für Nicht-Universitätsangehörige aufgehoben ist, bleibt als mein Haupthandicap, dass ich als Theologe nur rudimentäre philologische Kenntnisse habe. Ich will mich auf vier Belege beschränken, die sich sämtlich auf den Schiffslauer beziehen.

Karl Christ nennt 1893, wie oben bereits zitiert, das altdeutsche Wort „lêwir = Hügel, Böschung“ als Lauer-Ursprung.<sup>68</sup> Eine Quelle oder eine Begründung hat er dafür nicht. Nahezu identisch ist 2010 Hansjörg Probsts Vorschlag: „Ahd ‚hlêo‘, Gen ‚hlêwes‘, auch ‚hlêwarī‘ Pl. ‚(h)lêwer‘ = Lauer, aufgeschütteter Hügel, Stapelplatz am Wasser, Kai und Schiffslände“.<sup>69</sup> Auch hier fehlen Belegstellen und Übergangsformen. Die Herleitung könnte stimmen oder eben auch nicht. Anders argumentiert 1979 Friedrich Facius: „Ursprung [von Lauer] in der niederländischen Seemannssprache; auch in die Sprache der Binnenschiffer eingedrungen.“<sup>70</sup>

Facius führt Wörterbuchbelege an und sieht einen Zusammenhang mit dem Verb „lavieren“. Trotz dieser philologischen Genauigkeit leuchtet dieser Vorschlag nicht ein. In Mittelalter und früher Neuzeit waren Einheimische die Träger der Binnenschifffahrt; es gibt keine Hinweise auf niederländische Schiffer auf dem Neckar. Das seemannssprachliche „Lavieren“ passt überdies nicht zu dem oben beobachteten landseitigen Sinn der Lauerbezeichnung.

Das letzte Beispiel stammt aus Eberbach. 2011 schreibt Michael Lipschitz, ebenfalls in einer Fußnote zu dem Wort „Lauer“:

„Evtl. mit idg. [indogermanischer] Wurzel ‚lou‘ für waschen, baden sowie lat. ‚lavare/lautum‘ für waschen, baden/gebade, gewaschen und mhd. [mittelhochdeutsch] transitiv la-  
wen für machen. [...] Ein Lauer wäre dann die gemachte, befestigte, schiffbare Be- und  
Entladezone von Schiffen am Flusssufer, auch Lagerplatz schiffbarer Güter.“<sup>71</sup>

Die Wurzel „lou“ leuchtet sprachgeschichtlich am besten ein. Eine Herkunft vom lateinischen lavare kommt freilich nicht in Betracht, denn im einst römisch regierten Donaauraum fehlt es an Lauer-Namen. Allenfalls denkbar wäre ein Umweg über das Fränkische. Auch ist keine Verbindung zum Lohgerber-Lauer ersichtlich.

Die Sprachwurzel, die es zu finden gilt, müsste folgendes Profil haben: Im Zug der fränkischen Siedlungsbewegung bezeichnet sie die Stelle, an der offenes Wasser zugänglich ist. An schiffbaren Gewässern wurde daraus die Anlegestelle, an anderen Orten dominierte das wasserbedürftige Handwerk der Lohgerber. Damit ließe sich die parallele Entwicklung einer doppelten Bedeutung des Lauers innerhalb desselben Sprachraums erklären. Auffällig ist etwa in Heidelberg, dass hier für die Lohgerber eine andere Bezeichnung verwendet wurde, die Leyer, um sprachlich zu differenzieren. Lauer als Anlegestellen dürfte es an verschiedenen Flüssen gegeben haben, wie oben am Beispiel der Saarbrücker Lauerfahrt erörtert. Aber nur am Neckar setzte sich diese Bezeichnung für den gesamten schiffbaren Verlauf durch. Ursprünglich der Umgangssprache angehörig, stieg der Lauer als Anlegestelle allmählich in die Verwaltungssprache auf.

Diese Hypothese bräuchte weitaus mehr und weiträumiger erhobene Quellenbelege, als ich hier zusammengetragen habe. Insofern besteht das Dunkel der sprachlichen Herkunft fort. Aber vielleicht gibt es nun mehr Stoff zur Diskussion.

## 11. Die Kettengasse als „alte Lauergasse“

Der Lauer als Anlegestelle war kein Nebeneffekt der Siedlungsentwicklung Heidelbergs. Dort, wo der Neckar das Mittelgebirge verlässt, traf sich der Schiffsverkehr mit dem Landverkehr der Rheinebene. Der Odenwald lieferte vor allem Holz, in kleinerem Umfang auch andere Baumaterialien; umgekehrt bezog das Mittelgebirge Wein und Handwerkserzeugnisse aus der Ebene. Das Flusssufer war die verkehrliche Schnittstelle<sup>72</sup> für die Güter des regionalen Bedarfs: Geladen wurde vom Wasser auf Fuhrwerke und umgekehrt.

Organisiert und beherrscht wurde diese Transportaufgabe von den weltlichen und geistlichen Feudalherren. Der Knoten lag zunächst im Westen in Bergheim und verlagerte sich dann in mehreren Etappen nach Osten: zunächst nach Neuenheim am Fuß des Heiligenbergs, der der Abtei Lorsch gehörte, und weiter im Taltrichter zum Hof des Wormser Bischofs. Die Sandgasse hat ihren Namen von einer Schiffsanlegestelle.<sup>73</sup> Diese Ostwanderung der verkehrlichen Schnittstelle hat möglicherweise ihren Grund darin, dass der Neckar sich Zeit ließ mit der Verlagerung seines Betts vom Süden der heutigen Altstadt in deren Norden.<sup>74</sup>

Pfalzgraf Konrad baute etwa 1170 seine Burg Heidelberg auf dem Kleinen Gaisberg, heute Molkenkur genannt. Zur Siedlung um die Peterskirche gab es von dort keine Wegeverbindung. Die Anbindung an den Neckar als Hauptverkehrsader erfor-

derte einen eigenen Schiffsanlegeplatz östlich des Wormser Hofes und der Sandgasse. Diese Konstellation erklärt den Namen der „alten Lauergasse“, die erst später zur Kettengasse wurde. Derweins Annahme, hier haben „offenbar“ Lohgerber ihren Sitz gehabt, passt nicht in diese Zeit: Den Burgweiler bewohnten Ministeriale; Handwerker siedelten erst in der sich entwickelnden Stadt; auch später gab es dort keine Gerbereien.

Die Belege dafür, dass die Kettengasse zunächst Lauergasse hieß, stammen aus dem 14. bis 16. Jahrhundert. Da die Trassenführung im Grundsatz identisch bleibt, erlaubt der Namenswechsel einen Blick in die Zeit vor der Gründung der Planstadt zu Anfang des 13. Jahrhunderts.<sup>75</sup> Das südliche Ende der Kettengasse war das Scharnier zwischen Burg und Siedlung, noch bevor daraus eine Stadt wurde. Hier begann vom Tal aus der „Jähe Steig“, der nur mit zusätzlich vorgespannten Ochsen zu bewältigen war. Hier lag der pfalzgräfliche Marstall, das oben bereits genannte spätere „Harnischhaus“, also das Zeughaus und Arsenal der Burgherren. Nach der Anlage der Planstadt und der Ummauerung änderte auch der Bau des Marktbronner Tors nichts an der Scharnierfunktion dieser Position. Genau hier, an der Südostecke der Kettengasse, errichtete der Deutsche Orden sein Heidelberger Haus,<sup>76</sup> um dem Landesherrn möglichst nahe zu sein. Erst das späte 16. Jahrhundert milderte die extreme Steigung mit der Serpentine des Faulen Pelzes.<sup>77</sup>

Zwei Änderungen wurde die alte Lauergasse in ihrer Geschichte unterworfen. Die planmäßige Stadtgründung schwenkte ihren Verlauf um 5 Grad, um sie rechtwinklig in die Hauptstraße einmünden zu lassen. Der heutige Verlauf ihres südlichen Abschnitts bis zum Knick auf Höhe der Ingramstraße entspricht ihrer ursprünglichen Trasse:<sup>78</sup> Nach Norden verlängert würde diese Trasse etwa beim Haspeltor das Neckarufer erreichen. Zugleich verlor sie – ähnlich der Sandgasse – ihren durchgehenden Verlauf; der untere Teil wurde zur Haspelgasse.

Die zweite Änderung betrifft den Namen. Zwar hatte der Neckar als Verkehrsader seine Bedeutung behalten; „der vorüberlaufende Strohm des Neckars ist Schifffreich biß 8 Meilen über diese Statt hinauff“, schreibt 1620 Julius Wilhelm Zinzgref in dem Begleittext zu Merians Stadtansicht.<sup>79</sup> Aber großartiger als der Schiffsverkehr hatte sich die Herrschaft der europaweit agierenden Landesherrn entwickelt, deren Residenz der Stadt ihren Glanz verlieh. Wichtigstes Machtsymbol innerhalb der Stadtmauern war der Komplex aus Marstall, Zeughaus und Kanzlei. Die lateinische Bezeichnung „cattus“ für ein Belagerungsinstrument war der Sammelbegriff für alle Waffen im Arsenal. So entstand – wie in vielen anderen Städten – der Name der Kettengasse,<sup>80</sup> während der ältere Name verblasste. 1462 brannte der pfalzgräfliche Komplex ab, das Zeughaus kam an den Neckar, die Kanzlei zog in die Kanzleigasse. Die Kettengasse behielt ihren Namen, ohne verstanden zu werden. Heute begnügt sich die öffentliche Erinnerung an die einst bedeutende Ufergeschichte Heidelbergs mit der unscheinbaren Lauerstraße.

## Anmerkungen

- 1 Badisches Wörterbuch Bd. 3, Lahr 1997, S. 391.
- 2 Etymologisches Wörterbuch des Althochdeutschen Bd. 5, Göttingen 2014, Sp. 1480f.
- 3 Pfälzisches Wörterbuch Bd. 4, Wiesbaden 1986, Sp. 813f.
- 4 Elisabeth Murr-Brück: Woher hat der Neckarlauer seinen Namen? In: RNZ 11.2.2016.
- 5 Straßennamen. Wie oft gibt es ihre Straße? <https://www.zeit.de/interactive/strassennamen/#/?suche=lauer>. Julia Scialpi hat mich freundlicherweise auf diesen Link hingewiesen.

- 6 Artikel „Lederfabrikation“, in: Brockhaus' Conversations-Lexikon Bd. 10, Leipzig <sup>13</sup>1885, S. 887–889. Siehe auch Johannes Cramer: Gerberhaus und Gerberviertel in der mittelalterlichen Stadt (Studien zur Bauforschung 12), Bonn 1981, S. 12–36.
- 7 Zur Weißgerberei in Heidelberg siehe Friedrich Karl Azzola, Karl Paulick: Das historische Handwerkszeichen der Heidelberger Weißgerberfamilie Hettebach im Kurpfälzischen Museum 1719/1749, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 10, 2005/06, S. 181–186.
- 8 Gerhard Bauer: Die Flurnamen der Stadt Saarbrücken, Bonn <sup>2</sup>1957, S. 229.
- 9 Alte Brücke (Saarbrücken). [https://de.wikipedia.org/wiki/Alte\\_Br%C3%BCcke\\_\(Saarbr%C3%BCcken\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Alte_Br%C3%BCcke_(Saarbr%C3%BCcken)) (8.5.2020).
- 10 Bauer (wie Anm. 8), S. 230.
- 11 Ursula Keller: Die Entwicklung der Industrie in Heidelberg im Rahmen ihrer geographischen und industriepolitischen Voraussetzungen, Phil. Diss., Heidelberg 1961, S. 128.
- 12 Achim Wendt: Stadtkernarchäologie und Stadtentstehung. Archäologische Untersuchungen in der Heidelberger Altstadt. Die Grabungen im Bereich der Leyergasse, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 4, 1999, S. 277–289; siehe auch Hermann Diruf: Altstadt Heidelberg. Geschichte und Siedlungsentwicklung, in: Melanie Mertens (Hg.): Stadtkreis Heidelberg 1 (Kulturdenkmale in Baden-Württemberg; Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland), Ostfildern 2013, S. 59–105, hier S. 83–85.
- 13 Albert Mays, Karl Christ (Hgg.): Einwohnerverzeichnis der Stadt Heidelberg vom Jahr 1588, in: Neues Archiv 1, 1890, S. 170f., 210, 236, 248f; Albert Mays, Karl Christ (Hgg.): Einwohnerverzeichnis des Vierten Quartiers der Stadt Heidelberg vom Jahr 1600, in: Neues Archiv 2, 1893, S. 16, 39f., 112f.
- 14 Mertens (wie Anm. 12), S. 441.
- 15 Peter Friedrich Wundt: Geschichte und Beschreibung der Stadt Heidelberg, Mannheim 1805, S. 126f.
- 16 Wolfgang Seidenspinner, Manfred Benner: Heidelberg, Textband (Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg 32,1), Stuttgart 2006, S. 247f.
- 17 Siehe Jochen Goetze: Die mittelalterliche Wasserversorgung Heidelbergs, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 18, 2014, S. 43–46.
- 18 Seidenspinner, Benner (wie Anm. 16), S. 247.
- 19 Herbert Derwein: Die Flurnamen von Heidelberg. Straßen, Plätze, Feld, Wald. Eine Stadtgeschichte (Veröffentlichungen der Heidelberger Gesellschaft zur Pflege der Heimatkunde), Heidelberg 1940, Nr. 538, S. 194.
- 20 Einwohnerverzeichnis 1600 (wie Anm. 13), S. 39f.
- 21 ... dass die Gasse nach der Lyra (Leier) benannt ist. Zit. n. Derwein (wie Anm. 19), S. 194.
- 22 Straßennamen (wie Anm. 5).
- 23 Einwohnerverzeichnis 1600 (wie Anm. 13), S. 206f. In einer redaktionellen Vorbemerkung zu seinem Kommentar (S. 159) verweist Christ darauf, dass es erst nach dem Tod des Mitherausgebers Mays 1893 möglich war, diese „ausführlichen“ Erläuterungen in den zweiten Band des Neuen Archivs aufzunehmen. Die Debatten der beiden Stadtforscher um Weitschweifigkeit und Gliederungsstringenz sind damit immerhin angedeutet.
- 24 Ebd., S. 207, 255.
- 25 Carl Koehne (Bearb.): Heidelberg, Mosbach, Neckargemünd, Adelsheim (Oberrheinische Stadtrechte. Abt. 1 Fränkische Rechte, H. 5), Heidelberg 1900, S. 523.
- 26 Ebd., Anm. 1.
- 27 Derwein (wie Anm. 19), S. 191f.
- 28 Seidenspinner, Benner (wie Anm. 16), S. 260.
- 29 Hansjoachim Räther: Die Heidelberger Straßennamen. Straßen, Gassen, Wege, Plätze und Brücken in Heidelberg (Beiträge zur Heidelberger Stadtgeschichte 1), Heidelberg 2015, S. 216f.
- 30 Derwein (wie Anm. 19), S. 44, Anm. 40.
- 31 Siehe Jochen Goetze: Die Uferstraße in Heidelberg. Der Bau des Neckarstadens 1896/1897, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 2, 1997, S. 163–176.
- 32 Wundt (wie Anm. 15), S. 125.
- 33 Rechte und Ordnung im An- und Verkauf des Brandholzes und sonstiger Materialien auf dem Lauer zu Heidelberg, StAH B 342 a: „Lauerhaus“ S. 3f., Gebühren S. 5–7.

- 34 Ebd., S. 4, 8.
- 35 Verbotenes Anfahren am Lauer, 5. 11. 1801, in: Wilhelm Deurer (Hg.): Heidelbergs noch geltende Polizei-Gesetze von dem Jahre 1800 bis Ende des Jahrs 1806, ND der Ausgabe Mannheim 1807, Tübingen 1977, S. 12f.
- 36 Neue Lauer-Ordnung der Stadt Heidelberg, 17. Juli 1823, in: Bernhard Dollmätsh (Hg.): Sammlung sämtlicher Gesetze, Verordnungen, Verfügungen und Anordnungen welche in den Markgrafschaften und in dem Großherzogthum Baden über Gegenstände der Orths-Polizei seit dem Jahre 1712 bis 1832 erschienen sind. Bd. 2, Karlsruhe u.a. 1837, S. 532–538; „Lauercommissär“ S. 538.
- 37 Satzung der Stadt Heidelberg über die Gebühren für die Benutzung der städtischen Schiffsanlegestellen (Lauergebührenordnung) vom 13. April 1967, [https://www.heidelberg.de/site/Heidelberg\\_ROOT/get/documents\\_E-1168133652/heidelberg/Objektdatenbank/30/PDF/30\\_pdf\\_ortsr\\_7-17\\_Lauergebuehrenordnung.pdf](https://www.heidelberg.de/site/Heidelberg_ROOT/get/documents_E-1168133652/heidelberg/Objektdatenbank/30/PDF/30_pdf_ortsr_7-17_Lauergebuehrenordnung.pdf) (27.2.2020).
- 38 Murr-Brück (wie Anm. 4). Die Autorin hatte auch mich im Vorfeld befragt. Die Erwartung erschöpfender Antworten am Telefon ist stets größer als jedes spontan mögliche Wissen. Aber dieser Anruf vor vier Jahren gab den Anstoß zu der vorliegenden Untersuchung.
- 39 Friedrich Facius: Der sogenannte Mannheimer Neckarstapel. Baden und Württemberg im Ringen um die freie Schifffahrt auf dem Neckar 1805 bis 1842, in: Bausteine zur geschichtlichen Landeskunde von Baden-Württemberg, Stuttgart 1979, S. 407–433, hier S. 420, Anm. 26.
- 40 Hanns Heiman: Beiträge zur Geschichte des Neckarschiffergewerbes und der Neckarschifffahrt, Bd. 1: Die Neckarschiffer, Heidelberg 1907, S. 9. Heimans quellenreiche und empirisch gestützte Darstellung der Neckarschifffahrt ist bis heute unübertroffen. In einem Fragebogen, den er 1901 an Schiffseigner und Matrosen ausgab, nennt er als seine Heidelberger Wohnung Lauerstraße 11, also das alte Lauerhaus (Bd. 2: Die Lage der Neckarschiffer seit Einführung der Schleppschifffahrt, S. 269). In einer Fußnote zu seiner soziologischen Methode beruft er sich übrigens auf Max Weber (ebd., S. 268).
- 41 Friedrich Dürr: Chronik der Stadt Heilbronn 1, 741–1895. ND der Ausgabe von <sup>2</sup>1926 (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Heilbronn 27), Heilbronn 1986, S. 32. Den Hinweis auf die Vorlage „portus“ verdanke ich Simon Haag, dem Leiter des Archivs der Stadt Bad Friedrichshall.
- 42 Friedrich Dürr: Chronik der Stadt Heilbronn 2, 1896–1921. ND der Ausgabe von <sup>2</sup>1922 (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Heilbronn 28), Heilbronn 1986, S. 20.
- 43 Gerhard Schwinghammer, Rainer Makowski: Die Heilbronner Straßennamen, hg. von der Stadt Heilbronn, Tübingen 2005, S. 135.
- 44 Siehe Lothar Hantsch: Das Jagstfelder Kranen- und Lauerrecht, in: Bad Friedrichshall 1983, S. 352–354. Diesen Text hat mir freundlicherweise Simon Haag zur Verfügung gestellt.
- 45 Bekanntmachung betreffend diejenigen Stellen des Neckars von Heilbronn bis zur Einmündung in den Rhein, woselbst das Ausweichen der Dampf- und Segel-Schiffe, sowie der Flöße wegen starker Krümmungen gefährlich, oder wegen Verengungen und Untiefen nicht zulässig ist, in: Großherzog-Hessisches Regierungsblatt auf das Jahr 1845 Nr. 24, S. 230–233, hier S. 230.
- 46 Heiman 1 (wie Anm. 40) S. 43.
- 47 Hermann Vischer: Die Flurnamen von Neckarelz (Badische Flurnamen 2, H. 3), Heidelberg 1938.
- 48 Errichtung der Umschlagstelle „Lauer“ bei Neckarelz, 1936–1960, GLAK 364 Zugang 1985-68 Nr. 891; <https://www2.landesarchiv-bw.de/ofs21/suche/ergebnis1a.php> (12.6.2020).
- 49 Reinhard Hoppe: Die Flurnamen von Ziegelhausen (Oberrheinische Flurnamen 3, H. 6), Heidelberg 1956, S. 48.
- 50 Das geht aus Frachttabellen für die Jahre 1880 bis 1901 hervor; Heiman 2 (wie Anm. 40), S. 36–39.
- 51 Siehe Hans-Martin Mumm: Vor der Stadtgründung. Drei Studien, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 13, 2009, S. 9–20, hier S. 10–12.
- 52 Freiheiten und Ordnungen der Stadt Heidelberg unter Friedrich dem Siegreichen, in: Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg 2, 1869, S. 122–146, hier S. 127.

- 53 Otto Jäger: Die Flurnamen von Neuenheim 765–1891, Heidelberg 1988, S. 93.
- 54 Walter Petschan in: Rätber (wie Anm. 29), S. 252.
- 55 Hafenpolizeiverordnung, in: Gesetzblatt für Baden-Württemberg 1975, 11, S. 309–325, hier S. 325; [https://www.landtag-w.de/files/live/sites/LTBW/files/dokumente/gesetz\\_blaetter/1975/GBI197511.pdf](https://www.landtag-w.de/files/live/sites/LTBW/files/dokumente/gesetz_blaetter/1975/GBI197511.pdf) (23.11.2019).
- 56 Benjamin Müsegades hat freundlicherweise die beiden Bände der Ladenburger Stadtbücher aus dem 16. und 17. Jahrhundert nach dem Stichwort Lauer durchgesehen – ohne Ergebnis.
- 57 Hansjörg Probst: Mannheimer Flurnamenlexikon (Mannheimer historische Schriften 4), Ubstadt-Weiher u.a. 2010, S. 164.
- 58 Hansjörg Probst: Seckenheim. Geschichte eines Kurpfälzer Dorfes, Mannheim 1981, S. 282f.
- 59 Hanspeter Rings: Mannheim auf Kurs. Hafen- und Schifffahrtsgeschichte der Stadt an Rhein und Neckar (Kleine Schriften des Stadtarchivs Mannheim 20), Mannheim 2003, S. 18–59; zum Neckarlauer im 18. Jahrhundert S. 42.
- 60 Probst: Flurnamenlexikon (wie Anm. 57), S. 209.
- 61 Mainzer Recess zwischen Curpfalz und Curmainz 1749. Auszug, in: Heiman 1 (wie Anm. 40), S. 295–299, hier S. 296.
- 62 Neue Lauerordnung (wie Anm. 36), S. 534.
- 63 Das Großherzogtum Baden in geographischer, naturwissenschaftlicher, geschichtlicher, wirtschaftlicher und staatlicher Hinsicht dargestellt, Karlsruhe 1885, S. 531.
- 64 Straßennamen (wie Anm. 5).
- 65 Vgl. die Karte „Verbreitung der fränkischen Sprachen und Dialekte“ im Wikipedia-Artikel „Fränkische Sprachen“; [https://de.wikipedia.org/wiki/Fr%C3%A4nkische\\_Sprachen](https://de.wikipedia.org/wiki/Fr%C3%A4nkische_Sprachen) (16.6.2020).
- 66 Cramer (wie Anm. 6), S. 65f.
- 67 Ordnung der Schifffleuth, Humpler und Flötzer deß Neckerthals, in: Heiman 1 (wie Anm. 40), S. 257–266, hier S. 257.
- 68 Einwohnerverzeichnis 1600 (wie Anm. 13), S. 207.
- 69 Probst: Flurnamenlexikon (wie Anm. 57), S. 209.
- 70 Facius (wie Anm. 39), S. 420, Anm. 26.
- 71 Michael Lipschitz: Die Fähren von Eberbach am Neckar, in: Eberbacher Geschichtsblatt 110, 2011, S. 103–129, hier S. 122, Anm. 27.
- 72 Zur Schnittstellenthematik siehe Detlev Elmers: Techniken und Organisationsformen zur Nutzung der Binnenwasserstraßen im hohen und späten Mittelalter, in: Rainer Christoph Schwinge (Hg.): Straßen und Verkehrswesen im hohen und späten Mittelalter (Vorträge und Forschungen 66), Ostfildern 2007, S. 161–183, hier S. 167; Hans-Martin Mumm: Der Plättelsweg auf den Königstuhl. Eine von der Denkmalpflege vergessene Altstraße, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 19, 2015, S. 193–204, hier S. 200–203.
- 73 Hans-Martin Mumm: „Heidelberg“ und andere topografische Namen der Altstadt, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 15, 2011, S. 183–193, hier S. 189.
- 74 Zur Verlagerung des Neckarbetts im Bereich der Heidelberger Altstadt siehe Peter Sinn: Das geologische Fundament Heidelbergs. Stadtbild und Siedlungsgeschichte, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 2, 1997, S. 75–103, hier S. 82.
- 75 Auch Hermann Diruf hält die Kettengasse mit dem an ihr gelegenen Zeughaus für eine Struktur, die älter ist als die planmäßige Stadtgründung; Diruf (wie Anm. 12) S. 64.
- 76 Siehe Ulrich Wagner: Deutscher Orden, Kurpfalz und das Heidelberger Ordenshaus, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 24, 2020, S. 21–37, hier S. 23.
- 77 Siehe Mumm: Topografische Namen (wie Anm. 73), S. 183f.
- 78 Hans-Martin Mumm: Rechte und linke Winkel im Stadtgrundriss. Feldflur, Wege und Hausgrundrisse vor und nach der Stadtgründung, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 6, 2001, S. 187–202, hier S. 192.
- 79 Text des großen Panorama’s von Merian, in: Neues Archiv 1, 1890, S. 18–30, hier S. 29.
- 80 Mumm: Topografische Namen (wie Anm. 73), S. 188.

**Matthias Wermke**

# **Die Heidelberger Zuckerbäcker Loos – Ein familien- und stadtgeschichtlicher Streifzug durch fünf Jahrhunderte**

## **1 Vorbemerkung**

Es ist Bertolt Brechts „lesender Arbeiter“ (1935), der mit der Frage, ob Caesar, als er die Gallier schlug, nicht „wenigstens einen Koch“ dabei gehabt habe, darauf pocht, dass Geschichte nicht allein von den „Großen“ gemacht wird.<sup>1</sup> Trotzdem befassen sich historische Betrachtungen immer noch gern mit herausragenden Ereignissen und mit solchen Personen, die ihre bis in die Moderne sichtbaren Spuren hinterlassen haben oder über die geschrieben worden ist und die selbst geschrieben haben – Briefe oder Tagebücher zum Beispiel. Dagegen gehen diejenigen, von denen nichts Vergleichbares blieb und die lediglich die Statisten in jener Geschichte der anderen waren, dem Blick des Betrachters leicht verloren. Deshalb ist es interessant, einmal wenigstens ansatzweise nachzuzeichnen, welchen Part die Mitglieder einer alteingesessenen Familie aus dem großen Heer der „kleinen Leute“ in der Heidelberger Stadtgeschichte spielten, zumal – anders als bei vielen Adligen oder Industriellen – über die Genealogien einfacher Handwerker oft nur wenig bekannt ist.

Letzteres gilt nicht für die Familie der Heidelberger Zuckerbäcker – heute heißt es im Allgemeinen: Konditoren – Loos. Dank den Forschungen seines Großonkels, des Universitätsbibliothekars Friedrich Loos (+1952), und den darauf aufbauenden weitreichenden Recherchen von Günther Wermke, dem 2012 verstorbenen Vater des Autors, lassen sich die Spuren der Familie Loos in Heidelberg bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts zurückverfolgen. Wer diesen nachgeht, vertieft sich nicht nur in die Lebensdaten der Heidelberger Loos, sondern taucht unweigerlich in 400 Jahre Stadtgeschichte ein. Das Faszinierende dabei ist, dass manche von denen, die in alten Kirchen- und Zunftbüchern, in Steuerverzeichnissen und Ahnenregistern, auf Stammbäumen und zuletzt auf Grabsteinen nicht viel mehr als ihre Namen hinterließen, im Rahmen einer solchen Spurensuche wenigstens schemenhaft wieder als handelnde Personen und Zeitzeugen erkennbar werden.

Die von Friedrich Loos und Günther Wermke zusammengetragenen genealogischen Informationen und das vor allem von Günther Wermke gesammelte Belegmaterial sowie die Zahl der in der Familie erhaltenen Dokumente und Artefakte sind viel zu umfangreich, als dass sie in diesem Beitrag auch nur annähernd erschöpfend behandelt werden könnten. Gleiches gilt für die Berücksichtigung des realhistorischen Rahmens, in dem sich die Loos'sche Familiengeschichte abspielte. Deshalb beschränkt sich der vorliegende Text auf einen kursorischen Abriss der Ahnenreihe und ihrer wichtigsten Vertreter, soweit diese Zuckerbäcker bzw. Konditoren waren, und auf einen Rückblick auf die Geschichte des Cafés Loos, das 160 Jahre im Haus Hauptstraße 174 (nach heutiger Zählung) bestand. Die zahlreichen Mitglieder der Heidelberger Loos, die nicht Zuckerbäcker waren, bleiben in diesem Beitrag ebenso unberücksichtigt wie die Nebenlinien der Familie in Neckargemünd, Breslau und an-

derswo, auch wenn es zu diesen ebenfalls zum Teil sehr umfangreiche genealogische Forschungen gibt.

Angesichts der Materialfülle einerseits und des zur Verfügung stehenden Platzes andererseits kann das Dargestellte nur bruchstückhaft und oberflächlich sein. Der Autor hat aus den Materialsammlungen seines Großonkels Friedrich Loos und seines Vaters Günther Wermke nur eine kleine Auswahl getroffen.<sup>2</sup> Wichtig war es ihm, ein möglichst anschauliches Bild einiger seiner Heidelberger Vorfahren zu zeichnen, weshalb auch Anekdotisches erzählt wird. Sinn und Zweck dieses Beitrags ist es, das Wissen über die Zuckerbäcker Loos wenigstens in Auszügen zu dokumentieren, bevor es endgültig verlorengeht.<sup>3</sup>

## 2 Genealogischer Rückblick

### 2.1 Von den Weißgerbern zu den ersten Zuckerbäckern

Auf der Grundlage der von Friedrich Loos angelegten Ahnenkartei gestalteten Günther Wermke und seine Ehefrau Gerda Wermke, geb. Loos, die Tochter des letzten Zuckerbäckers Loos und Mutter des Autors, 1953 einen 102 × 94 cm großen Stammbaum, auf dem elf Generationen der Familie Loos verzeichnet sind. Die jüngste Generation repräsentieren die Kinder von Rudolf („Rudel“) Loos und dessen Ehefrau Elise Loos, geb. Klumpp, nämlich die bereits genannte Gerda Wermke



Stammbaum der Familie Loos (1953), gestaltet von Günther und Gerda Wermke (Foto: Albrecht Wermke)

(\*13.8.1926; †28.5.2017) und ihr Bruder Karl Loos (\*16.9.1929; †25.10.2015). Was Günther und Gerda Wermke nicht vorhersehen konnten, war, dass mit den Kindern des letzten Konditors die Ahnenreihe der Heidelberger Zuckerbäcker Loos im Mannesstamm enden würde.

Friedrich Loos identifiziert als Stammvater der Familie den Weißgerber Wolff Loß.<sup>4</sup> Im ältesten erhaltenen Heidelberger Einwohnerverzeichnis von 1588 ist er als ein solcher aufgeführt.<sup>5</sup> Außerdem besaß er ein Haus in der Fischergasse.<sup>6</sup> Wolff Loos dürfte zum Zeitpunkt der Erfassung der steuerpflichtigen Bürger schon länger in Heidelberg ansässig gewesen sein. Ob er aber bereits in Heidelberg geboren wurde oder – wie innerhalb der Familie gemutmaßt – als Religionsflüchtling immigrierte, lässt sich nicht mehr entscheiden. Ganz auszuschließen ist die Annahme einer hugenottischen oder wallonischen Zuwanderung jedoch nicht. Wird der Name Loos als Herkunftsname gedeutet, dann verweist er auf das Gebiet der ehemaligen Spanischen Niederlande, wo es gleich mehrere Gemeinden mit dem Namen Loos gibt.<sup>7</sup> Von dort kamen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die meisten Religionsflüchtlinge in die Kurpfalz.<sup>8</sup> Die calvinistischen Fürs-



ten Friedrich III. (Kurfürst von 1559–1576) und Johann Kasimir (von 1583–1592 Administrator für den noch minderjährigen Friedrich IV.) erlaubten die Zuwanderung französischer Hugenotten, nachdem diese – zuletzt im Vertrag von Nemours (7. Juli 1585) – vor die Wahl gestellt worden waren, entweder ihrem Glauben abzuschwören oder Frankreich zu verlassen. Ebenso fanden viele flüchtige Wallonen nach der blutigen Niederschlagung des ersten Geusen-Aufstands gegen die spanische Vorherrschaft durch den Herzog von Alba 1567/1568 Aufnahme in der Kurpfalz.<sup>9</sup>

Während von Wolff Loos keinerlei Lebensdaten überliefert sind, weiß man von dem auf ihn folgenden Barthel Loos immerhin, dass er am 24. April 1609 in erster Ehe Margarethe Vögelin, die Tochter des Handschuhsheimer Gemeinmannes<sup>10</sup> und Schusters Michael Vögel, ehelichte. Am 10. April 1621, ein Jahr vor der Einnahme Heidelbergs durch die Truppen der katholischen Liga, heiratete er noch einmal, und zwar Magdalena Curret, die Witwe des verstorbenen Hoftrompeters Hanß Curret. Hoftrompeter waren zu jener Zeit angesehene Funktionsträger, und die Heirat von Barthel Loos in deren Umfeld hinein mag darauf hinweisen, dass die Loos schon damals zu den angeseheneren Bürgern der Stadt zählten.<sup>11</sup> Wenn er, was durchaus wahrscheinlich ist, die erste Ehe mit ca. 20 bis 25 Jahren einging, dann dürfte Barthel Loos Anfang bis Mitte der 1580er Jahre geboren worden sein. Der ungefähre Zeitraum seiner Geburt und die Tatsache, dass er auch Weißgerber war, führen Friedrich Loos dazu, Barthel als einen Sohn des Wolff Loos anzunehmen.

Mitten im Dreißigjährigen Krieg wurde als Sohn von Barthel Loos aus dessen zweiter Ehe Hans Jacob Loos, Bürger und Schuhmacher, geboren. Sein Geburtstag und sein Todestag sind nicht bekannt. Sollte er, wie aus dem Datum seiner ersten Eheschließung (s.u.) abgeleitet werden kann, um 1625 geboren worden sein, dann war sein Geburtsort möglicherweise nicht Heidelberg. Plünderungen, Hunger und Vertreibung könnten Barthel Loos und seine Familie wie viele andere Heidelberger zur Flucht veranlasst haben. Vielleicht wichen sie nach Sinsheim aus. Dafür spricht, dass Hans Jacob am 7. Juli 1657 Margarethe Pfeiffer, die Tochter des Sinsheimer Bürgers Martin Pfeiffer, ehelichte. Da ihre Kinder in Heidelberg getauft wurden, müssen Hans Jacob und Margarethe Loos spätestens 1669 (wieder) in Heidelberg gelebt haben. Ob sie zu den vielen heute namenlosen Opfern der Soldaten des französischen Sonnenkönigs Ludwig XIV. gehörten, die Heidelberg während des Pfälzischen Erbfolgekrieges mehrfach heimsuchten, lässt sich nicht sagen. Die Tatsache, dass alle ihre acht Kinder vor 1689 geboren wurden und die Sterbedaten der beiden Eheleute nicht bekannt sind, könnte aber doch auf ein solches Schicksal hinweisen.

Eines dieser acht Kinder war Samuel Loos (≈10.10.1669; † vor 1732<sup>12</sup>), der mit Ana Christine Loos, geb. Bub (≈2.3.1673; †10.2.1735), der Tochter des Heidelberger Messerschmieds Bleickardt Bub, verheiratet war. Samuel Loos war zunächst Schneider, später Krämer. Mit seiner Familie durchlitt er die Gräueltaten des schon genannten Pfälzischen Erbfolgekrieges. Was so nüchtern klingt, wirft viele Fragen auf. Wie erging es ihm und seiner Familie zum Beispiel im Mai 1693, „als die Pfalz“ – in den Worten Wilhelm Zähningers – „der letzte und härteste Schlag“<sup>13</sup> dieses Krieges traf? Konnten sie am Morgen des 22. Mai vor den marodierenden Franzosen wie „einige hundert ... über den angeschwollenen Fluss [nach Eberbach] entkommen“<sup>14</sup>, oder wurden sie mit denjenigen Heidelbergern, die sich nicht auf dem Schloss in Sicherheit bringen konnten, in der Heilig-Geist-Kirche zusammengetrieben, bevor deren Dach „über ihrem Kopfe in den Brand gesteckt [wurde]“ und aus der man

die Eingesperrten erst herausließ, „als die Kirche in vollen Flammen gestanden und die Glocken schon zu schmelzen angefangen [hatten]“?<sup>15</sup> Mussten sie danach im Kapuzinerkloster unter weiteren „satanischen Aktionibus“<sup>16</sup> leiden, in deren Verlauf „etliche Kinder totgedruckt“<sup>17</sup> wurden? Wer wollte sich heute noch ausmalen, was die Loos und tausende von anderen Heidelbergern durchgemacht haben, als „fünf Regimenter ... plündernd durch die Stadt [zogen]“ und „das Morden der Bürger, das Schänden der Frauen, die ausgedachten Qualen der Greise und Kinder ... von den Flammen [der brennenden Stadt] beleuchtet wurden“?<sup>18</sup> Samuel Loos hat offensichtlich überlebt, und wenn auch über sein individuelles Schicksal nichts Konkretes bekannt ist, so werden doch mit ihm die Lebensdaten der Mitglieder der Heidelberger Familie Loos greifbarer. Die auf ihn folgenden Stammreihen sind gesichert.

Samuel und Ana Christine Loos hatten acht Kinder, darunter eine Tochter. Ihr ältester Sohn, Karl Ludwig Amelius (≈17.7.1702; † vor 1772), war der erste Zuckerbäcker Loos in Heidelberg. Die spätere „Zuckerbäcker-Dynastie“ geht jedoch auf den jüngsten Sohn, Friedrich Bleickhardt (≈17.2.1715; †2.1.1789), zurück. Der war Zuckerbäcker und Spezereiwarenhändler – heute würde man Feinkost- oder Delikatessenhändler sagen –, eine Kombination, die sich in den folgenden Generationen fortsetzen sollte. Nachdem sein Bruder Karl Ludwig Amelius bereits am 30. Mai 1729 „zünftig“<sup>19</sup> wurde und dafür ein Zunftgeld von 15 Gulden und ein Freiheitsgeld von 40 Kreuzern bezahlte, trat Johann Friedrich Bleickhardt Loos, „von seiner Profession ein Krämer und Zuckerbäcker“,<sup>20</sup> am 3. März 1739 ebenfalls der Heidelberger Krämerzunft bei. Heidelberg erfuhr im Laufe des 18. Jahrhunderts unter den Kurfürsten Johann Wilhelm (reg. 1690–1716), Karl Philipp (reg. 1716–1742) und Karl Theodor (reg. 1742–1799) weitreichende Veränderungen. Aus den Trümmern der im Pfälzischen Erbfolgekrieg zerstörten Stadt erwuchs auch durch die Bautätigkeiten der in die Pfalz gerufenen Jesuiten die Barockstadt, die sich in weiten Zügen bis heute erhalten hat. Zwar wurde die kurfürstliche Residenz 1720 im Rahmen des Streits um die Scheidemauer in der Heilig-Geist-Kirche nach Mannheim verlegt. Aber vor allem die erste Jahrhunderthälfte war für die Heidelberger eine Zeit relativer Ruhe und des Aufbruchs. Gute Voraussetzungen dafür, im Geschäftsleben zu prosperieren.

## 2.2 Aufstieg und Blüte der „Zuckerbäcker-Dynastie“

Friedrich Bleickhardt, dessen erste Ehefrau Anna Catharina Loos, geb. Hiller, am 7. November 1747 mit gerade einmal 31 Jahren verstarb, hinterließ neun Kinder, von denen das drittgeborene, Johann Martin Loos (≈30.10.1743; †20.3.1815), die Linie der Zuckerbäcker und Spezereiwarenhändler fortsetzte. Mit ihm begann deren geschäftlicher Aufstieg. Am 21. Juni 1772 wurde Johann Martin Loos als „Corporal“ der „Frey-Compagnie zu Haidelberg“ vorgestellt, wobei er nach „No. 9“ der Statuten „Zween Gulden in die Büxe zu zahlen“ sowie „den Herren Offizieren ein Viertel Wein zu geben“ hatte, „gleich wie es unsere Vorfahren gehalten haben“.<sup>21</sup> Am 27. Oktober 1789 wurde Johann Martin Loos noch einmal aktenkundig. Da zählte er in seiner Funktion als Handlungszunftmeister zu den Unterzeichnern eines Beschwerdebriefes gegen die städtische Verwaltung, die diese in Vertretung der Bürgerschaft unmittelbar bei Kurfürst Karl Theodor (s.o.) einreichten. In dieser Beschwerde heißt es:

„Die häusliche Wohlfahrt [ist] am Rande des gänzlichen Verfalls. Auf den gemeinen Einkünften lasten große Schulden; eine ungeheure Steinmasse des einen Thors [gemeint ist das Karlstor] [hat] ungeheure Summen verschlungen, die zudem in den Säckel räuberischer Hände kamen; die Kassen der Zünfte wurden gebrandschatzt, die Magistrats- und andere Stellen gleichsam in öffentlichen Ausrufen an die Meistgebenden verkauft, die gemeinen Waldungen, die Seele der städtischen Einkünfte, verwahrlost und beraubt. Die bürgerlichen Gewerbe [sind] gelähmt durch Eingriffe, die Sportelsucht [treibt] ihr Unwesen; die Befreiung von bürgerlichen Lasten [wird] erschlichen, verkauft oder durch Ersteigerung solcher städtischen Stellen, mit denen diese Freiheiten verknüpft sind, erworben.“<sup>22</sup>

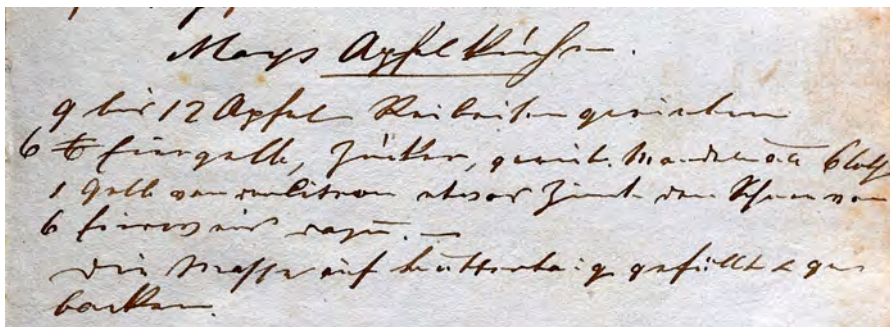
Die hier vorgetragene Kritik prangert nichts weniger als Vetternwirtschaft und Korruption an und war insofern gewagt, als sie sich indirekt auch gegen den Kurfürsten selbst richtete, spielt doch die Errichtung des Karlstors darin eine unübersehbare Rolle. Der Kurfürst hatte, wie der 1979 verstorbene Heidelberger Privatgelehrte Werner Schindler einmal schrieb, „zwar seinen Namen“ für den ihm gewidmeten „Prunkbau“ hergegeben, „nicht aber das laufend benötigte Geld“.<sup>23</sup> Auch deshalb mag es innerhalb der Stadtverwaltung nach und nach zu den beanstandeten Zuständen gekommen sein.

Zusammen mit seiner Frau Eva Catharina Loos, geb. Ammann (\*27.8.1750; †24.4.1834), erwarb Johann Martin Loos im November 1780 das „auf der Hauptstraße an dem Florin-Gäßlein gelegene eigenthümliche Wohnhaus ad 14 ruthen, 7 fuß, 2 Linien [...] mit all seinen Rechten und Gerechtigkeiten, besonders aber der Bronnengerechtigkeit und derselben Wasser-Leitung ab der in dem faulen Belz gelegenen [...] ganzen Quelle“ für 3350 Gulden zzgl. 24 Heller Zinsen von dessen Vorbesitzern, der Kaufmannsfamilie Heck, aus einer freiwillig eingeleiteten Versteigerung heraus.<sup>24</sup> Besagtes Gebäude ist heute das Haus Hauptstraße 174. Es sollte bis 1972 im Familienbesitz bleiben. Hier richtete er im November 1780 seine Backstube und seinen Spezereiwarenhandel ein.

Johann Christoph Loos (\*17.6.1772; †20.9.1845), der zweite Sohn von Johann Martin und Eva Catharina Loos, übernahm 1805 das Heidelberger Geschäft von seinem Vater und gründete die Firma Johann Christoph Loos. Unter diesem Namen, bei wechselnden Inhabern aus dem Familienkreis, firmierten Konditorei und Café Loos bis zur Streichung aus dem Handelsregister am 3. April 1940. Am 23. November 1794 heiratete er Johanna Philippine Dorothea Gertrude Mays (\*22.5.1774), die Tochter des Ratsverwandten und späteren Heidelberger Oberbürgermeisters Georg Daniel Mays. Laut Auskunft von dessen Familienbuch brachte sie eine Mitgift von „Summa fl. 800“ – also in Summe 800 Gulden – in die Ehe, alles fein säuberlich aufgelistet von „2 franzleinenen Deckbettüberzügen“ bis hin zu „[1 Stückgen Leinwand] für Tischtücher und Servietten“.<sup>25</sup>

Johanna Philippine gebar am 17. Mai 1795 einen Sohn, Johann Martin, der aber schon wenige Wochen nach der Geburt am 28. Juli 1795 verstarb. Seine Mutter folgte ihm am 14. August desselben Jahres. Sie wurde nur einundzwanzig Jahre alt. An die nur wenige Monate währende Ehe mit der Tochter Mays erinnert das Rezept von „Mays Apfelkuchen“, das in einem handgeschriebenen, mit Sicherheit auf das Jahr 1809 zu datierenden, möglicherweise aber schon davor angelegten Rezept- und Notizbuch aus dem Nachlass von Johann Christoph Loos erhalten ist. Für dieses mittlerweile mehr als 200 Jahre alte Rezept braucht man 9 bis 12 mit dem Reibesen grob geriebene, nicht zu süße Äpfel, 6 Eigelb mit ca. 200 Gramm Zucker

schaumig gerührt, 120 Gramm geriebene Mandeln o. Ä., die abgeriebene Schale einer Zitrone, etwas Zimt und 6 Eierschnee. Die daraus hergestellte Masse wird auf Butterteig (d. i. eine Art von Mürbeteig) ca. 1 Std. gebacken. Gerda Wermke, die



„Mays Apfelkuchen“ (um 1809), Auszug aus einem handgeschriebenen Rezeptbuch aus dem Nachlass von Johann Christoph Loos (Foto: Albrecht Wermke)

Mutter des Autors, hat den Kuchen 1975 anlässlich eines Loos'schen Familientreffens in mehreren Versuchen nachgebacken. Sie empfiehlt in einer handschriftlichen Adaptation des Originalrezepts, keine Äpfel der Sorte Golden Delicious zu verarbeiten. Ihr Kommentar: „Zu fade.“

Interessant in diesem Buch ist auch ein zweites Rezept für ein Mandel-Zitronat-Konfekt, das wegen der optischen Ähnlichkeit unter der ziemlich prosaischen, aber von seinem Aussehen her nicht unpassenden Bezeichnung „Scheißhaufen“ läuft. Für den Verkauf wird es sicherlich eine – allerdings nicht überlieferte – feinere Benennung gegeben haben. Das – laut Originalrezept – aus einer Masse aus umgerechnet 1300 Gramm feingeriebenen Mandeln, 1500 Gramm Eischnee, noch einmal 1300 Gramm Zitronat und einigen weiteren reichlich bemessenen Zutaten hergestellte und für den heutigen Geschmack extrem schwere Spritzgebäck ist dem in Mannheim vom Zuckerbäcker Friedrich Brechter 1822 erfundenen „Mannemer Dreck“ nicht unähnlich. Offen bleiben muss, ob der „Scheißhaufen“ und der „Mannemer Dreck“ unabhängig voneinander und eventuell aus ähnlichem Anlass heraus kreierte wurden oder ob es hier einen Austausch unter Kollegen gegeben hat.<sup>26</sup> Dass Mannheim für die Zuckerbäcker Loos an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert nicht jenseits ihres geschäftlichen Horizontes lag, belegt u.v.a. eine Annonce aus der „Mannheimer Zeitung“ vom 15. Dezember 1797. Diese lautet:

„Bei dem Konditor und Kaufmann Joh. Martin Loos zu Heidelberg, ist ganz ächter und gewiß untadelhafter Champagner Wein und Ostindischer Arrak zu bekommen. Uebrigens verbürgt er nochmalen, daß sich die Aechtheit und Güte besagter Waaren sicher vor allen bißher ganz aehnlichen auszeichnen wird.“<sup>27</sup>

Diese Anzeige zeigt nebenbei, dass schon Johann Martin Loos zumindest regionales Marketing betrieb, was sich nur gelohnt haben kann, wenn es tatsächlich Kunden gab, die in Zeiten, in denen noch keine Eisenbahn zwischen den beiden Städten verkehrte, den Weg von Mannheim nach Heidelberg auf sich nahmen, um ausgerechnet „beim Loos“ einzukaufen – wenn sie nicht dort einkaufen ließen.

Welchen Anteil die Heidelberger Zuckerbäcker Loos und ihre Familien an den historischen Ereignissen jener Tage nahmen, in denen erst die Revolutionskriege, dann die napoleonischen Eroberungskriege und danach die Befreiungskriege auch an Heidelberg nicht spurlos vorübergingen, lässt sich nur erahnen. Das „Blut-Gericht“ am 31. Juli 1812 auf dem Marktplatz und die öffentliche Verkündung der Todesurteile über die Hölzerlips-Bande werden sie wohl mitverfolgt haben, vielleicht sogar deren Hinrichtung kurz nach Mittag desselben Tages.<sup>28</sup> Die große Schlossbeleuchtung, mit der Großherzog Karl Ludwig Friedrich von Baden Zar Alexander I. von Russland, Kaiser Franz I. von Österreich und König Friedrich Wilhelm III. von Preußen am 23. Juni 1815 nach dem Sieg bei Waterloo aus Heidelberg verabschiedete, wo die miteinander verbündeten Monarchen seit dem 5. Juni ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatten, ließen sich die Loos aber ganz sicher nicht entgehen.

Ein auf brüchigem Pergament erhaltenes handschriftliches Gedicht mit dem Titel „Drei Reiter Ballade“ lässt nach Inhalt und Duktus darauf schließen, dass zumindest die Befreiungskriege auch in ihrem Haus ein Thema waren. Die undatierte Ballade, die ein L. M. (?) – das Kürzel ist nicht mit letzter Sicherheit zu entziffern – mit „Gutem Gruß und heißem Dank im Voraus“ signierte, ist, soweit dem Autor dieses Beitrags bekannt, ein Unikat. Wer sich hinter der Abkürzung L. M. verbirgt und wofür der „heiße Dank im Voraus“ ausgesprochen wurde, dürfte für immer ein Geheimnis bleiben.

Bereits am 22. November 1795, also gerade einmal drei Monate nach dem Tod seiner ersten Frau, heiratete Johann Christoph Loos in zweiter Ehe Catharina Elisabeth Ammann (\*16.10.1777; †23.11.1817), die Tochter von Johann Christoph Ammann, Bürger, Metzger und Wirt des Gasthauses – seit der Mitte des 19. Jahrhunderts Hotels – „Zum schwarzen Adler“, das sich ehemals in der Hauptstraße direkt am Kornmarkt befand und nach seinem Verkauf an die Stadt im Jahr 1907 dem Neubau des Rathauses weichen musste. Aus dieser 22 Jahre währenden Verbindung gingen zehn Nachkommen hervor, von denen zwei bereits im frühen Kindesalter starben. Das Schicksal von Catharina Elisabeth Loos ist hier exemplarisch für andere Frauen in der Familie angeführt. Während viele der Männer – auch derjenigen, die in diesem Beitrag gar nicht erwähnt werden, – bis zurück zu Barthel Loos mehrmals verheiratet waren, starben ihre Ehefrauen jung. Sie waren so lange „in gesegneten Umständen“, bis dieser Segen zum Fluch wurde. Erst ab der Mitte des 19. Jahrhunderts verändert sich das signifikant. Die Ehefrauen werden deutlich älter als diejenigen der „frühen“ Loos, überleben ihre Männer zum Teil um Jahre, und die Anzahl der Kinder sinkt. Was das Beispiel von Catharina Elisabeth Loos auch zeigt, ist, dass viele der Neugeborenen aus dem Säuglings- oder Kindesalter kaum herauskamen, von den Totgeburten ganz zu schweigen.<sup>29</sup> In dieser Hinsicht ging es den Mitgliedern der Familie Loos nicht besser als anderen Familien ihrer Zeit.

### **2.3 Zwei ungleiche Brüder**

Die Brüder Carl Philipp Jacob (\*21.7.1811; †10.12.1884) und Franz Hermann Loos (\*19.4.1815; †1.3.1878) führten die Firma Johann Christoph Loos von 1840 bis 1874 gemeinsam fort. Während Carl Philipp Jacob Loos Kaufmann war, hatte Franz Hermann eine Konditorlehre in Mannheim absolviert, von wo er laut einem erhalte-

nen Protokoll des Polizei Bureau Mannheim am 2. November 1833 nach Heidelberg zurückkehrte.

In ihrer Zeit wurden Konditorei und Café um einen Kolonialwarenhandel erweitert. In die Familiengeschichte sind Carl Philipp Jacob und Franz Hermann Loos als die beiden „ungleichen (auch feindlichen) Brüder“ eingegangen. Unter Berufung auf ihre Großtante Katharina („Käthe“) Kochenburger, geb. Loos (\*5.7.1869; †26.8.1946), jüngstes Kind von Franz Hermann Loos, erzählt Gerda Wermke in einer handschriftlichen Erinnerung:

„Daß sich zwei nicht riechen können, ist [in der Familie] nichts Besonderes. Die Abneigung der Brüder Franz Hermann und Carl Philipp ging allerdings so weit, daß sie trotz gemeinsamer Geschäftsführung nur brieflich miteinander verkehrten. Beide blieben lange Jahre ledig und führten als angesehene Kaufleute und Hagestolze ihren Zuckerbäcker- und Spezereiwarenläden. Weil jedoch dem einen Bruder – Franz Hermann – im Laufe der Zeit das Alleinsein zuwider wurde, entschloß er sich zur Ehe mit Margarethe Buckel. Darum also blieb eines Morgens ein Platz an dem doppelten Stehpult, an dem sich die Brüder täglich und ohne ein Wort miteinander zu wechseln gegenüberstanden, ungewohnterweise leer. Anstelle des Kaufmanns Franz Hermann Loos befand sich ein Zettel da, auf dem kurz und bündig zu lesen war: Heirate heute!“<sup>30</sup>

Franz Hermann Loos wurde Vater von sechs Kindern. Carl Philipp dagegen blieb ein zwar angesehener, aber eigenbrötlerischer Sonderling, der sich – wieder in den Worten Gerda Wermkes – „auf seine alten Tage einer geradezu krankhaften Sparsamkeit“ befleißigte. Als es nach seinem Tod am 10. Dezember 1884 daran ging, seinen Nachlass zu ordnen, „zeigte sich“ – so Gerda Wermke weiter –, „daß er alles im Gros eingekauft hatte. Hemden, Wäsche und alles Übrige für seinen Bedarf waren buchstäblich dutzendweise vorhanden und gaben Anlaß zu verwundertem Kopfschütteln der Hinterbliebenen.“<sup>31</sup>

Gut möglich, dass es einer der beiden „ungleichen Brüder“ war, der in einem von Ludwig Häusser verfassten und von [Albert?] Mays niedergeschriebenen „Scherz aus dem Engeren“ erwähnt wird. Darin wird einem „Kaufm. Loos“ die verballhornte Ermahnung des Apostels Paulus aus dem Brief an die Epheser zuteil. Sie lautet: „Saufet euch nicht voll des Weins daraus ein unordentlich Wesen erfolgt.“<sup>32</sup> Ein Schuft, der Schlechtes dabei denkt. Es könnte sich bei diesem „Kaufm. Loos“ durchaus um Carl Philipp Loos gehandelt haben, der das Geschäft von 1874 bis 1885 allein weiterbetrieb und von dem noch in einem Zeitungsbeitrag aus dem Jahr 1940 gesagt wird, er sei „als Original überall geschätzt“ gewesen.<sup>33</sup>

In die Zeit der Brüder Carl Philipp und Franz Hermann Loos fällt ohne jeden Zweifel folgende Geschichte, zu der man wissen muss, dass es im Heidelberg des 19. Jahrhunderts nicht unüblich war, Gänse und anderes Federvieh – ggf. auch Schweine – in den Höfen der Häuser in der Altstadt zu halten. Die Gänse marschierten morgens genauso selbstständig zum Neckar hinunter wie sie abends ganz ohne Führung den Weg zurück in ihren Gänsestall fanden. In den „Heidelberger Neuesten Nachrichten“ vom 29. August 1931 liest sich die Geschichte so:

„Im Schnookeloch in der Haspelgasse tagte in den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine lustige Gesellschaft von Heidelberger Bürgern. Es waren fidele Zechbrüder, und einer namens Kinkel war der Hauptwitzbold und spiritus rector. Um diese Zeit also hatte ein Zuckerbäcker droben in der Hauptstraße drei Gänse, die [...] täglich den Weg von der Floringasse zum Neckar hinunter nahmen. Diese drei Gänse, die man

kannte, holten sich eines Tages die Zechbrüder ins Schnookeloch, ließen zwei sogleich schlachten und braten, die dritte aber schickten sie gerupft mit einem Zettel am Hals wieder auf die Straße. Auf dem Zettel stand zu lesen:

Guten Tag, Herr Loos,  
Hier komme ich nackt und bloß!  
Meine zwei Kameraden  
Sind schon gebraten!

Der Zuckerbäcker [...] wußte natürlich die Urheber sogleich. Er machte eine freundliche Miene zum Spiel und beeilte sich, ins Schnookeloch zu kommen, um wenigstens selber vom Gänsebraten ein Stück essen zu können. [...] Außerdem wird er sich bei Gelegenheit für den Streich revanchiert haben.<sup>34</sup>

Ob und wie er das getan hat, ist nicht überliefert. Die Rückkehr des Gänslains zum Zuckerbäcker Loos ist das zentrale Motiv eines von Hans Winkler-Deutz signierten hölzernen Triptychons aus den späten 1920er Jahren, auf dem sämtliche Besitzer des Hauses Hauptstraße 174 von 1750 bis 1926 verewigt sind. Dort liest sich der Inhalt des genannten Zettels wie folgt:

„Guten Morgen, Herr Loos  
da komme ich nackich und  
blos  
meine Kameraden sind  
schon längst gebraten  
ich war zu klein – drumm  
komm ich allein!“

Wenn die Episode auch nicht historisch belegt sein mag, so gehört sie doch zu den Alt-Heidelberger Mythen und wurde immerhin noch 1931 für glaubhaft gehalten, was aus dem zitierten Zeitungsbericht herausgelesen werden darf. Unvorstellbar, dass sich Ähnliches heutzutage ereignen könnte.



Triptychon (um 1930) mit den Namen der Besitzer des Hauses Hauptstraße 174 seit 1750 (Foto: Albrecht Wermke)

## 2.4 Niedergang und Ende

Der mit Luise Dorothea Loos, geb. Bucher (\*14.4.1871; †31.12.1922), aus Weinheim verheiratete Friedrich Loos (\*27.9.1861; †28.11.1918), zweitältester Sohn von Franz Hermann Loos, trug die Tradition des Konditorhandwerks in der Familie weiter und übernahm das Geschäft – zunächst zusammen mit seinem älteren Bruder Karl Philipp Jakob (\*5.9.1859; †15.3.1919) – von seinem Onkel Carl Philipp, nachdem dieser seine Geschäftsanteile an die beiden Brüder abgetreten hatte. 1889 wurde er zum alleinigen Inhaber, als sich Karl Philipp Jakob („Ballebutter“) Loos mit einem eigenen Delikatessengeschäft im Haus Hauptstraße 18 selbstständig machte.

In die Zeit von Friedrich Loos fällt die 500-Jahr-Feier der Universität Heidelberg, die auch dem Café Loos reichlich Kundschaft beschert haben dürfte. Einer seiner Mitarbeiter, der Locken- oder auch Pfälzerbottfranzel (eigentlich Franz Wagner), stellte damals beim großen Festumzug den Perkeo dar.<sup>35</sup> In die Geschichte der Alt-Heidelberger Originale ist der Lockenfranzel aber nicht wegen dieses Auftritts eingegangen, sondern u.a. deshalb, weil er eines Morgens von seinem Dienstherrn im Keller aufgefunden wurde, „vor dem Rumfass ... liegend, das Maul offen unter dem Zapfhahn und sorgsam darauf bedacht, auch den letzten heraustropfenden Rest des feinen Jamaikarums in sich hineinrinnen zu lassen.“<sup>36</sup> 1898 erweiterte Friedrich Loos das Geschäft in der Hauptstraße 174 um eine Filiale im Haus Sophienstraße 15. Eine weitere folgte 1903 im Haus Rohrbacher Straße 2. Beide Filialen lagen in unmittelbarer Nähe des (ehemaligen) Bahnhofs und damit auch der diversen Grand Hotels, die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in dessen Umfeld entstanden waren. Offensichtlich versuchte Friedrich Loos vom zunehmenden Heidelberg-Tourismus zu profitieren. Die Rechnung ging allerdings nicht auf. Die Filiale in der Sophienstraße wurde 1911 wieder aufgegeben; diejenige in der Rohrbacher Straße im April 1913.

Als Folge wiederholter Erbschaftsversteigerungen innerhalb der Familie, die für eine gerechte Verteilung des Erbes unter den Kindern sorgen sollten, letztendlich aber dazu führten, dass diejenigen, die Haus und Geschäft übernahmen, mehr und mehr Schulden anhäuften, und wohl auch wegen einer zu ambitionierten Geschäftsführung und vielleicht auch eines zu opulenten Lebensstils musste Friedrich Loos 1913 Konkurs anmelden. Wie genau sich der wirtschaftliche Niedergang der Firma Johann Christoph Loos entwickelte, kann hier nicht nachgezeichnet werden. Jedenfalls folgte für Friedrich Loos auf den finanziellen Ruin der gesundheitliche. Am 28. November 1918 verstarb er im Alter von gerade einmal 57 Jahren in der Großherzoglich Badischen Heil- und Pflegeanstalt in Wiesloch. In ihrem bereits im März 1914 niedergeschriebenen Vermächtnis beklagt seine Witwe Luise Loos, dass „bares Geld ... der mittlerweile eingetretenen traurigen Verhältnisse wegen“ als Erbe weg-falle.<sup>37</sup> Nachdem ein Verkauf von Konditorei und Café gescheitert war, übernahm Luise Loos mit finanzieller Unterstützung von einigen Verwandten am 25. April 1913 das Geschäft, das sie bis zu ihrem Tod am 31. Dezember 1922 weiterbetrieb. Mit Wirkung vom 1. Februar 1924 sind Konditorei und Café in eine OHG übergegangen, die sich aus den vier Kindern von Friedrich und Luise Loos zusammensetzte, wobei allein Rudolf Loos die Gesellschaft nach außen vertreten durfte. Am 8. März 1928 wurde diese OHG wieder aufgelöst, und Rudolf Loos war von da an alleiniger Inhaber der Firma.

Rudolf („Rudel“) Emil August Loos (\*27.4.1896; †27.2.1963) war das jüngste der vier Kinder von Friedrich und Luise Loos. Seine Ausbildung zum Konditor absolvierte er noch als Minderjähriger zwischen dem 8. April 1910 und dem 8. April 1913 beim Pâtissier-Confiseur Heer in der Rue du Rhône 82 in Genf, wo er am 15. Mai 1913 auch die „Examens de Fin d'Apprentissage“ mit der Durchschnittsnote 2,39 ablegte. Im Frühjahr 1914 arbeitete er kurze Zeit bei der Konditorei Heinrich Valentin & Sohn in Mannheim, bevor er sich am 6. August freiwillig zum Kriegsdienst meldete. Als Kanonier nahm er an der ersten Flandernschlacht teil. Ausgestattet mit ein paar Uniformstücken, einschließlich Unterhosen, 50 Mark Entlassungsgeld und 10 Mark Marschgeld, mit dem er wohl die Zugfahrkarte zurück nach Heidelberg bezahlen sollte, wurde er am 14. Dezember 1918 in Altengrabow (heute: Sachsen-Anhalt)



aus der Armee entlassen. Nicht zu vergessen eine Ration Brot für drei Tage, ein Pfund Ersatzhonig und ein halbes Pfund Wurst. Alles fein säuberlich aufgelistet auf seinem Entlassungsschein, den ein R. A. für den Soldatenrat und außerdem ein Major Becker unterzeichnet haben.<sup>38</sup> Neben den Erinnerungen an die Gräueltaten des Stellungskrieges und den Folgen einer Gasvergiftung blieben ihm noch das Eiserne Kreuz, die Badische Kriegsverdienstmedaille und das Langemarck-Kreuz. Alle drei versenkte er nach Aussagen seiner Witwe Elise Loos irgendwann zwischen den beiden Weltkriegen im Neckar.

Zu seinem zwei Jahre älteren Bruder Johann Christoph Karl Bernhard Franz Friedrich („Itzer“) Loos (\*29.7.1894; †1.2.1979) entwickelte er ein ähnlich angespanntes Verhältnis wie sein Großvater zu dessen Bruder. Dies führte zu der kuriosen Situation, dass beide kehrt machten, wenn in der engen Floringasse, an deren nördlichem Ende das Haus Hauptstraße 174 steht und an deren südlichem Ende „Itzer“ Loos das Haus Nr. 8 erworben hatte, die Gefahr drohte, aneinander vorbeigehen zu müssen. Auch von daher erklären sich die oben zitierten Äußerungen Gerda Wermkes in ihren Erinnerungen an Carl Philipp und Franz Hermann Loos.

„Rudel“ Loos führte die Firma Johann Christoph Loos, d.h. Konditorei und Café – der Verkauf von Kolonialwaren war zuvor schon wieder aufgegeben worden –, bis zu ihrer Liquidation als alleiniger Inhaber weiter. Zu dieser Zeit waren Haus und Geschäft aber bereits hoch verschuldet. Zeitweise wurde Letzteres sogar zwangsverwaltet. Eine Zwangsversteigerung konnte im November 1938 gerade noch abgewendet werden. Dann begann der Zweite Weltkrieg mit all seinen Einschränkungen für das Gewerbe. Die Einberufung zum Kriegsdienst folgte am 26. April 1944. Ein Fronteinsatz blieb ihm jedoch erspart. Krankheit und ein Nervenzusammenbruch im April 1948 kamen dazu, sodass die endgültige Geschäftsaufgabe im Oktober desselben Jahres nur konsequent war, zumal von den beiden Kindern des letzten Zuckerbäckers Loos keines Interesse an der Weiterführung von Konditorei und Café hatte.

Trotzdem gilt, was A. M. in seinem bereits oben zitierten Beitrag aus dem „Heidelberger Beobachter“ abschließend bemerkt: „Nicht oft findet man eine Familie durch Generationen mit einem Betrieb derartig verbunden.“<sup>39</sup>

Diese Verbundenheit der Generationen mit dem Zuckerbäckerhandwerk findet auch Ausdruck im von Günther Wermke entworfenen Familienwappen, das neben den Wappen des Heiligen Römischen Reiches (aus der Zeit um 1200), von Kurpfalz und Heidelberg den eingangs erwähnten Stammbaum von 1953 ziert (vgl. Abb. 1). Das in den heraldischen Farben Blau und Gold gehaltene Bürgerwappen weist einen viergeteilten Schild auf, in dessen oberem linkem Feld ein Baumkuchen auf das in der Familie gepflegte Zuckerbäckerhandwerk verweist. Das Fass im rechten unteren Feld spielt auf den Spezerei- und späteren Kolonialwarenhandel an, also darauf, dass die Loos nicht nur Konditoren, sondern auch Kaufleute waren. Als Helmschmuck aber trägt das Wappen die Gans, die den Streich der „Justigen Gesellschaft aus dem Schnookeloch“ (s.o.) überlebt hat und die – in einem glänzend weißen Federkleid – selbstbewusst und stolz über die Loos'sche Ahnengalerie und das darunter liegende Heidelberg wacht.

### 3 Erinnerungen an das Café Loos

„Mitunter trank man burschikos / den braunen Trank im Café Loos.“ So klingt es aus den gereimten Jugenderinnerungen „Heidelberger Lokal-Kolorit“ des ehemaligen Heidelberger Studenten Konrad Ernst Ullrich (WS 1925/26) heraus, die er im Sommer 1959 beim 80. Stiftungsfest der Burschenschaft Vineta vorgetragen hat.<sup>40</sup>

In der Zeit, die Ullrich wachruft, blickte das Café Loos bereits auf eine fünfzehn Jahrzehnte währende Tradition zurück. Wie Konditorei und Café in ihrer Blütezeit im 19. Jahrhundert aussahen, ist heute nicht mehr zu rekonstruieren. Eine Postkarte, die anlässlich des Jubiläums zu ihrem 150-jährigen Bestehen am 9. November 1930 produziert wurde, vermittelt jedoch einen Eindruck aus der Spätzeit.



Postkarte mit Innenansicht des Cafés Loos vom November 1930 (Foto: Albrecht Wermke)

Konditorei und Café betrat man durch den Eingang in der Hauptstraße, wo sich rechter Hand hinter zwei großen Schaufenstern zunächst der Verkaufstresen befand. Ein großer Kachelofen, der bis zum Verkauf des Hauses 1972 noch vorhanden war, trennte die Konditorei vom Kaffeezimmer. Dessen Ausstattung war ländlich-rustikal. An vier bis fünf Tischen, die rechts und links an den Längswänden bzw. in der Kaminecke aufgestellt waren, und mindestens einem runden Stehtisch fanden etwa dreißig bis fünfunddreißig Gäste Platz. Auch eine Garderobe an der halbhoch holzvertäfelten Wand, an der die Tageszeitungen aushingen, fehlte nicht. Die Wände waren mit Sinnsprüchen, Blumenranken und tanzenden Paaren in (Odenwälder?) Tracht bemalt.<sup>41</sup> Nach Melanie Mertens wurden diese Wandmalereien „bei der Sanierung 1990 [...] nicht freigelegt, sondern nur gefestigt und abgedeckt.“<sup>42</sup> Theoretisch sind sie also bis heute erhalten.

Rechts von der Durchgangstür mit ihrem Oberlicht aus honigbraunen Butzenscheiben hing das oben beschriebene Triptychon mit den Namen aller Hausbesitzer

seit 1750. Zusätzlich erwähnenswert: eine kleine Skulptur vom Dienstmann Muck (eigentlich Johann Fries), die man auf dem Tisch vorne links stehen sieht. Die ca. 25 cm hohe Figur wurde 1906, ein Jahr nach Mucks Tod, von Victor Kerzinger geschaffen. Sie stellt Muck auf einem Weinfass sitzend und mit einem Römer in der geballten Faust dar. Genau wie bei anderen Erinnerungsstücken an ihn, verschwindet bei diesem kleinen Kunstwerk der Mensch Fries hinter dem Klischee des apokalyptischen Säufers. Auch dieses Relikt aus dem Café Loos hat die Zeitläufte überdauert. Es befindet sich heute im Besitz von Albrecht Wermke, dem Bruder des Autors.

Durch die Tür in der Rückwand des Kaffeezimmers führte der Weg ins Treppenhaus und rechts an diesem vorbei in die aus zwei großen Arbeitsräumen und einem Magazin bestehende Backstube im hinteren Teil des Hauses – und natürlich hinaus in den Hof, wo sich im 19. Jahrhundert der Gänsesall befand. Die Maschinen in der Backstube wurden von besagtem Hof aus über Transmissionsriemen angetrieben. In der Woche vom 11. September 1929 wurde der alte Backofen gegen einen neuen ausgetauscht. Wie das vonstatten ging, beschreibt Rudolf („Rudel“) Loos in einem im Original erhaltenen Brief an seine Schwester Lina vom genannten Tag lakonisch so:

„Diese Woche waren wir in der glücklichen Lage den alten Backofen mit vereinten Kräften auf billigen Wege abzureißen. Er liegt jetzt an der Alten Brücke.“

Diese Aussage lässt vermuten, dass die Beteiligten den ausgebauten Ofen in einer Nacht-und-Nebel-Aktion die Haspelgasse hinunter zum Neckar gekarrt und dann an der Pferdetränke versenkt haben. Heutigen Standards entspricht ein derartiges Verfahren selbstredend nicht. Es wirft aber ein Schlaglicht auf die Müllentsorgungsmentalität jener Zeit, denn die Beteiligten dürften nicht die einzigen Altstädter gewesen sein, die ihren „Sperrmüll“ im Neckar verschwinden ließen. Folgen scheint ihr Vorgehen nicht gehabt zu haben. Belege über irgendwelche Strafgeelder o. Ä. sind jedenfalls nicht erhalten. Hätte man Rudolf Loos auf das aus heutiger Sicht skandalöse Vorgehen angesprochen, hätte dieser, wie von seiner Tochter Gerda häufig wiederholt, mit einiger Sicherheit festgestellt: „Die Konditor sind beschissen, die sich nicht zu helfen wissen.“ Und damit wäre die Sache für ihn erledigt gewesen.

So wie man durch die bereits erwähnte Tür mit den Butzenscheiben in die Backstube hinaus kam, so kamen durch sie Kuchen, Torten, mit Arrak getränkte Savarins, Eisbomben, Zuckerhasen aus eigener Produktion und natürlich Baumkuchen in den Verkaufsraum. Zu den Besonderheiten der Konditorei Loos gehörten Schokoladentafeln mit einem Flachrelief der berühmten Ostansicht der Heidelberger Schlossruine oder dem Großen Fass samt Perkeo. Die zu ihrer Herstellung benötigten Schwefelmodel existieren ebenfalls noch. Die Liste der von den Zuckerbäckern Loos hergestellten Backwaren ist lang. In einem zweiten erhaltenen handschriftlich geführten Rezeptbuch, das nach Machart und Ausstattung ebenfalls aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts stammt, sind allein 362 verschiedene Back- und andere Rezepte enthalten. Doch noch länger als dieses Verzeichnis ist die Liste der Einkäufe, welche die Loos in der ganzen Region und darüber hinaus tätigten. Ein Warenaufnahmebuch aus den 1840er Jahren belegt Geschäftskontakte nach Mannheim, Darmstadt und Heppenheim genauso wie nach Sinsheim und Eppingen, Eberbach, Mosbach oder Waldangeloch. Ein überkommenes Mahnschreiben der Firma Corte und Lippert aus Magdeburg vom 25. Januar 1860 spricht neben anderen Dokumenten dafür, dass die Zuckerbäcker Loos auch aus weiter entfernten Orten Waren be-

zogen. Die Schuld belief sich damals auf 31,15 Rheinische Gulden. Dass sie beglichen wurde, kann nur angenommen werden. Andere Quellen belegen internationale Geschäftsbeziehungen nach Marseille, Amsterdam, Paris und in andere weit entfernte Städte im Ausland.

Interessant zu wissen wäre, wer außer dem eingangs genannten Studenten Ullrich und seinen Bundesbrüdern von der Vineta „den braunen Trank“ im Café Loos einnahm, dort ein Stück von „Mays Apfelkuchen“ aß, die Zeitung las und mit anderen Gästen politisierte oder einfach nur ein Schwätzchen hielt. Verlockend die Vorstellung, dass der jüngere Bruder von Johann Christoph Loos, der Universitätsprofessor Dr. med. Johann Jacob Loos (\*9.11.1776<sup>43</sup>; †19.9.1838), gelegentlich den Weg ins Café fand zusammen mit Karl Philipp Kayser, Georg Friedrich Creuzer, Karl Daub und anderen namhaften Bürgern und Professoren jener Tage, die allesamt zu seinem Bekannten- und Freundeskreis gehörten, oder sogar mit Ludwig Tieck oder Clemens von Brentano, mit denen er in Heidelberg nachweislich mehrfach Kontakt hatte.<sup>44</sup> Zu schade, dass unter den zahlreichen Dokumenten zur Geschichte von Café und Konditorei Loos eines fehlt: Gästebücher.

Gesichert ist, dass „Ihre Wohlgeborene Frau GeheimR. Mittermaier“ bei Johann Christoph Loos einkaufen ließ. Am 1. September 1804 waren das eine Brottorte zu einem Gulden, ein Viertel Champ[agner] Bisquitt zu 16 Kreuzern und ein Viertel Makaronen zu 14 Kreuzern, wie eine Quittung – „Dankbar empfangen für Joh. Ch. Loos“ und unterschrieben von C. J. Schack – belegt.<sup>45</sup> Am 14. Dezember 1804 werden der „Frau GeimRäthin Mittermeyer Wohlgeborene dahier“ für eine „Regententorte und ein Viertel LuftBisquitt“ 1 Gulden und 28 Kreuzer in Rechnung gestellt.<sup>46</sup> Man darf sicherlich annehmen, dass sich dort, wo die Geheimrätin Mittermaier einkaufte, auch andere bekannte Damen der damaligen Heidelberger Gesellschaft einstellten.

Dass Konditorei und Café Loos auf eine große Stammkundschaft bauen konnten, wird noch aus einem kleinen Artikel in den „Heidelberger Neuesten Nachrichten“ vom 8. November 1930 deutlich. Darin heißt es: „Dass ein so altes Geschäft, das seinen Ruf nicht allein auf das Alter seines Bestehens, sondern auch auf eine ebenso alte Familientradition gründen kann, sich dauernder Schätzung in den Kreisen der Heidelberger Bürgerschaft erfreuen darf, ist nicht verwunderlich. Es hat viele treue Stammkunden, die man immer wieder an den Tischen und vor allem in dem gemütlichen Winkel hinter dem Laden antrifft.“<sup>47</sup>

Als Café und Konditorei zehn Jahre später ihr 160-jähriges Bestehen feiern, berichten die „Heidelberger Neuesten Nachrichten“ in ihrer Ausgabe vom 8. November 1940 noch einmal ausführlich über die Geschichte der „Loose“, von denen es am Ende des Beitrags heißt, sie seien nicht nur „bekannte Männer in der Heidelberger Altstadt“ gewesen, „sondern vor allem [...] doch immer gute Zuckerbäcker“ und seien „es auch heute noch.“<sup>48</sup> Letzteres gilt schon lange nicht mehr.

Gleich in mehrfacher Hinsicht als Abgesang gelesen werden kann das nach aktuellem Stand letzte Pressezeugnis über das Café Loos. Es handelt sich dabei um einen Bericht über eine Einladung von verwundeten Soldaten und den sie betreuenden Krankenschwestern des Reservelazaretts Bethanien im „Heidelberger Beobachter“ vom 14. November 1940. Unter der Überschrift „Ein kurzweiliger Nachmittag“ sieht man auf einem Foto sechs Wehrmachts- und einen Luftwaffenangehörigen, die sich – offensichtlich bestens gelaunt – über zwei große Platten mit Torten- und Kuchenstücken und ein Tablett Schneckennudeln hermachen.<sup>49</sup> Anlass der Veran-

staltung, an der „vierzig Soldaten und einige Krankenschwestern“<sup>50</sup> teilgenommen haben sollen, war das bereits erwähnte Jubiläum zum 160-jährigen Bestehen des Geschäfts. In einem im Original erhaltenen, mit einem zackigen „Heil Hitler!“ endenden Dankschreiben vom 10. November 1940 heißt es rührselig:

„Wenn wir wieder einmal im Leben – und das wünscht sich ein jeder von uns recht oft – nach der alten, schönen, romantischen Stadt Heidelberg kommen sollten, werden wir unseren Jubilar das Kaffee [sic] Loos nicht vergessen und ihm einen Besuch abstatten.“

Das wird dem Gefreiten, der den Brief unterschrieben hat, und den anderen auf dem genannten Foto Abgebildeten allein deshalb nicht möglich gewesen sein, weil das Café Loos schon bald nach dieser Kaffeerunde seine Türen für immer schloss.

Nach Kriegsende waren Konditorei und Café von 1948 bis 1950 kurzzeitig an einen glücklosen Betreiber verpachtet, bevor eine „Hamburger Fischbraterei“ ins Erdgeschoss des Hauses Hauptstraße 174 einzog. Diese verwandelte sich in eine „Sankt-Pauli-Bar“ und später – deutlich seriöser klingend – „Embassy-Bar“ und zog bis zum Verkauf des Hauses und dem einige Jahre später folgenden Komplettumbau eine ganz andere Kundschaft an als „Ihre Wohlgeborene Frau GeheimR. Mittermaier“ oder den Korporationsstudenten Ullrich.

„Sic transit gloria mundi“, ist man geneigt zu sagen, oder wie es „Rudel“ Loos, der letzte der Heidelberger Zuckerbäcker Loos, deutlich prosaischer ausgedrückt hätte:

„Alles, alles ist vergänglich / nur der Kuhschwanz, der bleibt länglich.“



Rudolf („Rudel“) Loos (1896–1963), der letzte Heidelberger Zuckerbäcker Loos (um 1930); Öl auf Leinwand, vermutlich von Wilhelm Winkler (Foto: Albrecht Wermke)

#### 4 Schluss

Über 160 Jahre waren die Vorfahren des Autors als angesehene Handwerker und Kaufleute nicht wegzudenkende Mitglieder der Heidelberger Bürgerschaft. Ihr Geschäft in der Hauptstraße 174 war eine Anlaufstelle für die „Großen“, die dort Brot- oder Regententorte kauften, wie für die „Kleinen“, die sich über Waffelbruch zu 5 Pfennig oder Zuckerhasen freuten. Wie weit verzweigt innerhalb Heidelbergs die geschäftlichen Aktivitäten der Familie Loos in der Konditorei, dem Feinkosthandel, dem Brauwesen, der Hotellerie und anderen Gewerben tatsächlich waren, konnte und wollte der Autor nicht nacherzählen; auch nicht die verwandtschaftlichen Beziehungen, die sie zu anderen alteingesessenen Heidelberger Familien hatten. Die zu den Familien Mays und Kochenburger sind wenigstens angeklungen, andere wie die

zur Familie des legendären Holländer-Hof-Wirtes Louis Spitz sind nicht einmal erwähnt.

Mit dem Verkauf des Hauses Hauptstraße 174 im Frühjahr 1972 enden nicht nur die geschäftlichen Unternehmungen der Loos in Heidelberg; die namenstragenden Nachfahren von Wolff Loos selbst verschwinden aus der Stadt. Was bleibt, ist besagtes Haus, das sich dem Betrachter nach der Komplettsanierung Anfang der 1990er Jahre mit einem gelben Anstrich und rotbraunen Fensterlaibungen präsentiert. Wo sich einst Konditorei und Café Loos befanden, lockt heute ein Geschäft seine Kunden, das Bäckerei und Altstadtmarkt zugleich sein will. Die Tradition der Zuckerbäcker Loos führt dieser Laden in keiner Weise fort.

Was von deren Konditorei und Café bleibt, ist der Eingangsbereich zur Hauptstraße hin mit den beiden großen Schaufenstern und deren gusseisernen Eckpilastern – und die gelb-braunen Fliesen im vorderen Teil des heutigen Verkaufsraums, die trotz mancher baulichen Veränderungen erhalten geblieben sind. Was die Zuckerbäcker Loos sonst noch hinterlassen haben, sind ein paar vergilbte Zeitungsartikel, Namen und Lebensdaten und ein vom Heidelberger Bildhauer H[einrich] Greiff gestalteter Grabstein auf dem Bergfriedhof. Der steht unter Denkmalschutz und darf deshalb nicht abgeräumt werden. Der Rest ist Geschichte.

## Anmerkungen

- 1 Bertolt Brecht: Fragen eines lesenden Arbeiters (1935). Zit. nach: Bertolt Brecht: Gedichte, Frankfurt am Main 2000, S. 222.
- 2 Für die Hilfe bei der Materialauswahl, die Bereitstellung der Abbildungen und zahlreiche nützliche Anmerkungen danke ich meinem Bruder Albrecht Wermke (Ladenburg). Ebenso danke ich Frau Diana Weber und ihren Kolleginnen und Kollegen vom Stadtarchiv Heidelberg für die freundliche Unterstützung bei der Quellenrecherche sowie Frau Ingrid Moraw und Herrn Hans-Martin Mumm für ihr konstruktiv-kritisches Gegenlesen des Manuskripts.
- 3 Die in diesem Beitrag genannten Lebensdaten folgen den genealogischen Aufzeichnungen von Friedrich Loos und Günther Wermke. ≈ steht für „getauft am“, \* für „geboren am“, † für „gestorben am“.
- 4 Bei den ältesten Mitgliedern der Familie schwankt die Schreibung des Namens in den Quellen zwischen Los, Lohs, Loß, Loohs und Looß. In den jüngeren Quellen findet sich durchgängig die Schreibung Loos. Um der besseren Lesbarkeit willen wurden in diesem Beitrag alle Schreibungen zu Loos vereinheitlicht. Zum Nebeneinander unterschiedlicher Schreibungen vgl. u.a.: Konrad Kunze, Damaris Nübling (Hgg.): Deutscher Familiennamenatlas. Bd. 1: Graphematik/Phonologie von Christian Bochenek, Kathrin Dräger, Berlin 2009, S. 589ff.
- 5 Albert Mays, Karl Christ (Hgg.): Einwohnerverzeichniß der Stadt Heidelberg vom Jahr 1588, herausgegeben und erläutert von Albert Mays und Karl Christ, Heidelberg 1890, in: Neues Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg und der rheinischen Pfalz, hg. von Albert Mays und Karl Christ, Band I, Heidelberg 1890, S. 163.
- 6 Das „Verzeichnus der Inwöhner der Churfürstl. Stadt Heidelberg“ beginnt mit der Auflistung der „Marschalcks- und Hofangehörige[n]“, und zwar zunächst mit denjenigen, die in der „Fischer Gaß“ wohnten (Vgl.: Albert Mays, Karl Christ [Hgg.]: Einwohnerverzeichniß der Stadt Heidelberg vom Jahr 1588 [wie Anm. 5, S. 31]); zum Abschnitt „Schultheiß und dessen angehörige Bürgerschaft“, in dem auch Wolff Loß aufgelistet ist, vermerken die beiden Herausgeber, dass „hier, am Eingang des dritten Theils, auffallender Weise die Angabe der ersten Gasse [...] fehlt“ und dass sich „diese Auslassung nur aus einem Versehen“ erkläre (ebd., S. 163ff., Anm. 1). Mays und Christ betrachten es also als gesichert, dass die versehentlich nicht genannte Gasse ebenfalls die Fischergasse ist.
- 7 Darunter die Gemeinden Loos bzw. Loos-lez-Lille (heute mit der Stadt Lille zusammengewachsen) und Loos-en-Gohell (im Département Pas-de-Calais in der Region Hauts-de-France).

- 8 Die Deutung als Herkunftsname ist nur eine von mehreren Möglichkeiten. Zu Etymologie und Bedeutung des Namens vgl. u.a.: Duden – Familiennamen. Herkunft und Bedeutung. Bearbeitet von Rosa und Volker Kohlheim, Mannheim 2000, S. 429.  
Zur Verbreitung des Namens Loos unter französischen Hugenotten vgl.: Juan Zamora: Hugenottische Familiennamen im Deutschen, Heidelberg 1992, S. 343.
- 9 Vgl. hierzu u.a.: Jo-Hannes Bauer: Die Auflösung der wallonischen Gemeinde in Heidelberg unter Conrad Christian Kilian, Pasteur 1782–1819, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt, Jahrgang 23, hg. vom Heidelberger Geschichtsverein, Heidelberg 2018, S. 47ff.
- 10 Gemein(d)sleute waren Mitglieder einer Gemeinde, ggf. auch Mitglieder des Gemeindegerichts. Vgl. hierzu: Pfälzisches Wörterbuch, begr. v. Ernst Christmann, bearb. v. Julius Krämer, Wiesbaden 1965ff., Band 2, Spalte 189.
- 11 Zu Bedeutung und Stellung der Hoftrompeter vgl.: Einwohnerverzeichniß des Vierten Quartiers der Stadt Heidelberg vom Jahr 1600, hg. und mit Namen- und Sachregister versehen von Albert Mays und Karl Christ, in: Neues Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg und der rheinischen Pfalz, hg. von Albert Mays und Karl Christ, Band II, Heidelberg 1893, S. 101f.
- 12 Das Todesdatum ist unsicher. Als sein ältester Sohn Carl Ludwig Amelius Loos am 31.5.1729 in die Bürgerschaft aufgenommen wurde, muss Samuel Loos, interpretiert man den entsprechenden Eintrag im Bürgeraufnahmebuch richtig, noch gelebt haben. Als der Bruder von Amelius Loos, Friedrich Bleickhardt, am 3.3.1739 in die Krämerzunft aufgenommen wurde, muss Samuel Loos schon verstorben gewesen sein. Vgl. hierzu: Ratsprotokolle Heidelberg, Jg. 1729, S. 666 (Stadtarchiv Heidelberg [StAH]) sowie: Der Löblichen Krämer Zunft und Professionisten ordentlich haldentes Zunft Buch zu Heidelberg, o. J., o. Seitenangaben (StAH).
- 13 Wilhelm Zähringer: Mein Heidelberg, Bühl, o. J. [1929], S. 86.
- 14 Robert Salzer: Das Schloß gesprengt die Stadt verbrannt. Robert Salzer zur Geschichte Heidelbergs in den Jahren 1688 und 1689 und von dem Jahre 1689 bis 1693. Nachdruck der Ausgaben von 1878 und 1879, kommentiert von Roland Vetter, Heidelberg 1993, S. 95.
- 15 Zitiert nach Wilhelm Zähringer: Mein Heidelberg (wie Anm. 13), S. 86f.
- 16 Ebd.
- 17 Ebd.
- 18 Ludwig Häusser: Geschichte der rheinischen Pfalz nach ihren politischen, kirchlichen und literarischen Verhältnissen. 2. Band, Heidelberg 1845, S. 793.
- 19 Der Löblichen Krämer Zunft (wie Anm. 12).
- 20 Ebd.
- 21 VOR DIE FREY COMPANEY ZU HEYDELBERG ANNO 1708 DEN ZO MERT AUFGERICHT, o. Seitenangaben (StAH, Sigle H79).
- 22 Hermann Wirth: Eine kleine Bürgerrevolution am Schlusse des 18. Jahrhunderts, in: Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg, eine Vierteljahresschrift, hg. von Hermann Wirth, I. Band, Heidelberg 1868, S. 160–192, Zitat S. 161.
- 23 Werner Schindler: Die Heidelberger Karlstorheit, in: Heidelberger Fremdenblatt 1967/68, 12, S. 6–8, Zitate S. 6.
- 24 Vgl. den am 9.11.1780 ausgestellten Kaufbrief in: Contraktenbuch der Stadt Heidelberg, Band VIII, S. 518f. (StAH). Die Käuferin wird dort allerdings Anna Catharina Loos genannt, was ein Versehen sein dürfte. Das Landeskirchliche Archiv Karlsruhe bestätigt den Namen Eva Catharina.
- 25 Zitiert nach einer Abschrift aus dem Familienbuch des Oberbürgermeisters Mays (\*1749; †1820), am 26.7.1932 „seinem netten neu entdeckten Bäsle von 140 Jahr her [das ist Elise Loos, die Ehefrau des letzten Zuckerbäckers Rudolf Loos und Großmutter des Autors] ergebnst überreicht vom Vetter Geheimer Regierungsrat / gez. Dr. [Albert] Mays“.
- 26 Der „Mannemer Dreck“ geht auf eine Polizeiverordnung aus dem Jahr 1822 zurück, nach der es verboten wurde, den im Haus angesammelten Kot einfach vor der Haustür auf der Straße zu entsorgen. Diese Verordnung soll den Zuckerbäcker Friedrich Brechter zur Kreation des Gebäcks angeregt haben. Vgl. hierzu: BROCKHAUS – Mannheim, 3. durchgesehener Nachdruck, Mannheim 2006, S. 200.
- 27 Mannheimer Zeitung Num. CXC, Freitag, den 15. Christmonat (December) 1797, S. 928.

- 28 Zu den Einzelheiten von Gefangennahme, Haft, Verurteilung und Hinrichtung vgl. Werner Becker: *Mein Vetter, der Räuber – Das Leben des Friedrich Schütz genannt Mannefriedrich 1780–1812*, Heidelberg 2018, S. 139ff.
- 29 Laut einer Mortalitätsstatistik für das Großherzogtum Baden aus dem Jahr 1852 verstarben von 10.000 Menschen 4423 im Alter von unter 6 Jahren. Vgl. hierzu: Heinrich Schipperges: *Ärzte in Heidelberg. Eine Chronik vom „Homo Heidelbergensis“ bis zur „Medizin in Bewegung“*, Heidelberg 1995, S. 136.
- 30 Gerda Wermke: *Feindliche Brüder u. 1 Gros Hemdkragen u. dito Kragenknöpfe*. Handschriftliches Erinnerungsblatt, o. J.
- 31 Ebd.
- 32 Die zweiseitige Handschrift wird im Heidelberger Stadtarchiv unter der Sigle H187 aufbewahrt. In neueren Ausgaben der Apostelbriefe lautet die Textstelle: „Berauscht euch auch nicht mit Wein, das führt zur Liederlichkeit, werdet vielmehr des Geistes voll.“ Zit. nach: *Die Bibel. Die heilige Schrift des alten und neuen Bundes, vollständige deutsche Ausgabe*, 15. Auflage, Freiburg 1972, S. 206.
- 33 A. M.: „Stammbaum“ einer Zuckerbäckerei – Eine Entdeckung in der Altstadt, in: *Volksgemeinschaft – Heidelberger Beobachter*, Nr. 307, 8.11.1940, S. 6.
- 34 M.: *Die Gänse und der Neckar*, in: *Heidelberger Neueste Nachrichten – Heidelberger Anzeiger*, Nr. 200, 29.8.1931, S. 3.
- 35 So u.a. laut dem mit igit signierten Beitrag „Heidelberger Originale vor 100 Jahren“, in: *Rhein-Neckar-Zeitung*, Nr. 38, 16.2.1960, S. 4. Der unter der Sigle Ra 610 im Archiv der Universität Heidelberg archivierte Aufstellungsplan für den großen Festumzug gibt als Name des Perkeodarstellers (Figur Nr. 1449) „Wagner“ an. Damit dürfte der „Lockenfranzel“ als Franz Wagner identifiziert sein.
- 36 Gerda Wermke: *Der „Lockenfranzel“*. Handschriftliches Erinnerungsblatt, o. J.
- 37 Zitiert nach einer Abschrift ihres Vermächtnisses, ausgestellt durch das Badische Notariat Heidelberg I als Nachlassgericht vom 18.6.1923. Aktenzeichen: I.R.P.T. No. 575/1923.
- 38 Das Original liegt dem Autor vor.
- 39 A. M.: „Stammbaum“ einer Zuckerbäckerei (wie Anm. 33), S. 6.
- 40 Konrad Ernst Ullrich: *Heidelberger Lokal-Kolorit*, in: Matthias Wermke u. Carol Bacchus-Wermke (Bearb.): *„Amico pectus – hosti frontem“*, 125 Jahre Burschenschaft Vineta; Sonderausgabe der *Vinetenzeitung*, 10.7.2004, S. 60.
- 41 Die Wandmalereien stammen von Wilhelm Winkler (1882–1964), der vermutlich auch das Porträt des letzten Zuckerbäckers gemalt hat (vgl. Abb. 5).
- 42 *Kulturdenkmale in Baden-Württemberg – Stadtkreis Heidelberg*, Teilband 1 von Melanie Mertens, Ostfildern 2013, S. 271.
- 43 Dagmar Drüll nennt den 10.11.1774 als Tag der Geburt. Vgl.: Dagmar Drüll: *Heidelberger Gelehrtenlexikon 1803–1932*, Berlin u.a. 1986, S. 167. Diese Angabe basiert offensichtlich auf einer Verwechslung und widerspricht der Tatsache, dass Johann Martin und Eva Catharina Loos als viertes Kind einen Sohn hatten, der am 10.10.1774 geboren wurde und ebenfalls auf den Namen Johann Jacob getauft war. Gestorben ist dieses Kind schon am 17.9.1775. Ihm folgte erst als ihr fünftes Kind der spätere Universitätsprofessor Johann Jacob Loos.
- 44 Hierzu zahlreiche Belege in: Carl Philipp Kayser: *Aus gärender Zeit. Tagebuchblätter des Heidelberger Professors Karl Philipp Kayser aus den Jahren 1793–1827*, mit zehn Abbildungen nach zeitgenössischen Bildern von Friedrich Rottmann, hg. von Franz Schneider, Karlsruhe 1923. Zu den Begegnungen mit Tieck s. die Seiten 39, 40f., 69 u. 70; zu den Begegnungen mit Brentano s. die Seiten 49, 50–53 u. 57.
- 45 Rechnung vom 1.9.1840. Eine Kopie des Originals liegt dem Autor vor.
- 46 Rechnung vom 14.12.1840. Eine Kopie des Originals liegt dem Autor vor.
- 47 N. n.: 150jähriges Geschäftsjubiläum, in: *Heidelberger Neueste Nachrichten – Heidelberger Anzeiger*, Nr. 261, 8.11.1930, S. 4.
- 48 M. P.: Zuckerbäckerei Loos seit 160 Jahren, in: *Heidelberger Neueste Nachrichten – Heidelberger Anzeiger*, Nr. 264, 8.11.1940, S. 3.
- 49 N. n.: Ein kurzweiliger Nachmittag, in: *Volksgemeinschaft. Heidelberger Beobachter*, Nr. 313, 14.11.1940, S. 5.
- 50 Ebd.



**Eva Riedlsperger**

## **Die Heidelberger Großherzogliche Entbindungsanstalt 1827–1851<sup>1</sup>**

### **Eine Sozialgeschichte der institutionalisierten Geburt**

Wenn eine schwangere Frau im Mitteleuropa des 19. Jahrhunderts Wehen verspürte, rief sie im Allgemeinen die Hebamme zu Hilfe. Diese kam zu ihr nach Hause, begleitete die Frau durch die Geburt und war auch für die erste Versorgung der Mutter und des Kindes zuständig. Nicht alle Frauen hatten jedoch die Möglichkeit, in ihren eigenen vier Wänden niederzukommen: Dienstmägden und Hausmädchen geschah es nicht selten, dass ihnen verwehrt wurde, im Haus ihrer Dienstherrn zu entbinden. Wenn die Eltern verstorben waren, sich weigerten ihre Tochter aufzunehmen oder schlicht zu weit entfernt lebten, standen einer schwangeren Frau nicht mehr viele Optionen offen. Eine Möglichkeit waren in einigen Gegenden Europas die Entbindungshospitäler, die ab der Mitte des 18. Jahrhunderts in verschiedenen Städten eröffnet wurden.<sup>2</sup> In ihnen konnten schwangere, meist ledige Frauen in der Zeit um die Geburt Unterschlupf finden und unter medizinischer Aufsicht ihr Kind zur Welt bringen.

Diese Einrichtungen waren aber keineswegs karitativer Natur: Wenn sich eine Frau für eine Entbindung im Geburtshaus entschloss, wurde sie Teil eines Instituts, dessen primärer Zweck die Ausbildung von Hebammen und oft auch der von Studenten war. Um dort aufgenommen zu werden, wurde sie zum medizinischen Objekt der Forschung und musste die Berührungen und Untersuchungen vieler ihr fremder Menschen auf sich nehmen. Erst in den letzten dreißig Jahren entstanden Forschungsarbeiten zu diesen Gebäuhäusern, insbesondere die Institute in Marburg<sup>3</sup>, Wien<sup>4</sup> und Göttingen wurden in Monographien ausführlich beleuchtet.



Das Gebäuhaus in einer Zeichnung von F. Wernigk, Lithographie von F. Hengstenberg (Universitätsbibliothek Heidelberg, Graph. Slg. A\_0565)

## **Quellenbestände, Untersuchungszweck und -zeitraum**

Auch in Mannheim wurde 1766 durch Kurfürst Carl Theodor eine solche Anstalt gegründet,<sup>5</sup> die 1805 ins nahe gelegene Heidelberg verlegt wurde, um nicht nur angehenden Hebammen, sondern auch Medizinstudenten die praktische Ausbildung in der Geburtshilfe zu ermöglichen. Bis auf eine nicht veröffentlichte medizinische Dissertation<sup>6</sup>, die einen sehr kursorischen Überblick bietet, gibt es keine Arbeiten zur Heidelberger Entbindungsanstalt. An Quellen mangelt es nicht; das Universitätsarchiv Heidelberg lagert in seinen Beständen nicht nur sehr viel die Entbindungsanstalt betreffende Korrespondenz und Schriftgut, das sich mit der Klinik beschäftigt, sondern auch mehrere Bände mit Geburtsgeschichten vom beginnenden 19. bis weit ins 20. Jahrhundert. Das Material wäre ausreichend, um mehrere Bücher zu füllen, die vorliegende Arbeit kann daher nur einen ersten Forschungsbeitrag leisten.

Meine Darstellung konzentriert sich auf diejenigen Geburten, die nicht einfach und auf natürlichem Weg vonstatten gingen, sondern mithilfe tatkräftigen Eingreifens seitens der Geburtshelfer erfolgten. Insbesondere wird der Frage nachgegangen, wie sich das Verhältnis zwischen Arzt und Schwangeren gestaltete und welche Möglichkeiten der Selbst- und Mitbestimmung den Frauen blieb, die in der Anstalt entbanden. Das lässt sich anhand medizinisch schwieriger Fälle besonders gut nachverfolgen, weil einfache natürliche Geburten ohne Entscheidung über die bestmöglichen Handlungsweisen verliefen und sehr viel weniger genau dokumentiert wurden.

Nach der Übersiedelung der Großherzoglichen Entbindungsanstalt von Mannheim nach Heidelberg 1805 wurde diese zunächst von dem Geheimen Hofrat Franz Anton Mai<sup>7</sup> und dann von dessen Schwiegersohn Franz Carl Naegele geleitet, der dem Institut bis zu seinem Tod 1851 vorstand.<sup>8</sup> Aus den Jahren, in denen Franz Anton Mai die Klinik leitete, sind allerdings keine detaillierten Aufzeichnungen zu den Frauen erhalten, die dort niederkamen. Der engere Untersuchungszeitraum beschränkt sich deshalb auf die Amtszeit des Franz Carl Naegele, aus der mehrere Bände Geburtsgeschichten aus den Jahren 1827 bis 1848 überliefert sind. Um ein vollständiges Bild von den Abläufen in der Anstalt zu erhalten, müssen allerdings auch für dessen Amtszeit viele Dokumente aus der Zeit des Schwiegervaters herangezogen werden.

## **Die Organisation der Entbindungsanstalt bis 1851**

Die Gründung der Entbindungsanstalt 1766 in Mannheim fiel in eine Zeit, in der im Zuge der Aufklärung in ganz Europa Orte entstanden, an denen schwangere Frauen niederkommen konnten und Hebammen und Schüler der Geburtshilfe praktischen Unterricht erhielten.<sup>9</sup> Die sogenannte Accouchement-Anstalt (auch Accouchierhäuser genannt)<sup>10</sup> diente an vorderster Stelle der Ausbildung sämtlicher Hebammen im Umkreis. „Regierungsveränderungen, Zerstückelung der Rheinpfalz und Kriegszeiten entzogen demselben allmählich seine Einkünfte, und es geriet in einen durchaus mislichen Zustand und Verfall“<sup>11</sup> beschreibt eine Quelle die Umstände, bevor das Institut schließlich nach Heidelberg umsiedelte.

Aus den Reihen der Universität kam 1805 der Vorschlag, mit den finanziellen Mitteln des sogenannten Gute-Leute-Fonds ein akademisches Hospital zu gründen,

um „die Last der Krankenpflege den respektiven Hospitälern abzunehmen und zur Gründung eines so wesentlichen Institutes für die Bildung junger Aerzte“<sup>12</sup> zu schreiten. Es wurde schnell gehandelt und schon 1806 nahm das akademische Hospital erste Patienten auf. Auch die bereits im Vorjahr nach Heidelberg umgesiedelte „Großherzogliche Entbindungsanstalt“ gehörte dazu.<sup>13</sup>



Die Standorte der Entbindungsanstalt. 1) bis 1818, 2) von 1818 bis zum Bau der neuen Frauenklinik 1884 (Universitätsbibliothek Heidelberg, Graph. Slg. A\_0565)

## Darstellungsperspektive

Ziel dieses Aufsatzes ist es, die Heidelberger Entbindungsanstalt aus Sicht der Frauen zu betrachten, die dort für ihre Entbindung unterkommen konnten. Da keine der Frauen einen Bericht darüber hinterlassen hat, muss man sich die Beschreibung der dort herrschenden Umstände aus vielen kleinen Puzzleteilen zusammensuchen. Dadurch erhält man ein detailreiches Bild, das aber noch viele Lücken aufweist. Außerdem lässt sich oft nicht nachvollziehen, wie sich die Anstalt über die Jahre verändert hat. Eine Quelle, die die Umstände im Jahr 1820 beschreibt, muss dreißig Jahre später keine Gültigkeit mehr haben. Um einen allgemeinen Einblick in die Anstalt zu erhalten, soll hier anhand des Aufenthalts zunächst einer einzelnen Frau auf verschiedene Aspekte der Organisation und der Lebensumstände in der Entbindungsanstalt eingegangen werden.

## Aufnahme und Schwangerschaft

Als Beispiel dient uns Anna Regina Eichler<sup>14</sup>, deren Niederkunft im Jahr 1827 ohne Besonderheiten vonstatten ging – der Eintrag im Tagebuch füllt nur ein Drittel der Seite. Anna Regina Eichler wurde 1801 oder 1802 in Hainstadt, heute ein Stadtteil

Buchens im Odenwald, geboren. Ihre Eltern, der Handelsmann Anton Eichler und seine Frau Eva, geborene Notzin, ließen sie katholisch taufen. Sie war von mittlerer Größe, hatte braune Haare und Augen, und war stets gesund gewesen. Ihre Eltern waren bereits verstorben, als sie am 9. August 1827 um Aufnahme in der Anstalt nachsuchte. Wahrscheinlich hatte sie sich, wie viele der Frauen, als Dienstmagd verdingt. Der Vater ihres Kindes war Daniel Kraft aus Ziegelhausen, vielleicht hatte sie dort gearbeitet und von dem Gebärinstitut gehört. Ihre letzte Menstruation hatte sie um Fastnacht gehabt, kurz darauf wurde sie schwanger, vielleicht sogar auf einer der „Tanzbelustigungen zur Carnevalszeit“, die laut dem Geheimen Hofrat Mai nichteheliche Schwangerschaften begünstigten.<sup>15</sup> Die Aufnahme in das Gebärhaus erfolgte im Hörsaal, im Sommersemester 1827 bot der Geheime Hofrat Naegele im Vorlesungsverzeichnis die Veranstaltung „Klinischer Besuch im Gebärhaus“ an, die täglich um 9 Uhr stattfand.<sup>16</sup> Die Studierenden schauten zu, während der Hofrat Naegele den Frauen Fragen stellte, die auch damals als sehr persönlich und unangenehm gegolten haben müssen, vor allem, wenn mehrere Studenten zuschauten und sich Notizen machten: Wann hat sie das erste Mal menstruiert? Wann das letzte Mal? Auf welcher Seite spürt sie die Bewegungen des Kindes? Sie wurde zu diesem Zeitpunkt auch schon körperlich untersucht und von den Ärzten und Studierenden am Muttermund befühl.

Die schwangeren Frauen wurden zwar unentgeltlich in die Anstalt aufgenommen, das heißt aber nicht, dass von ihnen keine Gegenleistung verlangt wurde. Der Sinn und Zweck des Gebärhauses war nicht, armen Frauen in Zeiten von Arbeitsunfähigkeit durch Schwangerschaft eine sichere Unterkunft zu gewähren, sondern hauptsächlich, Studenten und Hebammenschülerinnen praktisches Anschauungsmaterial zu bieten: „um die Lehrlinge in der so nothwendigen Kenntniß der stufenweisen Veränderungen des Muttermundes durch touchiren zu üben, da es der Zweck des Durchlautigsten Stifters des hiesigen Geburts-Instituts gewesen ist, nicht nur theoretische, sonder im praxi geübte Geburts-Helfer bilden zu lassen“.<sup>17</sup>

Das Gebäude der Entbindungsanstalt befand sich damals im Gebäude des Marstalls. Man kann davon ausgehen, dass die Unterbringung eher ärmlich und beengt war.<sup>18</sup> Eine Inventarliste von 1810<sup>19</sup> zählt 28 Bettgestelle für Erwachsene und zehn für Kinder, aber wahrscheinlich wurde Anna Regina Eichler ohnehin nicht stationär in die Anstalt aufgenommen, denn im Tagebuch steht, dass sie „den 19. November um 1/2 10 in die Anstalt“ kam. Sie hielt sich also nicht bereits dort auf. Wäre sie dortgeblieben, hätte sie ihre Tage wahrscheinlich mit Handarbeiten und vielleicht auch Pflegediensten für die Wöchnerinnen verbracht. Wo sie stattdessen Obdach fand, ist nicht dokumentiert.

## **Die Geburt**

Am Abend des 19. Novembers, über drei Monate nach ihrem ersten Kontakt mit der Entbindungsanstalt, fand sie sich also im Marstallgebäude zur Geburt wieder ein. Die Ärzte fanden den „Muttermund gehörig erweitert und den Kopf 3ten Position vorliegend“. Die Geburt ging sehr schnell vonstatten, eine halbe Stunde später flossen die Wasser ab und um halb elf gebar sie einen Knaben, der sieben Pfund wog.<sup>20</sup>

Anna Reginas Geburtsprotokoll erwähnt nicht – im Gegensatz zu vielen anderen –, wer bei der Geburt anwesend war. Man kann allerdings davon ausgehen, dass ziemlich viele Personen zugegen waren. Die Geburten wurden oftmals von über zehn Medizinstudenten beobachtet; wenn gerade ein Kurs für die Ausbildung neuer Hebammen stattfand, waren auch diese anwesend. Dazu kamen die leitenden Ärzte und die Haushebamme. Es gab eine Einteilung, wann welche Studenten das Recht hatten, eine Geburt zu beobachten,<sup>21</sup> es scheint aber, dass diese Rotation bei besonders interessanten Geburten außer Kraft gesetzt wurde, um möglichst vielen angehenden Ärzten beispielsweise das Hantieren mit einer Zange demonstrieren zu können. Es war jedenfalls sehr viel weniger privat als die im 19. Jahrhundert üblichen Geburten im Haus der Gebärenden. Die normativen Empfehlungen zum Behandlungsumfeld klingen bemerkenswert sensibel: „Die obwohl unehelich geschwängerten Mädchen, besonders aber ihre schuldlose Laibesfrucht, verdienen in Rücksicht ihrer noch nicht aufgehobenen Menschen Würde Achtung und Schonung und sollten deswegen mit besonderer Sanftmuth und Duldung, mit Bescheidenheit und Nachsicht, mit Theilnahme und Sorgfalt für ihr Gesundheit<sup>22</sup> behandelt werden. Es sollte außerdem darauf geachtet werden, dass jede „unanständige und unnötige Entblösung ihres Körpers<sup>23</sup> vermieden werde. Inwieweit das in der Praxis aber umgesetzt wurde, ist sehr fraglich.

Aber selbst wenn im idealen Fall tatsächlich alle Anwesenden ihr Bestes taten, um die Würde der Schwangeren zu wahren, wird das in Anbetracht des Umstandes, dass sie als Anschauungsobjekt die Blicke und Berührungen vieler ihr zum größten Teil unbekannter Menschen ertragen musste, die noch dazu sehr intime und private Körperregionen betrachteten, kaum möglich gewesen sein. Aus diesem Grund muss es gelegentlich vorgekommen sein, dass Schwangere die einsetzende Geburt so lange wie möglich verschwiegen<sup>24</sup> oder noch vor der Geburt die Anstalt heimlich verließen<sup>25</sup>, um nicht den Untersuchungen von Ärzten, Studierenden und Hebammenschülerinnen ausgesetzt zu werden.

## **Als Wöchnerin**

Als Wöchnerin musste Anna Regina Eichler nicht mehr für ihren Unterhalt arbeiten, war aber weiter den Regeln des Hauses unterworfen. So durfte sie, laut Anweisungen an den Assistenten der Anstalt, keine „Victualien oder schädliche Naschereien<sup>26</sup> erhalten.

Schon bald nach der Geburt wurde ihr Kind getauft, der Vater des Kindes diente als Taufpate. Das war bei nichtehelichen Kindern kein ungewöhnliches Vorgehen, in den Hausbüchern findet man einige Beispiele davon.<sup>27</sup> Der Vater konnte so enger an sein Kind gebunden werden und seine Vaterschaft später nicht mehr leugnen, sollte es zu Streitigkeiten wegen des Unterhalts des Kindes kommen. Im Falle von Anna Regina Eichler schien das zu diesem Zeitpunkt kein Grund zur Sorge zu sein. Sie begab sich, als sie am 2. Dezember 1810 entlassen wurde, nach Ziegelhausen zurück, wo auch der Vater des Kindes lebte. Einige andere Frauen konnten auch als Amme in reicheren Häusern unterkommen, mussten dann aber ihr Kind anderswo in Pflege geben.<sup>28</sup> Kamen die Mütter aus weiter entfernten Orten und fehlten ihnen die finanziellen Mittel, um den langen Weg nach Hause zu bewältigen, erhielten sie ab 1837 einen Zuschuss, wobei sie sich sofort nach ihrer Ankunft in der Heimat

Walburga Birckle, von Haigerloch, kath(olisch) 24 J(ahre) alt, mittl(erer)

Größe, graue Augen, braune Haare, blühenden Aussehens,  
früher gesund; mit 18 J(ahren) menstr(uiert). Ist vor 5 J(ahren) z(u) Hauß leicht  
niedergekom(m)en. Letzte Reinigung den 29ten Januar, hat also bis  
zum 6ten ~~Ok~~ November zu gehen. M(utter)m(un)d rükw(ärts) hoch, rechts  
hin kein vorliegender Theil ist zu fühlen.

Den 3ten October. Heute Morgen 5 Uhr flossen ohne vorausgegangene Wehen die Wasser ab, und  
erst um 9 Uhr empfand die Person die ersten Wehen. Um 10 Uhr war der M(utter)Mund 2“ (Zoll) er-  
weitert, man fühlt beym Eingehen von rechts die Zehen des einen und die Fußsohlen des andern  
Fußes, nach links die linke Hüfte, vordere Fläche des Kinds nach hinten gewandt. Nach 1/4 Stunde  
traten die Füße durch den M(utter)mund hindurch und die Zehen des rechten Fußes wurden zuerst  
sichtbar, etwas weiter oben fühlte man die des linken Fußes, die jetzt etwas nach vorn  
gewandt sind. Als die Füße bis zu den Knöcheln geboren waren standen die Zehen  
nach rückwärts, der Rumpf folgte bis zu den Schultern als bald. Die Wehen cessirten  
ohngefähr 2 Minuten, und da auf angestellte Reibugen des Unterleibs sie nicht  
wiederkehrten förderte man den Kopf leicht durch den gewöhnlichen Handgriff zu  
Tage – 5 Minuten vor 1/2 11 Uhr, die Nabelschnur war sehr kurz, pulsirte lebhaft,  
das geborene Mädchen gab sein Leben durch Schreien zu erkennen. Man fand jetzt  
die Vermuthung, daß Zwillinge vorhanden seyen, gerechtfertigt. der Leib war  
sehr stark ausgedehnt, die Person hatte noch bis zum 6t(en) Nov(em)b(er) zu gehen, es war  
wenig Fruchtwasser abgeflossen und die Füße waren bedeutend angeschwollen.  
Es überfiel jetzt die Kreißende ein starker Schüttelfrost <sup>gleich</sup> Nach 11 Uhr ~~Stunde~~ wurde die Nabel-  
schnur unterbunden, und man fühlte die sich über dem Bekene(in)gang stellende Blase des  
2ten Kindes und bald nach hat <sup>7/8 Stunde</sup> war der Schädel in der Pos(ition) 2 vorliegend zu fühlen.  
Das Durchschneiden des Steißes war in der Art erfolgt, daß die linke Hinterbake unter  
dem Schooßbogen etwas nach rechts zuerst hervortrat. Obgleich die Wehen häufig  
sind bleibt der Kopf fast unverrückt stehen mit nach vorn und links gerichtet(en) großer Fontanelle.  
Um 3/4 auf 2 Uhr rückt der Kopf etwas tiefer herab. Um 1/2 3 sprang die Blase, mit dem  
abfließenden Wasser trat der linke Arm bis zu Ellenbogen zur Schaamspalte hervor,  
die nächste Wehe bracht den Kopf zum durchschneiden, das Gesicht trat unter dem  
Schooßbogen hervor, die große Fontanelle unter der Schaambeinvereinigung, drehte sich  
sogar im durchschneiden etwas nach rechts. das leben Mädchen gab anfangs nur schwache  
Lebenszeichen zu erkennen, es erholte sich nur langsam.

Die gelöste Nachgeburt folgte gleich.

Gewicht d(es) 1t(en) leb(en)d(en) Mädchens 1 $\frac{1}{2}$  (Pfund) 4 Loth 24.

G(ewicht des) 2t(en) lebenden Mädchens (Pfund) 5 (Loth) 4.

Länge d(er) Nabelschnur v(on) No. 1 15“ (Zoll)

(Länge der Nabelschnur von) No. 2 24“ (Zoll) Gewicht der gemeinschaftlich(en)

Praes(ent)i H(erren) G(eheimer) R(at) Naegele, Janouli,  $\frac{1}{2}$  Nachgeburt  $\frac{3}{4}$  (Unzen) 34  $\frac{3}{4}$  (Drachmen) 7

Lang, v(on) Pigage, Gleim, Guerdan,

Ottinel Klooß Zinn

u(nd) Hebam(m)en

Transkription einer Beispielseite aus den Geburtsprotokollen (Quelle: Universitätsarchiv Heidel-  
berg Acc. 2/94 Frauenklinik, Tagebuch 1832, S. 143) (Transkription: Eva Riedlsperger)





beim dortigen Amt melden mussten. Währenddessen war nämlich von Heidelberg ein Schreiben an ihre Heimatgemeinde gesandt worden, in dem von ihrer Niederkunft berichtet wurde. So wollte man sicherstellen, dass die Mütter ihre Kinder nicht töteten oder aussetzten.<sup>29</sup>

Anna Regina nutzte das Gebärhäus also hauptsächlich, um eine Unterkunft während des Wochenbettes zu finden – während ihrer Schwangerschaft kam sie offenbar anderweitig unter. Ganz ohne Unterstützung war sie nicht, wie die anhaltende Verbindung mit dem Vater des Kindes zeigt. Trotzdem konnte sie nicht zuhause gebären, sondern musste sich in eine staatliche Einrichtung begeben, in der ihre persönlichen Schamgrenzen vermutlich weit überschritten wurden.

## **Wer waren die Schwangeren?**

Anna Regina Eichler war in vielerlei Hinsicht typisch für die Schwangeren, die im Gebärhäus entbanden, aber sie ist nur eine von tausenden anderen Frauen. Im Rahmen dieser Untersuchung ist es nicht möglich, alle Geburtsprotokolle statistisch auszuwerten. Idealerweise hätte die Entbindungsanstalt selbst Belegungsstatistiken erstellt und veröffentlicht. Tatsächlich wurden solche Auswertungen auch gemacht, aber die letzte Veröffentlichung einer solchen Übersicht berichtet über die Jahre 1825 und 1826.<sup>30</sup> Sie erschien in den „Heidelberger Klinischen Annalen“. In keinem der folgenden Bände erschien eine weitere Übersicht, auch nicht in den „Medicinisches Annalen“, wie diese Zeitschrift später hieß.

Laut dieser Übersicht fanden in den beiden Jahren 412 Geburten statt, rechnet man die Zwillingsgeburten mit ein, kamen 418 Kinder auf die Welt; 31 von ihnen waren bei der Geburt tot. Von den Müttern starben zwei. Auffällig ist, dass jene Kinder in dieser Statistik der verstorbenen Säuglinge nicht berücksichtigt wurden, die zwar lebendig zur Welt kamen, aber kurze Zeit darauf starben. Man muss also von einer deutlich höheren Säuglingssterblichkeit ausgehen, wie sie in ganz Europa während des 18. und 19. Jahrhunderts vorherrschte.<sup>31</sup> In Heidelberg wurde während dieser beiden Jahre nur 19 Mal „unter Beihülfe mechanischen Kunstverfahren“<sup>32</sup> entbunden, was einen starken Gegensatz zu beispielsweise Göttingen darstellt, wo im Jahr 1815 bei 96 Geburten nur 65 ohne künstliche Hilfe auskamen.<sup>33</sup>

Da 1825 und 1826 nicht im engeren Untersuchungszeitraum dieser Arbeit liegen, stellt sich die Frage, wie weit sich diese Statistiken auf die folgenden Jahre übertragen lassen. Anhand der Nummern des Hausbuchs lässt sich schnell feststellen, wie sich die Menge der Geburten änderte. Demnach kamen im Jahr 1831 260<sup>34</sup> und im Jahr 1842 305<sup>35</sup> schwangere Frauen in der Heidelberger Entbindungsanstalt nieder. Auch ohne aufwändige statistische Berechnungen durchgeführt zu haben, lässt sich also ein deutlicher Trend feststellen: Die Anzahl der Entbindungen im Geburtshaus stieg kontinuierlich an.

Wer aber waren diese Frauen, die sich in die Hände von Ärzten, Studenten und Hebammenschülerinnen begaben? Hier wäre eine statistische Auswertung besonders wertvoll. Der Rahmen dieses Aufsatzes lässt eine solche nicht zu, und die Hausbücher der Anstalt machen sie auch nur für die 1820er Jahre möglich, da später der Beruf der Eltern der schwangeren Frau nicht mehr genannt wurde. Für die Münchner Gebäranstalt existiert der Versuch einer solchen Statistik,<sup>36</sup> die aber einige Schwächen aufweist. So kann anhand des Berufs des Vaters nicht eindeutig fest-



gestellt werden, wie wohlhabend das Elternhaus war. Zum Beispiel kann aus der Berufsbezeichnung „Bauer“ nicht herausgelesen werden, wie viel Land, Vieh etc. der Vater besaß. Trotzdem bietet die Münchner Statistik einen guten Anhaltspunkt für die soziale Herkunft der Frauen, die in eine Entbindungsanstalt eintraten. Da sich die Entbindungsanstalten in Heidelberg und München in Aufbau und Struktur nicht drastisch unterschieden, kann man damit auch auf die soziale Zusammensetzung der Heidelberger Anstalt schließen. 70% kamen aus einem sozial niedrigeren Milieu, nur 12% gaben als väterlichen Stand angesehenere Berufe wie Bauer oder Handwerksmeister an. Was sie aber fast alle gemeinsam hatten, war das Fehlen eines funktionierenden sozialen Netzwerks, das sie während ihrer Schwangerschaft und im Wochenbett auffangen konnte. Die Aufnahme in die Entbindungsanstalt war die einzige ihnen verbliebene Möglichkeit.

### **Wer wurde aufgenommen?**

In einer Bekanntmachung des Großherzoglichen Badischen Anzeige-Blattes vom 4. September 1813<sup>37</sup> wurden die Regelungen, nach denen Frauen einen Platz in der Entbindungsanstalt beanspruchen durften, veröffentlicht. Aufgenommen wurden sowohl In- als auch Ausländerinnen – jedenfalls solange letztere in Baden gearbeitet hatten. Alle mussten jedoch ihren Geburtsort durch Zeugnisse nachweisen können oder glaubhaft versichern, dass ihr Neugeborenes unter keinen Umständen der Heidelberger Armenkasse zur Last fallen würde. Aus demselben Grund mussten die Frauen auch genügend Wäsche für sich und ihr ungeborenes Kind mitbringen, auch wenn in den Instruktionen des Verwalters angegeben wird, dass im Falle besonderer Armut die nötigen Wäschestücke gestellt werden würden.<sup>38</sup>

Die Schwangeren sollten nicht früher als 14 Tage bis drei Wochen vor der Geburt aufgenommen werden, es sei denn, dass genügend Kapazitäten frei waren. Ein Blick in die Hausbücher der Anstalt verrät jedoch, dass zumindest ab 1821 bei den meisten Frauen oft zwei Monate oder mehr zwischen Aufnahme und Geburt vergingen.<sup>39</sup> Allerdings muss das nicht unbedingt bedeuten, dass die Schwangeren während dieser Zeit auch im Hospital wohnten. Es ist gut möglich, dass sie erst noch andernorts unterkommen mussten, bis ein Platz in der Anstalt frei wurde.

Die Unterbringung war kostenlos, wenn die schwangeren Frauen krank waren oder zu häuslichen Arbeiten herangezogen werden konnten. Diese Arbeit bestand unter anderem darin, Wolle und Hanf zu spinnen und zu verarbeiten<sup>40</sup> (1810 war die Anstalt im Besitz von sechs Spinnrädern und zwei Haspeln),<sup>41</sup> wie dies auch in anderen Geburtshospitälern üblich war.<sup>42</sup> Während ihres Aufenthalts in der Anstalt durften die Frauen keinen Besuch empfangen, außer mit der ausdrücklichen Erlaubnis des Vorstehers. In den bereits erwähnten Instruktionen des Verwalters wurde ihm auch die Aufgabe übertragen, „in keinem Fall den ferneren Besuch oder Umgang irgend eines Schwängerers, mit seiner, in dem Geburtshauß aufgenommenen geschwächten Dirne [zu] dulden“.<sup>43</sup>

Es lässt sich also festhalten, dass im Heidelberger Geburtshospital beinahe jede Frau Aufnahme finden konnte. Selbst wenn sie krank war, wurde sie nicht abgewiesen, anders, als es beispielsweise in Göttingen gelegentlich der Fall gewesen war.<sup>44</sup> Ob man sich in Heidelberg auch immer an die eigenen Vorschriften hielt, ist heute nicht mehr zu ermitteln, schließlich tauchen abgewiesene Frauen nicht in den Doku-

menten auf. Aber zumindest manche kranken Patientinnen wurden aufgenommen, wie Notizen im Hausbuch beweisen.<sup>45</sup>

### Das Quellenmaterial

Die Quellenlage für die Heidelberger Entbindungsklinik ist sehr günstig. Mehrere Regalmeter Geburtsprotokolle bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts sind im Universitätsarchiv Heidelberg einsehbar. Für den hier untersuchten Zeitraum sind insbesondere zwei Arten von Büchern wichtig; einmal die Hausbücher, in denen in knapper Tabellenform über die aufgenommenen Frauen Buch geführt wird (erhalten sind die Jahrgänge von 1821 bis 1834<sup>46</sup> und von 1840 bis 1843<sup>47</sup>), sowie die Tagebücher, worin die medizinisch relevanten Daten und der Geburtsvorgang festgehalten wurden (erhalten für 1827, 1829, 1831–1834, 1843, 1845, 1846, 1848 und viele weitere nach 1851).

Nr.	Nr. der Krankheits-Notizen	Nr. des Geburts-Notizen	Nr. des Heb-Notizen	Nr. des Heb-Notizen	Nr. des Heb-Notizen	Nr. des Heb-Notizen	Nr. des Heb-Notizen	Nr. des Heb-Notizen	Nr. des Heb-Notizen
3182	125	3182	125	3182	125	3182	125	3182	125
3183	126	3183	126	3183	126	3183	126	3183	126
3184	127	3184	127	3184	127	3184	127	3184	127
3185	128	3185	128	3185	128	3185	128	3185	128

Eine Seite aus dem Hausbuch der Jahre 1828–1834 (Quelle: Universitätsarchiv Heidelberg Acc. 2/94 Frauenklinik, Hausbuch 1828–1834, Nr. 5443)

### Geburt durch künstliche Hilfe

In der Heidelberger Entbindungsanstalt wurden nur wenige Frauen unter Anwendung äußerlicher Hilfsmittel entbunden. Dazu zählten beispielsweise die Zange, die Wendung, die Perforation der Fruchtblase, die künstliche Frühgeburt und der Kai-

erschnitt. Letzterer wurde während des hier untersuchten Zeitraumes von 1827 bis 1848 nie angewandt, soweit man aus den erhaltenen Haus- und Tagebüchern schließen kann. Aber es kamen wiederholt Fälle vor, in denen die Geburtshelfer der Anstalt ein verstärktes Eingreifen für notwendig hielten. Diese Fälle lassen sich durch das Hausbuch identifizieren, weil in der Spalte „Art der Geburt“ meist eine kurze Bemerkung eingetragen wurde. Ein kurzes Blättern durch die Tagebücher zeigt außerdem, dass einige wenige der Geburtsgeschichten deutlich mehr Platz einnehmen als andere, weil in außergewöhnlichen Fällen mehr dokumentiert wurde. Im Folgenden sollen die Fälle einiger dieser Frauen genauer analysiert und der Blick der Ärzte auf die Schwangeren untersucht werden.

### **1829: ... das Aussehen der Kranken blaß, wächsern ...**

Am 20. Januar 1829 betrat Charlotte Naumann<sup>48</sup> die Entbindungsanstalt. Ihr Fall wurde von Anfang an als außergewöhnlich wahrgenommen. Sie war 37 oder 38 Jahre alt – Haus- und Tagebuch sind sich in dieser Hinsicht nicht einig – und hatte bereits zwei Kinder geboren, die beide noch lebten. Ihren Erzählungen nach litt sie seit geraumer Zeit an Blutungen, die sie an einer Schwangerschaft hatten zweifeln lassen. Sie verbrachte deshalb vier Wochen im Mannheimer Hospital, wo sich ihr Zustand dank „sehr starker Arzneyen“ besserte, die Blutungen und Schmerzen aber fort dauerten. „Seit acht Tagen hat der Blutausfluß so zugenommen daß sie sich veranlaßt fand zu hiesiger Anstalt Zuflucht zu nehmen“, wo man ihr Aussehen als sehr blaß und wächsern beschrieb. Im Gegensatz zu den Geburtsgeschichten anderer Frauen finden sich hier Informationen darüber, warum sie sich in der Anstalt aufhielt. Es entsteht der Eindruck, dass Charlotte Naumann in der Entbindungsanstalt nicht ihre einzige Unterkunftsmöglichkeit sah, sondern sich ganz bewusst ärztliche Hilfe suchte, zuerst im Mannheimer Hospital, dann in der Entbindungsanstalt zu Heidelberg.

Beim Touchieren fand man am Muttermund einen „hindurchdringenden schwammigten, aus Portionen zusammengesetzten Koeper, der bei jeder Bewegung gleich Blut ergoß“. Noch am gleichen Tag gingen die Wasser ab. Die Geburt dauerte zwei Tage. Wie Charlotte Naumann sie erlebte, geht aus der Geburtsgeschichte nicht hervor. Der Geburtsverlauf wird nur aus Sicht der Ärzte geschildert, Schmerzen oder Bemerkungen der Patientin werden nicht erwähnt. Nur einmal heißt es, dass sie die Nacht über nicht schlafen konnte.

Im Wochenbett mussten sich die Geburtshelfer wieder mehr auf das subjektive Empfinden von Charlotte Naumann verlassen. Zwei Tage nach der Geburt, die im Hausbuch mit dem Ergebnis „Todtem faulem 7. monatlichem Mädchen“ beschrieben wird, fühlte sie sich besser, aber etwas schwach. Erstmals wird hier die Art des Schmerzes, der sie quälte, beschrieben, mit „Stichen, die quer durch den Leib gehen“.

Zwei Wochen nach der Geburt ging es Charlotte Naumann so viel besser, „daß sie sich zum Austritt aus der Anstalt anschickte“. Dieser Austritt geschah möglicherweise heimlich, denn im Hausbuch ist nicht verzeichnet, wohin sie sich wenden wollte. Wir finden an dieser Stelle nur ein Fragezeichen. Wenn Charlotte Naumann sich bewusst an die Institution wandte, von der sie sich die beste medizinische Un-

terstützung erwartete, so verließ sie die Anstalt auch wieder nach eigenem Gutdünken und nicht auf Geheiß der Ärzte.

### **1831: ... von Natur sehr ängstlich ...**

Charlotte Hermann<sup>49</sup> wurde 1831 in das Geburtshaus aufgenommen. Aufgrund ihrer Angaben zu ihrer letzten Menstruation vermuteten die Ärzte, dass sie ihr Kind Ende August oder Anfang September zur Welt bringen würde. Sie litt während ihrer Schwangerschaft an „Sodbrennen und Magenkrampf“, hatte sich zuvor aber immer bester Gesundheit erfreut. Schon Mitte August spürte sie jedoch in der Nacht die ersten Wehen. Bei der Untersuchung stellte sich heraus, dass ihr Muttermund „empfindlich [war], so daß jede Untersuchung ihr stets die heftigsten Schmerzen hervorrief“. Dass trotzdem mehrere Untersuchungen durchgeführt wurden, kann man annehmen, schließlich waren vier Ärzte, sechs Studenten und mehrere Hebammenschülerinnen anwesend.

Ihre Wehen waren nicht sehr stark, weshalb man ihr ein Dampfbad verschrieb. Die Fruchtblase platzte wenig später, und ihr Muttermund verlor seine Empfindlichkeit. Dafür empfand sie bald schmerzhaftere Wehen, die nach Meinung der Ärzte die Geburt nicht voranbrachten. Man beschloss, die Zange anzulegen. Da dieser Eingriff in Heidelberg so selten vorkam, brauchte er vermutlich eine besondere schriftliche Begründung. Die Kreißende sei von Natur aus ängstlich, heißt es da, und spüre selbst, dass der Geburtsvorgang zum Stillstand gekommen sei. Mithilfe der Zange förderte der Assistenzarzt der Entbindungsanstalt, Dr. Breidenbach, einen lebenden Jungen zur Welt. Hier wird der Eingriff also durchaus mit dem Willen der Kreißenden gerechtfertigt. Über das Wochenbett der Charlotte Hermann erfährt man nichts, nur das Hausbuch gibt Auskunft, dass sie sich zwölf Tage nach der Geburt nach Karlsruhe begab.

### **1832: ... ungewöhnlich und fehlerhaft ...**

Der Student Fränkel, welcher die Entbindung der Barbara Vollweiler<sup>50</sup> protokollierte, tat dies vermutlich nicht direkt im Tagebuch. Im Gegensatz zu vielen anderen Geburtsberichten ist dieser in einheitlicher, ruhiger Schrift verfasst und wirkt sehr durchdacht und ausformuliert. Er wurde wahrscheinlich nicht während der Geburt, sondern im Nachhinein anhand von Notizen verfasst.

Drei Tage nach dem zuvor errechneten Geburtstermin verspürte die Schwangere die ersten Wehen. Schon bald zeichnete sich eine Schulterlage des Kindes ab, „die Configuration des Leibes war nämlich ungewöhnlich und fehlerhaft“. In dieser für Mutter und Kind gefährlichen Situation sprang der Direktor der Anstalt persönlich ein. Mehrere verschiedene Umstände „bewogen H. Geh. Rath Nägele jedenfalls mit der Hand einzugehen u. dann nach Umständen zu handeln, wahrscheinlich jedoch um die Wendung auf die Füße vorzunehmen“. Der Protokollant war scheinbar selber nicht genau informiert über die Begründung dieses Eingriffes. Als die Hand des „Operators“, vermutlich immer noch Franz Carl Naegele, erschöpft war, durfte einer der Studenten übernehmen. Weil es diesem aber nicht gelang, übernahm wieder Naegele und schaffte es, den „rechten Fuß bis vor die Schamspalte“ zu beför-

dern. Mit verschiedenen Mitteln, die man auf den Bauch der Barbara Vollweiler rieb, versuchte man auch Rumpf und Kopf des Kindes zu befreien. Als es schließlich gelang, gab das Kind keine Lebenszeichen mehr von sich.

Während des gesamten Geburtsvorgangs wurde Barbara Vollweiler, abgesehen von ihren Geschlechtsorganen, nicht mehr erwähnt, nur zweimal wurde „die Kreisende“ in eine andere Position umgelagert. Während sie in den Wehen lag, waren 14 Studenten anwesend – es ist anzunehmen, dass man möglichst vielen angehenden Medizinerinnen die Chance geben wollte, eine Wendung zu beobachten.

### **1833: ... durch Gewalt zur Begattung veranlaßt ...**

Nur selten wird in den Heidelberger Tagebüchern erwähnt, unter welchen Umständen die dort gebärenden Frauen schwanger wurden. Im Fall der Elisabeth Hummel<sup>51</sup>, einer 30 Jahre alten Magd, geschah es nur, weil ihre Angaben angezweifelt wurden. Ihre letzte Menstruation fand am 19. Oktober 1832 statt, sie „betheuert aber unter Tränen“, dass sie am 16. Oktober zum ersten und einzigen Mal in ihrem Leben zu Geschlechtsverkehr gezwungen worden war. Ob die Mediziner ihr schlussendlich Glauben schenkten, geht aus den Aufzeichnungen nicht hervor.

Am 11. Juli 1833 setzten schließlich die Wehen ein. Ihre Geburt ging schleppend voran, „die geringe Kraft der Wehen verzögerte den Geburtshergang“. Offenbar gingen die Studenten daher erstmal zum Mittagessen; als sie zurückkamen, hatte sich die Situation kaum verändert.<sup>52</sup> Man entschied sich zum Gebrauch der Zange, die dieses Mal Dr. (und spätere Professor) Hermann Naegele einführte – der Sohn des Anstaltsdirektors. Das Kind kam bald darauf zur Welt, aber der neugeborene Junge „zeigte nur schwache Lebensspuren, doch durch Anblasen, Ruthenstreiche, Auftröpfung von Aether und ein warmes Bad wurde das schwindende Leben aufgehalten“. Er wurde auf den Namen Michael getauft, sein Taufpate trug denselben Nachnamen wie seine Mutter, wahrscheinlich handelte es sich um einen Bruder der Elisabeth Hummel. Ein Entlassungsdatum wurde für Elisabeth Hummel nicht angegeben.

### **1834: Partus praematurus artefactus**

Margaretha Schmidt<sup>53</sup> war von kleiner Statur und hatte eine „incurvierte Wirbelsäule“. Noch bevor Augen- oder Haarfarbe erwähnt werden, steht im Tagebuch eine detaillierte Beschreibung ihres gekrümmten Rückens. Gleichzeitig erfreute sie sich allerdings eines „gesunden Aussehens“ und war „früher stets gesund“. Diese Aussage wird allerdings wenige Zeilen darunter relativiert, „in ihrer Kindheit sey sie häufig krank gewesen“. Man vermutete eine rachitische Veränderung des Beckens, das nach einer Ausmessung für zu eng befunden wurde.<sup>54</sup> Man entschloss sich zu einer künstlichen Frühgeburt, die am 6. Juni 1834 – einen Monat vor dem errechneten Geburtstermin – stattfinden sollte. Während der Untersuchung hatte man sich offensichtlich mit Margaretha Schmidt unterhalten. Sie gab an, dass ihre Geschwister deutlich größer waren als sie selbst, und sie mit sechs oder sieben Jahren angefangen hatte, kleine Kinder umherzutragen. In den Entscheidungsprozess, der zur künstlichen Frühgeburt führte, scheint sie allerdings nicht involviert gewesen zu

sein. Ganz im Gegenteil scheint es in der Entbindungsanstalt gelegentlich üblich gewesen zu sein, dass Ärzte und Studenten sich auf Latein oder Französisch unterhielten, um von den Frauen nicht verstanden zu werden.<sup>55</sup> Nach diesem Plan begann man am 6. Juni mithilfe von Einreibungen, Medikamenten und warmen Bädern Wehen hervorzurufen. Über die nächsten Tage steigerten sich die Schmerzen, und schließlich setzten die Wehen ein, die Wasser gingen ab. Die restliche Geburt ging ohne größere Eingriffe vonstatten. Margaretha Schmidt gebar drei Tage nach Beginn der künstlichen Geburtseinleitung einen lebendigen Jungen, der auf den Namen Ludwig getauft wurde. Auch wenn dessen Überlebenschancen als Frühchen wahrscheinlich schlechter standen als die Chancen voll ausgetragener Kinder, verließ er zumindest die Heidelberger Entbindungsklinik nach zwei Wochen lebend.

### **1843: ... man würde früher zum forceps gegriffen haben ...**

Zwischen den Tagebüchern von 1834 und 1843 liegen einige Jahre, in denen sich Neuerungen in der geburtshilflichen Praxis Heidelbergs ergeben hatten. Als Fanny Johanna Haymann<sup>56</sup> in der Anstalt um Aufnahme bat, wurden ihr zusätzlich Fragen zur Regelmäßigkeit ihrer Periode gestellt, außerdem wurden sowohl die Herztöne der Schwangeren als auch die des ungeborenen Kindes routinemäßig und mehrmals überprüft. Sie konnte nicht angeben, wann sie zum letzten Mal menstruiert hatte, meinte aber, in vier Wochen niederzukommen. Die Geburtshelfer stimmten ihrer Annahme nach einer körperlichen Untersuchung zu. Es dauerte allerdings noch ganze zwei Monate, bis die ersten Wehen eintraten. Sie waren in den ersten Stunden der Geburt häufig und kräftig. Nachdem Fanny Johanna Haymann aber fast einen ganzen Tag in den Wehen gelegen hatte, ließen sie deutlich nach. Als man abermals die Herztöne überprüfen wollte, war es „wegen der großen Unruhe der Kreißenden und wegen ihres anhaltenden Drängens mit einigen Schwierigkeiten verknüpft“. Wegen Fanny Johanna Haymanns „beschleunigten u. vollen Puls“ wurde sie zur Ader gelassen. In der Darstellung der Ärzte führte das zu „einige[n] regelmäßige[n] Kontraktionen“. Nachdem die Schwangere über 24 Stunden lang in den Wehen gelegen hatte, wandte man die Zange an. Der protokollierende Student begründete diesen Schritt ausführlich:

„[M]an würde früher zum forceps gegriffen haben, wenn man nicht eine schwere Entbindung hätte befürchten müssen, durch die einentheils das bereits bedrohte Leben der Frucht kaum zu retten war, während andernteils die gerade bestehende disposition zu Puerperalfieber im Interesse der Kreißenden gebot, eine irgend beschwerliche Operation wenn mögl. zu vermeiden.“

Die Ärzte sind durchaus bemüht, im Interesse der Frau zu handeln und ihr das Kindbettfieber zu ersparen. Was allerdings die Schwangere von diesen Entscheidungen hielt, spielt dabei keine Rolle. In dem oben erwähnten „anhaltenden Drängen“ wird nicht erklärt, wonach die Kreißende verlangte. Nach der Anwendung der Zange stellte sich heraus, dass die Nabelschnur zweimal um den Hals des Kindes geschlungen war. Das Mädchen kam tot zur Welt; der protokollierende Student entfernte nach einer Viertelstunde die Nachgeburt. Auf welche Weise ihm dies gelang, ist nicht dargestellt.

## 1845: Was sollte man in diesem Falle thun?

Amalie Anstett<sup>57</sup> sticht aus der Masse der niedergeschriebenen Geburtsgeschichten nicht nur aus medizinischer Sicht hervor. Bei der Aufnahme war ihre Mutter zugegen, die bei der Rekonstruktion der Krankengeschichte ihrer Tochter tatkräftig mithalf. Da es ein Ziel dieser Arbeit ist, die Stimmen und Ansichten der Frauen sichtbar zu machen, wird das folgende lange Zitat beinahe ungekürzt wiedergegeben.

„Anamnese: folgendes haben wir theils aus ihrem eigenen Munde, theils wurden die Angaben von ihrer Mutter ergänzt und vervollständigt: In ihrem 2ten Lebensjahre als sie gerade anfang zu gehen, wurde sie krank, u. bekam wie die Mutter sagt, „abgesetzte Glieder“; sie meint damit die aufgetriebenen Gelenke. 2 von ihren 11 Geschwistern litten auch in ihrem 2ten Lebensjahre an derselben Krankheit, nämlich das älteste Kind, sie als das 5te Kind, und das 8te. Ein ganzes Jahr dauerte die Krankheit bei unsrer Anstett, und dann erst fing sie an zu gehen, also in ihrem 3ten Jahre. Seitdem war sie ganz gesund, und half ihrer Mutter im Hauswesen und in der Erziehung der kleineren Geschwister; in den letzten Jahren arbeitete sie als Dienstmagd, war aber [unlesbares Wort] mit Nähen beschäftigt. Seit ihrem 17ten Jahre ist sie 4 wöchentlich regelmäßig 4 Tage lang menstruiert, und ihre Reinigung ist bis zum Beginn dieser, ihrer ersten Schwangerschaft nie ausgeblieben. Am 28sten Januar hatte sie zum erstenmal Umgang, nachdem 8 Tage vorher ihre letzte Reinigung aufgehört hatte. Zu dem coitus ist sie gezwungen, und hat nachdem nie wieder Umgang gehabt. Rechnet man nun vom 16ten Januar an, als dem Tage des Eintritts der letzten Reinigung, so hat sie noch bis zum 23sten October zu gehen, also von heute (dem 15ten Sept.) noch 5 Wochen und 3 Tage. Sie befindet sich demnach jetzt in der Hälfte der 35sten Schwangerschaftswoche.“

Die ausführliche Anamnese, verfasst vom Studenten Krüger, füllt über eine ganze Seite, danach folgt die innere Untersuchung. Die Vermessung des Beckens der Amalie Anstett ergab eine starke Verengung, die den Protokollanten zu der rhetorischen Frage veranlasste: „Was sollte man in diesem Falle thun? oder sollte man nichts thun, und Alles der Natur überlassen?“

Es folgt eine eingehende Risikobewertung, die zu dem Schluss kommt, dass künstliche Mittel eingesetzt werden sollten, solange „es der Mutter nicht schadet, und mehr Hoffnung für das Leben des Kindes giebt“. Die besten Überlebens-Chancen haben sowohl Mutter als auch Kind nach Darstellung des Praktikanten Krüger durch die Einleitung einer künstlichen Frühgeburt. Ein heißes Bad und Einreibungen wurden der Schwangeren verordnet. Aufgrund der Stellung der Gebärmutter „empfahl“ der Student Krüger der Mutter, auf der linken Seite zu liegen. Amalie Anstett bekam Schmerzen, die Geburt kündigte sich an. Ein Pressschwamm wurde in die Vagina eingeführt und „der Kreißenden gerathen nunmehr das Bett nicht mehr zu verlassen.“ [...]

„Abends fand ich die Kranke sehr deprimiert, sie hatte viel geweint und ihr Gemüth schien sehr angegriffen zu sein. Das am Morgen angestellte Examen, welches zur Feststellung der angegebenen Fakten etwas scharf angestellt werden musste, schien sie sehr angegriffen zu haben, und wenn sie schon am Morgen Verdacht geschöpft hatte, daß sie in Gefahr schwebte, so wurde dieser Verdacht, durch Alles, was mit ihr vorgenommen wurde, noch mehr bestärkt. Vernünftiges Zureden und eine Aufklärung über ihre Lage, welches, wie ich glaubte, sie am ersten zufrieden stellen würden, beruhigten sie endlich wieder. Diese Gemüthsbewegung schien auf den Uterus nicht ganz ohne Einfluß gewesen zu sein, denn die

Nacht über hatte sie schon heftige Wehen, so daß sie den Schlaf fast ganz entbehren musste, erst gegen Morgen genöß sie einige Stunden ruhigen Schlaf.“

Diese Textstelle zeigt einerseits, dass Amalie Anstett nicht darüber aufgeklärt wurde, dass aufgrund ihrer Beckenenge eine künstliche Frühgeburt eingeleitet worden war, andererseits erkennt der Student Krüger die Notwendigkeit, ihr die Situation zu erläutern – allerdings erst, als die Operation schon in vollem Gange war. Er bemerkt auch einen Zusammenhang zwischen den physischen und psychischen Vorgängen an seiner Patientin. Am nächsten Tag setzten die Wehen endgültig ein. Sie gingen langsam vonstatten. Es wurde entschieden, die Zange einzusetzen, sobald der Kopf des Kindes tief genug gesunken war. Drei Tage nach Einleitung der Geburt war es soweit:

„[D]ie Kreisende wurde vom Bette aufgehoben und im Zimmer umhergeführt, während das Querbett<sup>58</sup> vernietet wurde. Weil die Kreißende ein Bedürfniß fühlte, ihre Nothdurft zu verrichten, führte man sie auf den Nachtstuhl, und während sie auf demselben saß, hatte sie eine sehr heftige Wehe.“

Als man Amalie Anstett abermals untersuchte, fand man den Kopf schon weit vorgedrungen und brachte sie wieder zurück auf das normale Gebärbett. Der Kopf wurde dennoch mit der Zange hervorgeholt; das Kind lebte und schrie laut auf. Der Rest der Geburt verlief problemlos und mit dem Wochenbett war der Student Krüger ebenfalls zufrieden. Amalie Anstett und ihre Tochter Katharina<sup>59</sup> verließen die Heidelberger Entbindungsanstalt beide lebendig.

Diese Geburtsgeschichte hebt sich schon allein durch ihre Länge deutlich von den vielen anderen ab. Durch die detaillierte Beschreibung kommt auch die schwangere Frau gelegentlich zu Wort. Sie wird nicht mehr nur als ein „Phantom“ betrachtet, das als lebendige Puppe nach Gutdünken der Ärzte behandelt wird.

## **Schwangere Frauen und entbindende Ärzte – ein Dialog?**

Ersten Kontakt zu den Ärzten, Geburtshelfern, Studenten und Hebammenschülerinnen hatten die schwangeren Frauen gleich nach ihrem Eintritt in die Heidelberger Entbindungsanstalt. Geht man davon aus, dass die Aufnahme in das Geburtshaus nicht umsonst war, sondern von den Frauen durch Bereitstellung ihres Körpers bezahlt wurde, standen sie schon zu diesem Zeitpunkt vor der Wahl: Waren sie bereit, ihren Körper (und den ihres ungeborenen Kindes) zu Forschungs- und Übungszwecken zu verkaufen, oder riskierten sie, in einer Spätphase ihrer Schwangerschaft obdachlos zu werden und das Kind möglicherweise auf der Straße zur Welt bringen zu müssen? Wenn sich eine Frau für die Entbindung in der Anstalt entschied (oder entscheiden musste), war sie den Ärzten ausgeliefert. Die Anamnese, die bei der Aufnahme stattfand, war wahrscheinlich oft der einzige Anlass eines Gesprächs zwischen der Schwangeren und den Ärzten. Und auch dieses Gespräch war, wie im vorherigen Abschnitt zu Amalie Anstett deutlich wurde, eher ein Verhör als ein Dialog. Danach fand keine routinemäßige Unterhaltung mit den Geburtshelfern mehr statt. Es wurde über die Frau geredet, nicht mit ihr. Die Ärzte waren zwar durchaus bemüht, Mutter und Kind am Leben zu erhalten, aber diese Bemühungen bezogen die Meinung der Frauen nicht ein. Handelte es sich nicht um „Spezialfälle“, die für die Ärzte besonders interessant waren, hatten die Frauen wahrscheinlich nur selten



Kontakt zu den Ärzten, wenn an sich keine Untersuchung anstand und ihr Muttermund nicht von Hebammenschülerinnen und Studenten befühlt wurde.

Während der Geburt stand die Frau im Zentrum der Aufmerksamkeit der Ärzte. Es war aber nicht die Gebärende, der Hilfe zuteilwurde, sondern ihr Unterleib. Vor allem, wenn die Frau in den Wehen lag, wird deutlich, dass die Schwangeren nur „lebendige Phantome“, also atmende Geburtspuppen waren, wie es schon im Titel von Jürgen Schlumbohms Buch über die Göttinger Entbindungsanstalt heißt.

Damit soll nicht gesagt sein, dass die Ärzte, Studenten und Hebammenschülerinnen, die von dieser Einrichtung profitierten, Unmenschen waren. Vor allem in den Schriften Franz Anton Mais merkt man, wie sehr er sich der Philantropie verschrieben hatte.<sup>60</sup> Es war ihm durchaus bewusst, dass sich die Frauen in der Gebäranstalt bei den Untersuchungen weit außerhalb ihrer Komfortzone befanden.<sup>61</sup> Diese Unannehmlichkeiten nahm er allerdings in Kauf, um die Wissenschaft rund um die Geburtshilfe voranzubringen und seinen Studenten Anschauungsmaterial bieten zu können. Die Leiden der Frauen erschienen ihm womöglich bis zu einem gewissen Grad als gerechte Strafe für deren voreheliche Sexualität.<sup>62</sup>

Auch wenn die Frauen in der Entbindungsanstalt also nur sehr eingeschränkte Handlungsmöglichkeiten hatten, gibt es doch Fälle, in denen die werdende Mutter versuchte, sich der Situation zu entziehen. Sei es durch heimliches Verlassen der Anstalt vor der Geburt,<sup>63</sup> durch Beharren auf dem eigenen Standpunkt trotz gegenteiliger Meinung der Ärzte<sup>64</sup> oder indem sie sich ohne Entlassung aus dem Geburtshaus entfernten<sup>65</sup>.

Fälle, wie sie aus anderen Entbindungsanstalten bekannt sind, in denen die Schwangeren ihre Wehen verheimlichten oder sich versteckten, um nicht in Gegenwart von Ärzten und Studenten entbinden zu müssen,<sup>66</sup> konnten in Heidelberg bisher nicht als Einzelfall nachgewiesen werden.

Insgesamt waren die Frauen kaum in der Lage während ihres Aufenthalts in der Anstalt selbst über ihren Körper zu entscheiden. Wenn sie das Institut heimlich verließen, standen sie wieder vor dem ursprünglichen Problem, dass sie keine andere Unterkunft hatten.

## **Fazit**

Die Frauen, die in der Heidelberger Großherzoglichen Entbindungsanstalt ihr Kind zur Welt brachten, befanden sich in den meisten Fällen dort, weil ihnen keine andere Wahl blieb. Auch im Gebärrhaus selbst wurde ihnen keine Wahl gelassen: Sie waren verpflichtet, die Untersuchungen der Studenten und Hebammenschülerinnen über sich ergehen zu lassen. Wenn die Ärzte der Meinung waren, dass ein Eingriff in den Geburtsverlauf vonnöten war, wurde die Schwangere nicht nach ihren Wünschen und ihrer Meinung gefragt. Das heißt aber nicht, dass die Frauen alles immer über sich ergehen ließen. Der Großteil der Schwangeren war komplett von den Ressourcen der Entbindungsanstalt abhängig, was es den Professoren und Studenten ermöglichte, sie als reine Forschungs- und Lehrobjecte zu sehen. Die Geburtsgeschichten – für die Studierenden eine Hausarbeit – wurden nicht vorrangig verwendet, um die bestmögliche Behandlung der Schwangeren zu ermöglichen. Vielmehr waren sie einerseits Übung für die zukünftige (bezahlte) Praxis der Studierenden, andererseits bildete die Geburtsgeschichte die Basis für wissenschaftliche Arbeiten.

Es waren eben keine Gebärendengeschichten, sondern Geburtsgeschichten.<sup>67</sup> In diesen Dingen unterscheidet sich das Heidelberger Geburtshaus nicht von anderen Instituten, die zur gleichen Zeit in Mitteleuropa existierten.

Exemplarisch wurden sieben Geburtsgeschichten näher beleuchtet, in den Magazinen des Universitätsarchives Heidelberg warten viele weitere auf eine historische Aufarbeitung. Eine statistische Auswertung der Herkunft und Lebensumstände der Schwangeren sowie der Mütter- und Kindersterblichkeit in der Heidelberger Entbindungsanstalt wäre eine wertvolle Arbeit, insbesondere im Vergleich zu anderen Instituten, die einen häufigeren Gebrauch von künstlichen Hilfsmitteln propagierten. Es besteht die Hoffnung, dass zukünftige historische Arbeiten mit der Zeit zumindest einige dieser Lücken füllen können.

## Anmerkungen

- 1 Dieser Aufsatz entstand auf Grundlage meiner Bachelor-Arbeit im Wintersemester 2019/20 an der Ruperto Carola unter der freundlichen Betreuung von Frau Prof. Karen Nolte. Ihr gilt mein Dank.
- 2 Vgl. Marita Metz-Becker: *Der verwaltete Körper. Die Medikalisierung schwangerer Frauen in den Gebärhäusern des frühen 19. Jahrhunderts*, Frankfurt a. M., New York 1997, S. 84–89.
- 3 Vgl. ebd.
- 4 Vgl. Verena Pawlowsky: *Das Gebärd- und Findelhaus in Wien 1784–1910*, Innsbruck, Wien, München 2001.
- 5 Vgl. UAH RA 6226.
- 6 Vgl. Konrad Buttron: *Die Entwicklung der Heidelberger Universitäts-Frauenklinik von Franz Anton Mai bis Josef Zander*, (med. Diss.), Heidelberg 1981; zu Franz Anton Mai siehe auch Jörg Tröger: „Trunkenheit ist die Mutter des schwärzesten Meuchelmords“. *Der Heidelberger Medizinprofessor Franz Anton Mai (1742–1814)*, in: *Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt* 2009, Jg. 13, S. 21–44.
- 7 Franz Anton Mai schrieb seinen Nachnamen teilweise auch May. In Zitaten oder bibliographischen Angaben wird jeweils die Originalschreibweise verwendet, im Fließtext die Variante „Mai“. Das Gleiche gilt für Franz Carl Naegele, der zeitweise auch Franz Karl Nägele geschrieben wurde.
- 8 Vgl. Buttron (wie Anm. 6), S. 1–3.
- 9 Vgl. Jürgen Schlumbohm: *Der Blick des Arztes, oder: wie Gebärende zu Patientinnen wurden. Das Entbindungshospital der Universität Göttingen um 1800*, in: Jürgen Schlumbohm u.a.: *Rituale der Geburt. Eine Kulturgeschichte*, München 1998, S. 170.
- 10 Französisch für Geburt, Entbindung.
- 11 UAH RA 6221.
- 12 UAH RA 6226.
- 13 Gemeinsam mit den anderen Krankenanstalten (Poli-, Chirurgische- und Hospitalklinik) übersiedelte die Entbindungsanstalt 1818 vom ehemaligen Dominikanerkloster (1) in den Weinbrennerbau am Marstallhof (2). Ohne die anderen Institute zog sie 1829 in den Westflügel des Marstalls und 1843, nachdem die anderen Institute dort ausgezogen waren, wieder zurück in den Weinbrennerbau. Dort verblieb die Entbindungsanstalt, bis sie 1884 in die neu erbaute Frauenklinik übersiedelte.
- 14 Vgl. UAH Acc. 2/94 *Frauenklinik Tagebuch 1827*, S. 211 und UAH Acc. 2/94 *Frauenklinik Hausbuch 1821–1827*, Nr. 4144. Alle weiteren Angaben zu Anna Regina Eichler in diesem Kapitel beziehen sich ebenfalls auf die hier genannten Seiten von Haus- und Tagebuch. In den Anmerkungen dieser Arbeit wird, wenn auf ein Hausbuch verwiesen wird, mangels Paginierung die Nummer des Hausbuches angegeben, mit deren Hilfe jeder Eintrag eindeutig identifiziert werden kann.
- 15 Vgl. UAH RA 6226.

- 16 Vgl. Anzeige der Vorlesungen welche im Sommerhalbenjahre MDCCCXXVII auf der gross-herzoglich badischen Ruprecht-Carolinischen Universitaet zu Heidelberg gehalten werden sollen, Heidelberg 1827, S. 9.
- 17 Vgl. UAH RA 6226.
- 18 Vgl. UAH RA 6229. Eine genauere Beschreibung der Räumlichkeiten findet sich bei Fritz Hirsch: Von den Universitätsgebäuden in Heidelberg. Ein Beitrag zur Baugeschichte der Stadt, Heidelberg 1903, S. 109–113.
- 19 Vgl. UAH RA 5875.
- 20 Vgl. UAH Acc. 2/94 Frauenklinik Tagebuch 1827, S. 211 und UAH Acc. 2/94 Frauenklinik Hausbuch 1821–1827, Nr. 4144.
- 21 Vgl. GLA 235 Nr. 3525.
- 22 UAH RA 6226.
- 23 Ebd.
- 24 Vgl. ebd.
- 25 So wurden zum Beispiel unter der Aufnahme-Anamnese von Catharina Sackmann die Worte „exiit, Evadit, erupit!!!“ [Sie ging weg, sie brach aus!!!] vermerkt. UAH Acc. 2/94 Frauenklinik Tagebuch 1834, S. 157.
- 26 Vgl. ebd.
- 27 Vgl. UAH Acc. 2/94 Frauenklinik Hausbuch 1821–1828, Nr. 4141, Nr. 2101. UAH Hausbuch 1828–1834, Nr. 4414.
- 28 Vgl. GLA 235 Nr. 3525.
- 29 Vgl. GLA 235 Nr. 5103.
- 30 Vgl. Franz Carl Nägele: Übersicht der Vorfälle in der Entbindungsanstalt an der Universität zu Heidelberg, in: Heidelberger klinische Annalen Bd. III Heft 4, Heidelberg 1827, S. 481–496.
- 31 Vgl. Eva Labouvie: Andere Umstände. Eine Kulturgeschichte der Geburt, Köln, Weimar, Wien 1998, S. 158–166.
- 32 Nägele, Übersicht (wie Anm. 30), S. 482.
- 33 Vgl. Friedrich Benjamin Osiander: Uebersicht der Ereignisse in der Entbindungslehranstalt im Jahr 1815, Göttingen 1816, S. 4–5.
- 34 Vgl. UAH Acc. 2/94 Frauenklinik Hausbuch 1828–1834.
- 35 Vgl. UAH Acc. 2/94 Frauenklinik Hausbuch 1840–1844.
- 36 Vgl. Susanne Preußler: Hinter verschlossenen Türen. Ledige Frauen in der Münchner Gebärenanstalt (1832–1853) (Münchner Beiträge zur Volkskunde), München 1985, S. 108–117.
- 37 Vgl. UAH RA 6228.
- 38 Vgl. UAH RA 6226.
- 39 Vgl. UAH Acc. 2/94. Frauenklinik Hausbuch 1821–1827.
- 40 Vgl. UAH RA 6238.
- 41 Vgl. UAH RA 5875.
- 42 Vgl. Schlumbohm (wie Anm. 9), S. 145.
- 43 Vgl. UAH RA 6226.
- 44 Vgl. Schlumbohm (wie Anm. 9), S. 296–308.
- 45 Vgl. UAH Acc. 2/94. Frauenklinik Hausbuch 1840–1844, Nr. 7848.
- 46 Vgl. UAH Acc. 2/94 Frauenklinik Hausbuch 1821–1827 und UAH Acc. 2/94 Frauenklinik Hausbuch 1828–1834.
- 47 Vgl. UAH Acc. 2/94 Frauenklinik Hausbuch 1840–1844.
- 48 Vgl. UAH Acc. 2/94 Frauenklinik Tagebuch 1829, S. 32f. und UAH Acc. 2/94 Frauenklinik Hausbuch 1828–1834, Nr. 17.
- 49 Vgl. UAH Acc. 2/94 Frauenklinik Tagebuch 1831, S. 185 und UAH Acc. 2/94 Frauenklinik Hausbuch 1828–1834, Nr. 4945.
- 50 Vgl. UAH Acc. 2/94 Frauenklinik Tagebuch 1832, S. 222, 227 und UAH Acc. 2/94 Frauenklinik Hausbuch 1828–1834, Nr. 5249.
- 51 Vgl. UAH Acc. 2/94 Frauenklinik Tagebuch 1833, S. 135 und UAH Acc. 2/94 Frauenklinik Hausbuch 1828–1834, Nr. 5388.
- 52 „Da nach Tische dieselbe Unkräftigkeit der Wehen sich erwies“
- 53 Vgl. UAH Acc. 2/94 Frauenklinik Tagebuch 1834, S. 135. und UAH Acc. 2/94 Frauenklinik Hausbuch 1828–1834, Nr. 5620.

- 54 Zu medizinischem Befund, Häufigkeit und Behandlung des rhachitisch verformten Beckens in der Schwangerschaft siehe Irvine Loudon: *Death in Childbirth. An international Study of maternal Care and maternal Mortality 1800–1950*, Oxford 1992, S. 130–143.
- 55 Vgl. GLA Karlsruhe 235 Nr. 3525.
- 56 Vgl. UAH Acc. 2/94 Frauenklinik Tagebuch 1843, S. 103–104.
- 57 Vgl. UAH Acc. 2/94 Frauenklinik Tagebuch 1845, S. 203 und im Anhang.
- 58 Zur Errichtung eines Querbetts siehe Hermann Franz Naegele: *Lehrbuch der Geburtshülfe* (Bd. 2), Mainz 1845, S. 13.
- 59 Vgl. GLA Karlsruhe 390 Nr. 1784, S. 310.
- 60 Vgl. D. J. (Hg.): *Religiöses, weltbürgerliches und litterarisches Glaubensbekenntnis des öffentlichen Lehrers der Heilkunde auf der hohen Schule zu Heidelberg* Franz Anton Mai, (ohne Ort) 1805.
- 61 Vgl. UAH RA 6226.
- 62 Vgl. Franz May: *Vorbeugungsmittel wider den Kindermord. Für Seelsorger, Eltern, Polizeiverwalter, Wundärzte und Geburtshelfer*, Mannheim 1781, S. 20f.
- 63 Vgl. UAH Acc. 2/94 Frauenklinik Tagebuch 1834, S. 157.
- 64 Vgl. UAH Acc. 2/94 Frauenklinik Tagebuch 1846, S. 32.
- 65 Vgl. UAH Acc. 2/94 Frauenklinik Hausbuch 1828–1834, Nr. 5287.
- 66 Vgl. Schlumbohm (wie Anm. 9), S. 405–407.
- 67 Vgl. Volker Hess: *Formalisierte Beobachtung. Die Genese der modernen Krankenakte am Beispiel der Berliner und Pariser Medizin 1725–1830*, in: *Medizinhistorisches Journal* 45, Stuttgart 2010, S. 318.

**Walter Petschan**

## **Die Eingemeindung Wieblingens nach Heidelberg**

Am 1. Januar 2020 jährte sich die Eingemeindung Wieblingens nach Heidelberg zum 100. Male; denn diese erfolgte am 1. Januar 1920 (drei Monate vor der Eingemeindung Kirchheims). Die Überlegungen dazu gingen schon in die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg zurück.<sup>1</sup>

### **Der erste Anlauf: 1913**

„Die zahlreichen Beziehungen, die von jeher zwischen der unterhalb der Stadt Heidelberg, am linken Neckarufer gelegenen Gemeinde Wieblingen bestanden, und die durch das Vorücken unseres westlichen Baubezirks sowie durch die Einverleibung der Feldgemarkungen von Neuenheim und Handschuhsheim<sup>2</sup> noch vermehrt wurden, ließen schon seit längerer Zeit den Gedanken aufkommen, ob nicht an eine Vereinigung der beiden Gemeinden unter einer Verwaltung gedacht werden sollte. Es wurde dann auch wiederholt gelegentlich der Beratung der städtischen Voranschläge schon mehrere Jahre vor dem Krieg der Stadtverwaltung nahegelegt, die Frage der Angliederung der Nachbargemeinde am Neckarufer ins Auge zu fassen.“<sup>3</sup>

So beginnt die umfangreiche „Vorlage des Stadtrats Heidelberg an den verehrlichen Bürgerausschuß“<sup>4</sup> vom 19. April 1919 für die Sitzung am 30. April, in der über die Eingemeindung Wieblingens abgestimmt werden sollte. In den Wieblingen Akten finden sich dafür „mehrere Jahre vor dem Krieg“ noch keine Hinweise; es handelte sich also damals wohl nur um Heidelberger Überlegungen.

„Greifbare Formen nahm die Sache jedoch erst an, als zu Beginn des Jahres 1913 eine Vertretung des Gemeinderates Wieblingen die unmittelbare Anfrage an uns richtete, ob die Stadtverwaltung gesonnen sei, die Eingemeindung Wieblingens in Erwägung zu ziehen.“<sup>5</sup>

Tatsächlich gingen die konkreten Verhandlungen von Wieblingen aus. Die Initiative ergriff die Ortsgruppe der Fortschrittlichen Volkspartei, die wohl in der Selbständigkeit des noch stark landwirtschaftlich geprägten Ortes keine Zukunft sah und sich durch den Zusammenschluss mit Heidelberg der modernen, industriellen Zeit öffnen wollte. Ihre Fraktion im örtlichen Bürgerausschuß forderte den Gemeinderat am 9. Dezember 1912 auf, dem Ausschuss eine Vorlage zur Eingemeindung zu unterbreiten. Gleichzeitig setzten sich einige Ausschussmitglieder der bürgerlichen Parteien – die SPD wurde offenbar nicht einbezogen – unter Führung des damaligen Eigentümers des Wieblingen Hofgutes, des großherzoglichen Kammerherrn und Oberamtsrichters Dr. Udo Karl Freiherr von LaRoche-Starkenfels, am Gemeinderat vorbei in Gesprächen mit Oberbürgermeister Karl Wilckens für dieses Anliegen ein, wobei Wilckens mehrfach, auch in der Presse, den unverbindlichen Charakter der Gespräche betonte.<sup>6</sup> Man organisierte sogar eine Veranstaltung im Ort, bei der ein Rechtsanwalt über Eingemeindungen sprach.

Nach Aufforderung legte die Fortschrittliche Volkspartei Wieblingens am 13. Januar 1913 dem örtlichen Gemeinderat eine umfangreiche Begründung für die Ein-

gemeindung vor. Wegen bemerkenswerter Beziehungen zu heute soll daraus ausführlicher zitiert werden:

„Durch die neuen Bahnhofsanlagen wird die Industrie an die Peripherie Heidelbergs gedrängt; [...] wird Wieblingen infolge der billigeren Wohnungs- und Lebensverhältnisse die Arbeiterschaft aufnehmen müssen und im Gefolge enorme Ausgaben haben, für Schulhausneubauten, weitere Lehrkräfte, Armenfürsorge. Ähnlich wird es wiederum bei Industrieanlagen auf Wieblingener Gemarkung sein. [...]

Die kommende Neckarkanalisation wird Heidelberg vor die Frage eines günstigen Terrains für eine Hafenanlage stellen. Die Handschuhsheimer Seite kann sowohl wegen des neuen Zentralfriedhofes als auch wegen Beeinträchtigung des landschaftlichen Bildes durch entstehende Lagerhäuser, Fabriken etc. kaum in Frage kommen. [...] Die natürlichste Lage wäre direkt unterhalb Wieblingens an den Waidstücken. Dieses Projekt, das in Interessenskreisen schon berührt wurde, könnte ja erst nach einer Eingemeindung seine Verwirklichung finden. Welchen enormen wirtschaftlichen Wert aber ein solcher Hafen für unser[en] Ort hätte, darf nicht hoch genug bemessen werden.

Abgesehen von dem bedeutend nieder[er]en Umlagefuß Heidelbergs wären bei einer eventuellen Eingemeindung in der Hauptsache folgende Vorteile und Wohlfahrtseinrichtungen zu nennen:

Eine zeitgemäße Verbindung mit der nahen Stadt durch die elektrische Straßenbahn längs der Landstraße durch unser[en] Ort. Die Oberrheinische Eisenbahngesellschaft wird trotz der Elektrifizierung nie einen befriedigenden Fahrplan für Wieblingen einrichten können. Wieblingen bekäme Zuzug von kapitalkräftigen Fremden und eine demgemäß rege Bautätigkeit. Ferner erweiterte städtische Volksschulen mit ihren sanitären Einrichtungen wie Schulärzte, Schulzahnklinik, Bäder, Frühstück etc. Ein geordnetes Sicherheitswesen, elektrisches Licht und Kraft und nicht zuletzt eine erhebliche Steigerung des Bodenwertes.

Was uns die Frage der Eingemeindung zu einer ‚brennenden‘ werden ließ, ist die Tatsache, daß in Ziegelhausen und Rohrbach lebhaft Stimmung für Heidelberg ist und auch energische Arbeiten zur Durchführung dieser Bestrebungen geleistet werden. Daß wir als die Ersten bei Heidelberg die meisten Vorteile herausholen können, ist außer allem Zweifel. Andernteils wird Heidelberg, wenn wir uns die Chancen wegnehmen lassen, kaum zu bewegen oder in der Lage sein, weil zu sehr mit den neuen Vororten beschäftigt, auch noch an eine Eingemeindung Wieblingens ernsthaft zu denken. Die ausgesprochenen Befürchtungen eingangs unseres Schreibens werden zur Tatsache, Heidelberg legt seine Interessenssphäre in die neuen Vororte, und Wieblingen bliebe wieder einmal hintendran in banger Aussicht auf stetige Erhöhung der Umlage. Bei allen Erwägungen und Anträgen gehen wir davon aus, dass die Allmendrechte der Bürger in weitgehen[d]ster Weise berücksichtigt werden.“<sup>7</sup>

Für einen künftigen Neckarhafen schloss man also die Handschuhsheimer Seite „wegen des neuen Zentralfriedhofes“ aus – dieser entstand 1914 an der Stelle des heutigen Tiergartens –, aber auch „wegen Beeinträchtigung des landschaftlichen Bildes“ – ein geradezu modernes Umweltargument. Stattdessen bot man auf Wieblingener Seite das Gewinn „Weidestücke“ an, das Gebiet zwischen Kerweplatz und Edingen, das heute Natur- und Landschaftsschutzgebiet ist! Man glaubte, dass dies „einen enormen wirtschaftlichen Wert für unseren Ort“ haben werde. Dass man sich den Neckarhafen auf Wieblingener Seite vorstellte, zeigt, dass man damals auch für die Rheinebene noch an eine Aufstauung des Neckars in seinem eigenen Bett dachte und nicht an einen Seitenkanal, wie er dann entlang der östlichen Flussseite verwirklicht wurde.



Die Argumente und Anliegen der Fortschrittlichen Volkspartei wurden offenbar vom Wieblinger Bürgerschaftsausschuss und Gemeinderat übernommen und zur Grundlage der folgenden Verhandlungen mit der Stadt Heidelberg gemacht. Auffällig ist, dass in allen Schriftstücken eine baldige Straßenbahnverbindung und eine gerechte Regelung der Allmendfrage als die zwei Hauptanliegen genannt werden.

Der Wieblinger Bürgerschaftsausschuss ermächtigte am 15. März 1913 einstimmig den Gemeinderat zu Verhandlungen mit der Stadt, besonders über die Fortführung der Straßenbahn „bis an die Gemarkungsgrenze“. Ob damit eine Verbindung bis Edingen gemeint war? Als man am 18. März offiziell bei der Stadt anfragte, ob überhaupt Interesse am Thema bestehe, erhielt man jedoch die inhaltshaltende Antwort, dass sich Heidelberg im Laufe der nächsten Monate wieder melden werde; die gleichlautende Anfrage aus Rohrbach vom Februar habe Vorrang!



Jakob Maaß, Rosenwirt und letzter Wieblinger Bürgermeister 1912–1919 (Quelle: Ortsmuseum Wieblingen)

Erst nach einem Gespräch des Wieblinger Bürgermeisters Jakob Maaß mit dem Heidelberger Oberbürgermeister Wilckens unter vier Augen bildete der Stadtrat eine Verhandlungskommission, und Maaß teilte mit, dass „der hiesige Gemeinderat im Prinzip einstimmig für die Eingemeindung“ sei und nur bezüglich des Bürgernutzens aus der Allmende noch zu besprechende Bedingungen stellen werde.

Wieder war es die Fortschrittliche Volkspartei, die dem Gemeinderat am 16. Juli für die Verhandlungen umfangreiche „Einverleibungsbedingungen“ vorschlug, wobei sie sich den Vertrag Feudenheims mit Mannheim (1909) zum Vorbild nahm. Sie umfassten 32 Paragraphen und waren sehr weitgehend. Aus heutiger Sicht besonders brisant ist die Aussage, dass „bei Fertigstellung des Zentralfriedhofs die Errichtung einer Neckarbrücke erforderlich wäre“! Als terminliches Ziel wurde der 1. Januar 1914 vorgesehen. Natürlich wollten die Heidelberger wissen, worauf sie sich einließen, und so besichtigte am 11. August 1913 der Oberbürgermeister zusammen mit einigen hohen städtischen Beamten die Wieblinger Gemeindeeinrichtungen und besprach mit dem Gemeinderat die finanzielle und wirtschaftliche Lage des Ortes. Bürgermeister Maaß schickte bereitwillig zahlreiche diesbezügliche Dokumente an die Stadtverwaltung. Auffällig ist, dass danach zunächst keine weiteren Akten vorliegen und keine weiteren Gespräche stattfanden. Ob die Stadt aufgrund der gewonnenen Erkenntnisse das Interesse verloren hatte? Der Beginn des Ersten Weltkrieges ließ eine weitere Verfolgung des Themas nicht zu; die Gemeinden hatten jetzt ganz andere Sorgen.



## **Der zweite Anlauf: 1919**

Zwei Monate nach Kriegsende, am 16. Januar 1919, fragte der Stadtrat beim Wieblinger Gemeinderat an, ob er „die während des Krieges beruhende Angelegenheit“ wieder aufnehmen wolle, und bat „bejahendenfalls eine Verhandlungskommission zu bilden“. Wieblingen ging sofort darauf ein; auch Heidelberg bildete eine Kommission aus Oberbürgermeister Ernst Walz und sieben Stadträten. Die Gespräche gingen sehr zügig voran. Bei der ersten Sitzung am 28. Januar machte man den Wieblingern weitgehende mündliche Zusagen.<sup>8</sup> Am 3. Februar beschloss auch der Bürgerausschuss einstimmig die Aufnahme von Verhandlungen und fügte zwei Kommissionsmitglieder hinzu. Bei der zweiten Sitzung am 18. Februar brachten die Wieblingen einen ersten Entwurf von „Bedingungen und Anträge, die der Vereinigung mit Heidelberg zugrunde gelegt werden sollen“ mit, mussten jedoch Einiges wieder herausstreichen. Trotzdem stimmte am 19. Februar der Gemeinderat dem gekürzten Dokument einstimmig zu, ebenso zwei Tage später der Heidelberger Stadtrat. Die Vereinbarung schien erfolgreich abgeschlossen zu sein; terminliches Ziel war nun der 1. Juli 1919.

## **Die Phase der Meinungsverschiedenheiten**

Doch nun begannen die Missstimmungen. Oberbürgermeister Walz beschwerte sich am 15. März beim Wieblinger Gemeinderat, es habe sich in Wieblingen „eine Strömung geltend gemacht“, die die getroffene Vereinbarung dahingehend ausweiten wolle, „dass das Recht zum Allmendgenuß nicht nur den 10 Jahre alten Bürgerkindern, sondern allen Bürgerkindern gewährt werden soll, die am Tage der Vereinigung geboren waren“. Dazu sei Heidelberg nicht bereit, zumal die Stadt von der Eingemeindung zunächst nur Nachteile, Wieblingen nur Vorteile habe. Es bestehe die Gefahr, dass an dieser Frage alles scheitern werde. Es sei „nicht abzusehen, ob bei einer späteren Wiederaufnahme der Verhandlungen das gleiche Entgegenkommen gezeigt werden wird“.<sup>9</sup>

Daraufhin stellte der Wieblinger Bürgerausschuss in seiner Sitzung vom 27. März, für die schon der Beschluss vorbereitet war, der Eingemeindung „unter den Bedingungen vom 19. 2.“ zuzustimmen, „den einstimmigen Antrag der Vertagung der Vorlagen [...], um die Gemeindebürger in einer einzuberufenden Versammlung über ihre Stellungnahmen zu hören“. Die Teilnehmer dieser „Volksversammlung“ im Gasthaus zum Goldenen Pflug billigten am 31. März in einer „Resolution“ einstimmig die Eingemeindung unter den ursprünglichen Bedingungen des 19. Februar. Nun waren die Eingemeindungsbedingungen sogar „basisdemokratisch“ legitimiert, und der Heidelberger Stadtrat leitete diese Fassung an den dortigen Bürgerausschuss zur Zustimmung weiter.

Doch der Wieblinger Bürgerausschuss ermächtigte am 10. April den Gemeinderat zum Abschluss der Vereinbarung mit einer Textfassung, die er vorher ohne Absprache mit Heidelberg nochmals erweitert hatte: Solange es an der Wieblinger Schule nicht den „erweiterten Unterricht“ gebe, „muß den Schülern zum Besuch der Volksschule in Heidelberg freie Fahrt auf der Elektrischen gewährt werden.“ Und „es muß ein Frühzug entsprechend den Markt- und Arbeitsverhältnissen eingelegt werden.“ Der Stadtrat lehnte diese einseitigen Änderungen ab und drohte mit dem

Scheitern der Verhandlungen, worauf der Wieblinger Gemeinderat nachgab und am 15. April einstimmig nochmals der ursprünglichen Fassung zustimmte. Am 22. April gaben dann doch der Wieblinger und am 30. April der Heidelberger Bürgerausschuss jeweils einstimmig der endgültigen Fassung, die nun 20 Paragraphen umfasste, ihre Zustimmung.

### **Zusätzliche Motive Heidelbergs**

In der Beschlussvorlage für den Heidelberger Bürgerausschuss werden dieselben Handlungsmotive genannt wie schon in der Eingabe der Fortschrittlichen Volkspartei von 1913:

„Immer und immer wieder ist uns das Einschlagen dieses Weges nahegelegt worden. Die Entscheidung fiel mit der Verschiebung unseres Bahnhofes und mit dem Aufkommen des Projektes der Neckarkanalisation. Damit wurde einer weit ausblickenden Stadtverwaltung das Ausgreifen auf die dem neuen Bahnhof vorgelagerten Orte geradezu gemacht zur Pflicht.“<sup>10</sup>

Bemerkenswert ist, dass man sich den Verlauf des künftigen Neckarkanal inwischen anders vorstellte. Es war nicht mehr an eine Aufstauung im Neckarbett gedacht, sondern der Kanal sollte von Heidelberg aus sofort nach Westen durch die Wieblinger und die Grenzhöfer Gemarkung direkt nach Rheinau führen! Dies ließ es „in hohem Grade wünschenswert erscheinen, dass das Gebiet westlich der Neckarbiegung oberhalb Wieblingsens auf alle Fälle in die Hand der Stadtgemeinde Heidelberg gelange“.<sup>11</sup>

Es wird auch deutlich, dass Heidelberg noch andere Motive für die Vereinigung hatte.

„Die Schwierigkeiten, mit denen die Städte [im Krieg] auf dem Gebiete der Lebensmittelversorgung zu kämpfen hatten, zeigt [...], welchen Wert es für eine Stadt haben kann, wenn sie über eine umfangreiche Feldgemarkung zu verfügen in der Lage ist. Von eben diesem Standpunkt aus betrachtet, gewann die Aussicht, in absehbarer Zeit über die großen Geländeflächen des Almendgutes verfügen zu können, noch mehr an Bedeutung.“<sup>12</sup> Weiterhin: „Die Verbindung mit der Gemeinde Wieblingen eröffnet die Herrschaft über eine lange Strecke des Neckarufers [...]. Dazu kommt die Aussicht, mit der Eingemeindung die Herrschaft über einen großen Almendbesitz zu gewinnen, der in freies Gemeindegut umgewandelt werden kann.“<sup>13</sup> Und: „Sobald durch die Weiterführung der elektrischen Bahn sich am Neckarufer ein schönes Baugebiet erschlossen hat [...].“<sup>14</sup>

Es ging der Stadt also auch um Gelände für ihre Lebensmittelversorgung und besonders für ihre Bauplanungen. Die beiden Gemarkungen Wieblingen und Grenzhof umfassten 966,38 ha und 444,96 ha. Das Allmendgut war 178,72 ha groß, hinzu kamen noch die sog. „freien“ Gemeindegundstücke mit 15 ha. Also etwa ein Fünftel der Ackerfläche war Gemeineigentum, das nun an die Stadtgemeinde fallen würde und sich für Industriegebiete und Wohnungsbau anbot. Auch finanziell stand die Gemeinde Wieblingen nicht schlecht da; dem Gemeindevermögen von ca. 1,15 Mio. Mark standen Schulden von 350.000 Mark gegenüber. Bei der Eingemeindung hatte Wieblingen 3200 Einwohner, davon im Grenzhof 90. Dadurch stieg die Einwohnerzahl Heidelbergs, das nach der Volkszählung vom 8. Oktober 1919 60.831 Einwohner hatte, um gut 5% an.

Die Beschlussvorlage für den Heidelberger Bürgerausschuss endet mit folgendem Resümee:

„Die Vereinigung der Gemeinde Wieblingen mit Heidelberg unterscheidet sich von den bisherigen Eingemeindungen dadurch, dass unsere Stadt zum ersten Male sich von den Bergabhängen entfernt und in die Rheinebene hinausschreitet. [...] Der Zug in die Ebene nach den nahe gelegenen Dörfern war schon lange als notwendig erkannt. [...] Dies gilt vor allem für Eingemeindungen, die nach einem alten Erfahrungssatz nie früh genug vorgenommen werden können. Greift man zu, solange das Feld noch frei ist, allen Möglichkeiten offen, so ist auch die Gewähr vorhanden, dass die Aufgaben, die der neu geschaffenen größeren Gesamtheit gestellt sind, einer besseren Lösung entgegengeführt werden können, als beim Festhalten an der, wenn auch liebgewordenen Sonderstellung der beteiligten Gemeinden.“<sup>15</sup>

### **Die staatliche Zustimmung**

Nun fehlte noch die Zustimmung der Staatsbehörden. Der Stadtrat stellte am 5. Mai 1919 „im Einvernehmen mit dem Gemeinderat Wieblingen“ beim Bezirksamt den Antrag, „die in der Verfassungsurkunde vorgesehene staatsministerielle Genehmigung zu dem Vereinigungsbeschluss erwirken zu wollen“. Die Angelegenheit verzögerte sich nochmals, weil die Sonderstellung des Weilers Grenzhof als „Nebenort“ noch geklärt werden musste. Außerdem übte das badische Innenministerium am 15. Juli rechtliche Kritik an einigen Punkten der Vereinbarung: Die Regelung des Allmendgenusses (§ 1–3) und der Wahl der vorläufigen Wieblingler Vertreter in die städtischen Gremien (§ 20) wichen von bestehenden Rechtsvorschriften ab; sie müssten deshalb aus dem Vertrag genommen und in das geplante staatliche Zustimmungsgesetz übernommen werden. Dieses Gesetz wurde endlich am 27. November vom Landtag beschlossen und am 12. Dezember 1919 im Gesetz- und Verordnungsblatt des Staatsministeriums verkündet.<sup>16</sup> Außerdem ordnete das Innenministerium am 8. Dezember an, dass die „Vereinbarung“ der beiden Gemeinden als förmlicher „Vertrag“ abgeschlossen werden müsse und dass die notwendigen Wahlen bis zum 30. Dezember durchzuführen seien.

Nun bestand also die rechtliche Regelung der Eingemeindung aus zwei Dokumenten: dem Gesetz des badischen Landtags und dem Vertrag zwischen den beiden Gemeinden. Nach diesem Gesetz behielten die bisherigen Allmendberechtigten ihren Anspruch auf den „Bürgergenuss“ und ebenso diejenigen Söhne [!] von Ortsbürgern, die am Eingemeindungstage zehn Jahre alt waren. Sofern das Allmendgut für öffentliche Zwecke gebraucht werde, könne der „Bürgergenuss“ durch eine Geldrente ersetzt werden. Dies ist später auch geschehen. Die Allmendfrage blieb auch nach erfolgter Eingemeindung ein Dauerthema. Weiterhin wurde festgelegt, dass bis zur nächsten regulären Wahl der bisherige Bürgermeister und ein weiterer Gemeinderat in den Stadtrat einrücken sowie vier Mitglieder des Bürgerausschusses und der „Stabhalter“ des Grenzhofs Heidelberger Stadtverordnete werden sollten. Durch Bekanntmachung des Justizministeriums vom 20. Dezember wurde in der Stadtgemeinde Heidelberg ab 1. Januar 1920 ein weiterer Standesamtsbezirk gebildet, der Wieblingen und den Grenzhof umfasste.<sup>17</sup>

## Der Inhalt des Eingemeindungsvertrages

Der Vertrag zwischen der Stadt Heidelberg und der Gemeinde Wieblingen bestand dann nur noch aus 19 Paragrafen.<sup>18</sup>

Sehr wichtig für die Wieblingler war sicherlich, dass im Alten Rathaus ein Gemeindesekretariat bestehen blieb, wo „sämtliche gemeindeggerichtlichen Geschäfte, Beglaubigungen und dergleichen“ im Ort selbst erledigt werden konnten. Dieses Sekretariat bestand, bis es 1931 entgegen dem Eingemeindungsvertrag aufgelöst wurde. Fortan mussten die Wieblingler jeden kleinen Verwaltungsakt in der Stadt erledigen. Erst 1993, also nach über 60 Jahren, kehrte das Gemeindesekretariat als „Bürgeramt“ wieder an seinen alten Platz zurück. Die Wieblingler Gemeinde-Beamten und -Angestellten sollten in den städtischen Dienst übernommen und dabei finanziell nicht schlechter gestellt werden als bisher. Der örtliche Friedhof sollte, „solange er ausreicht“, beibehalten werden. Als er in den 1960er Jahren geschlossen und die Wieblingler auf dem Kirchheimer Friedhof bestattet werden sollten, kämpfte der Stadtteilverein erfolgreich dagegen an. Heute hat Wieblingen sogar zwei Friedhöfe. Die Wieblingler befürchteten offenbar auch eine Anhebung der Gebühren; denn sie erreichten, dass in den schon angelegten Straßen die Anlieger „nur zur Kostentragung gemäß den seither für Wieblingen geltenden Grundsätzen herangezogen werden“ dürfen und dass für den Wasserbezug „der seitherige Wasserzinstarif bis auf Weiteres maßgebend“ sei.

Zum zweiten Hauptanliegen der Wieblingler wurde vereinbart: „Die elektrische Bahn muss sofort hierher bis an das untere Dorfende weitergeführt werden.“ Aus dem versprochenen „sofort“ wurden jedoch – sicherlich auch wegen der Wirtschaftskrise – sechs Jahre; am 17. März 1926 wurde die Bahn eröffnet – eingleisig und im Ein-Stunden-Takt!



Die Straßenbahn, der Hauptwunsch der Wieblingler, fuhr 1926–1966. (Foto: Röth 1965)

Dass Wieblingen noch stark landwirtschaftlich geprägt war, zeigen die Vereinbarungen, dass „die nötigen Zuchtfarren, Ziegenböcke und die Schweinefassel“ (also Stier, Geißbock und Eber) im Ort untergebracht bleiben sollen, dass die Dung- und Latrinenabfuhr direkt auf das Feld, „dem Bedürfnis eines landwirtschaftlichen Ortes entsprechend, uneingeschränkt bleiben“ solle, dass Hausschlachtungen für Privatpersonen weiter gestattet sowie Brücken- und Viehwaage bestehen bleiben sollten. Der Betrieb des Farrenstalls sowie der Waagen durch die Stadt wurde in den 1960er Jahren trotz des Protestes der Bauern beendet.

Andere Paragraphen blickten weiter in die Zukunft und sorgten für die Modernisierung des Ortes: Die Kanalisation sollte bald fertiggestellt und die Elektrizität „für Beleuchtung und Kraftabgabe tunlichst bald eingeführt“ werden. Der Stromanschluss erfolgte 1922; bis dahin gab es nur die Versorgung mit Gas (seit 1907). Da zur Zukunft auch die Bildung der Kinder gehört, versprach die Stadt, „die Kleinkinderschulen und die Schwesternstationen in gleicher Weise zu unterstützen wie seither die Gemeinde Wieblingen“, ebenso „die Überführung der Schulverhältnisse in die Verhältnisse der städtischen Schule in gleicher Weise, wie dies für Handschuhsheim seinerzeit geschehen ist“. Damit war die Einführung des sogenannten „erweiterten Unterrichts“ gemeint, wofür mehr Schulräume und mehr Lehrkräfte nötig waren als bisher. Weitblickend war sicherlich die Festsetzung, dass „durch rechtzeitiges Zusammenlegen von Gelände Gelegenheit zum Bauen zu geben“ sei. Man hatte wohl erkannt, dass die starke Zersplitterung des Bodens dies sonst verhindern werde.

Und schließlich legte jeweils ein eigener Paragraph fest, dass das Kirchweihfest, also die Kerwe, auch für die Zukunft bestehen bleiben dürfe und dass ein Wochenmarkt nach Bedarf eingeführt werden solle. Zum Wochenmarkt ist es in Wieblingen nie gekommen, und die Kerwe gibt es heute nicht mehr. Doch an diesen beiden Punkten ist zweifellos nicht die Stadt Heidelberg schuld; das lag an den Wieblingern selbst.

## **Der Vollzug der Eingemeindung**

Inzwischen war die Zeit knapp geworden, und die Termine drängten sich. Am 18. Dezember unterschrieb Heidelbergs Oberbürgermeister Walz den Vertrag, am 23. Dezember dann Wieblingens Bürgermeister Maaß und der gesamte Gemeinderat. Außerdem gab es noch eine großzügige Einigung über die Weiterbeschäftigung der Wieblingen „Beamten und Bediensteten“. Ratsschreiber und (staatlicher) Grundbuchhilfsbeamter Theodor Schlez, der schon seit 1885 im Dienst war, blieb als städtischer Verwaltungsoberinspektor bis 1924 Ratsschreiber für den Stadtteil und Leiter des örtlichen Gemeindesekretariats. Sein Stellvertreter und Neffe Georg Wilhelm Treiber, der auch für den Grenzhof zuständig war, wurde ins Heidelberger Grundbuchamt übernommen und war als Nachfolger von Schlez letzter Ratsschreiber für Wieblingen. Beachtlich ist, wie viele auch von den Angestellten und Arbeitern in den städtischen Dienst übernommen wurden. Wenige gingen in Rente; andere versahen ihre Aufgaben ehrenamtlich weiter. Die Lehrer wechselten in die Zuständigkeit der Stadtschuldirektion.

Am 20. Dezember wählte der Gemeinderat Bürgermeister Maaß und den Architekten Heinrich Damm in den Stadtrat und der Bürgerausschuss die vier Mitglieder aus seinen Reihen sowie den „Stabhalter“ des Grenzhofs in den Heidelberger Bür-

gerausschuss. Am 30. Dezember fand, obwohl der Vertrag schon unterzeichnet war, noch ein letztes Gespräch zwischen Ernst Walz samt einigen Stadträten und dem Wieblingener Gemeinderat statt. Dass sich diesmal die Heidelberger entschlossen, dafür nach Wieblingen ins Rathaus zu kommen – bisher war das immer umgekehrt gewesen –, kann nur als „vertrauensbildende Maßnahme“ nach den nicht spannungsfreien Verhandlungsmonaten gedeutet werden. Ob man dabei mit einem Glas Wein angestoßen hat, ist nicht überliefert.

Die SPD nahm an diesem Treffen nicht teil. Sie schrieb an Walz:

„Die sozialdemokratische Stadtratsfraktion hat in der Frage der Teilnahme an der am 30. Dez. vorgesehenen Zusammenkunft des hiesigen Stadtrats mit dem Gemeinderat in Wieblingen beschlossen, aus Gründen der politischen Selbstachtung hinsichtlich der Vorgänge bei der Stadtratswahl in Wieblingen nicht teilzunehmen. Der Parteivorstand ist diesem Beschlusse beigetreten.“

Was sich da abgespielt hatte, ist leider nicht ersichtlich. Am 31. Dezember, dem letzten Tag der Wieblingener Selbständigkeit, kam ein Wagen aus Heidelberg und holte im Rathaus die Akten ab, um sie in die Stadt zu bringen. Wie man im Heidelberger Rathaus über die Wieblingener Ortsverwaltung dachte, wird vielleicht aus einer brieflichen Aufforderung deutlich; man schrieb an Wieblingen: „Es wird sich empfehlen, Bücher, Akten und Regale vor der Übergabe reinigen zu lassen.“



Das Wieblingener Rathaus um 1910 mit Glockentürmchen und Waagehäuschen (Zeichnung von Otto Hoffmann)

Am 1. Januar 1920 war also die Eingemeindung vollzogen. Die erste Sitzung des städtischen Bürgerausschusses mit den Wieblinger Vertretern fand am 23. Januar statt. Auf der Tagesordnung stand die „Ausdehnung der Heidelberger Ortsstatuten (und der ortspolizeilichen Vorschriften) auf das einverleibte Gebiet“.<sup>19</sup> Dieses Thema beschäftigte die städtischen Gremien noch einige Monate.

### **Beurteilung des Eingemeindungsvorgangs**

In Wieblingen war vor der 100-jährigen Wiederkehr der Eingemeindung strittig, ob man dieses Ereignis überhaupt als „Jubiläum“ feiern könne, so wie drei Jahre zuvor die große 1250-Jahr-Feier begangen wurde. Manche Stimmen haben sich ausdrücklich dagegen ausgesprochen („Wieblingen wurde an Heidelberg verkauft“ oder „Die Wieblinger haben sich mit der Straßenbahn bestechen lassen“), andere taten sich mit dem Thema zumindest schwer. Aber aus obiger Darstellung ist deutlich geworden, dass die Eingemeindung trotz einiger unschöner Einzelheiten keine „feindliche Übernahme“ durch die Stadt war und dass Wieblingen keineswegs „verkauft“ wurde; die Wieblinger wollten damals zu Heidelberg, und zwar mit großer Mehrheit. Sowohl in den Wieblinger als auch in den Heidelberger Akten finden sich kaum Hinweise auf Stimmen gegen eine Eingemeindung; man war sich in dieser Sache offensichtlich weitgehend einig.

Um die Eingemeindung wirklich umfassend zu bewerten, müsste man jetzt eigentlich auch die folgenden 100 Jahre betrachten, was jedoch hier nicht möglich ist. Dass aber etliche Wieblinger schon sehr bald der Meinung waren, von Heidelberg nicht gebührend beachtet zu werden und dass der Eingemeindungsvertrag nicht vollständig eingehalten werde, zeigt die Tatsache, dass im November 1929 der „Gemeinnützige Verein Alt-Wieblingen“ gegründet wurde, um die Wieblinger Interessen gegenüber der Stadt zu vertreten. Dieser Verein, der heutige Stadtteilverein, kommt dieser Aufgabe nun schon seit 90 Jahren nach. Die im November 2019 zum 90-jährigen Jubiläum erschienene Vereinschronik ist somit zugleich eine Geschichte des Stadtteils seit seiner Zugehörigkeit zu Heidelberg. In dieser Chronik wird auch das ständige Bemühen des Stadtteilvereins um das Wohlergehen Wieblingens deutlich. Wieblingen und die Stadt hatten es manchmal nicht leicht miteinander, und das wird aufgrund etlicher schwerwiegender Streitpunkte wohl auch künftig so sein.

Andererseits haben drei Wieblinger, die 1920 bei der Eingemeindung kommunalpolitisch tätig waren, im Jahre 1960, also 40 Jahre danach, in einem Interview übereinstimmend gesagt, dass es zur Eingemeindung keine Alternative gegeben habe. Wörtlich: „Die Gemeinde wäre vor Aufgaben gestellt worden, die sie allein nicht hätte bewältigen können.“<sup>20</sup> Bis heute gibt es in Wieblingen vereinzelt Stimmen, die die Eingemeindung als Fehler ansehen; die Meisten sehen das aber anders. Sie appellieren freilich an Gemeinderat und Stadtverwaltung, dazu beizutragen, dass die Wieblinger weiterhin gern zu Heidelberg gehören und in der dritten Strophe des „Wieblinger Liedes“ zurecht und mit Überzeugung singen können: „Zwischen Berg und Fluss gelegen: Heidelberg, an Ehren reich. Dazu wollen wir gehören, denn kein ´ andre kommt ihr gleich.“

## Anmerkungen

- 1 Der folgende Bericht beruht auf zwei Aktenfaszikeln des Stadtarchivs Heidelberg: Aus den Vorortakten Wieblingen Archiv 5 Faszikel 4 „Eingemeindung nach Heidelberg 1912–1928“ (VA 5/4) und aus der Altaktei Heidelberg Archiv 11 Faszikel 12 „Die Vereinigung der Gemeinde Wieblingen mit der Stadtgemeinde Heidelberg 1912–1928“ (AA 11/12). Naturgemäß finden sich zahlreiche identische Aktenstücke in beiden Faszikeln. Da auf den Wieblingen Akten keine durchgehende Nummerierung der Einzelblätter erfolgte, können hierzu keine genauen Quellenangaben gemacht werden; aber die jeweilige Datierung ermöglicht eine eindeutige Identifizierung.
- 2 1891 bzw. 1903.
- 3 AA 11/12, fol. 389.
- 4 Der Bürgerausschuss war damals in den badischen Gemeinden neben dem Gemeinderat bzw. Stadtrat ein zweites gewähltes Gremium, das weitergehende Beschlüsse des Gemeinderates bestätigen musste.
- 5 AA 11/12, fol. 389.
- 6 VA 5/4 und AA 11/12 passim; Heidelberger Neueste Nachrichten 31.1.1913.
- 7 VA 5/4.
- 8 Protokoll abgedruckt im Wieblingen Anzeiger vom Februar 1960.
- 9 AA 11/12, fol. 191.
- 10 Ebd., fol. 394.
- 11 Ebd., fol. 390.
- 12 Ebd., fol. 390.
- 13 Ebd., fol. 389.
- 14 Ebd., fol. 394.
- 15 Ebd., fol. 394.
- 16 Gesetzes- und Verordnungsblatt 1919, Nr. 78.
- 17 Gesetzes- und Verordnungsblatt 1919, Nr. 80.
- 18 Die wörtliche Fassung des Eingemeindungsgesetzes und des Eingemeindungsvertrages ist beim Stadtteilverein erhältlich und auch im Ortsmuseum zu lesen.
- 19 AA 11/9.
- 20 RNZ 28.7.1960.



# **Kirchheim, 1. April 1920 – eine Eingemeindung und ihre Zeitumstände**

## **I. Einleitung**

Am 1. April 2020 jährte sich die Eingemeindung Kirchheims nach Heidelberg zum einhundertsten Mal. Diese wurde also in der politisch unruhigen Zeit kurz nach dem Ersten Weltkrieg vollzogen. Entscheidende Weichenstellungen waren teilweise schon während des Krieges erfolgt. Dass in dieser Zeit ein solcher Schritt gewagt wurde, mag überraschen. Die Annahme scheint plausibel, die Gemeinden hätten damals andere Sorgen gehabt.<sup>1</sup>

Im Folgenden soll daher neben dem Ablauf des Eingemeindungsprozesses auch der Zusammenhang mit den Zeitverhältnissen untersucht werden: Inwieweit haben Krieg und Nachkriegszeit Verlauf und Zeitpunkt der Eingemeindung beeinflusst? Darüber hinaus soll untersucht werden, wie die Eingemeindung Kirchheims zu allgemeinen Linien der Stadtpolitik und Stadtentwicklung Heidelbergs in Beziehung stand. Weiterhin soll nach Haltungen und Einstellungen gefragt werden, die zur Eingemeindung auf lokaler Ebene bestanden. Kirchheim befand sich damals strukturell auf dem Weg von einem landwirtschaftlich geprägten Dorf zum Arbeiterwohnort.<sup>2</sup> Daraus ergibt sich die Frage, ob in unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen unterschiedliche Meinungen bestanden.

## **II. Vorgeschichte**

Im Jahr 1920 waren Eingemeindungen kein allzu neues Instrument der Kommunalpolitik mehr. Insbesondere ab ca. 1880 und verstärkt ab 1900 machten Kommunen davon Gebrauch.<sup>3</sup>

Heidelberg hatte die ersten Eingemeindungen 1891 (Neuenheim) und 1903 (Handschuhsheim) vorgenommen.<sup>4</sup> Im benachbarten Mannheim wurden von 1895 bis 1913 sechs Eingemeindungen durchgeführt.<sup>5</sup>

Der Beginn des Kirchheimer Eingemeindungsprozesses lässt sich auf das Jahr 1901 datieren. Damals begannen in Heidelberg die Planungen für einen neuen Hauptbahnhof außerhalb der Innenstadt.<sup>6</sup> Dadurch wurde für die Stadt Heidelberg die Kirchheimer Gemarkung interessant. Im November 1919 schrieb Heidelbergs Oberbürgermeister Dr. Ernst Walz (1859–1941; OB 1914–1928) in einer Beschlussvorlage für den Bürgerausschuss: „Die Entscheidung für einen neuen Bahnhof führte mit Notwendigkeit dazu, dass auch an die Schaffung einer engeren Verbindung zwischen der Stadt Heidelberg und der südlich angrenzenden Gemarkung Kirchheim gedacht wurde.“<sup>7</sup> Für eine Eingemeindung hätten sich damals aber nur vereinzelte Stimmen ausgesprochen. Dies habe sich 1913 mit dem Antrag der Gemeinde Rohrbach auf Eingemeindung geändert: „Bei Ausweitung des Stadtgebietes nach Süden sollte auch auf das Dorf Kirchheim gegriffen werden, an dessen künftiger Entwick-

lung die Stadt Heidelberg, nachdem der Bahnhof in dessen Nähe gerückt sei, ein ganz besonderes Interesse habe.“



Ernst Walz (Foto aus den 1920er-Jahren; Quelle: Walz: Lebenserinnerungen, wie Anm. 8)

Einen etwas anderen Akzent setzte OB Walz in seinen Lebenserinnerungen: Der neue Hauptbahnhof habe nahe der Kirchheimer Gemarkung entstehen sollen, und davon hätte Kirchheim stärker als Heidelberg profitiert. Von dieser Vorstellung aufgeschreckt habe Heidelberg versucht, durch die Eingemeindung Kirchheims und Rohrbachs der Vereinigung beider und damit der Bildung einer mehr als 10.000 Einwohner zählenden Gemeinde vor seinen Toren zuzuvorkommen.<sup>8</sup>

### **III. Der Eingemeindungsprozess**

#### **1. Chronologie**

Ab 1913 wurden vorrangig, aber nicht ausschließlich, mit der Gemeinde Rohrbach Verhandlungen über eine Eingemeindung geführt.<sup>9</sup> Diese Verhandlungen endeten zunächst mit dem Kriegsausbruch 1914.

Im Falle Kirchheims wurde der Gesprächsfaden im Januar 1918 wieder aufgenommen. Am 21. Januar 1918 erklärte sich der Heidelberger Stadtrat bereit, einen etwaigen Antrag auf Eingemeindung zu prüfen. Vorausgegangen war eine Unterredung mit Vertretern des Gemeinderates Kirchheim.<sup>10</sup> Der Anstoß zur Wiederaufnahme der Gespräche ging demzufolge von Kirchheim aus. Am 19. Februar 1918 erteilte der Bürgerausschuss Kirchheim dem Gemeindeamt Vollmacht, die entsprechenden Verhandlungen zu führen.<sup>11</sup> Nach einigem Schriftverkehr und Beratungen stimmte der Kirchheimer Bürgerausschuss in seiner Sitzung vom 10. September 1918 „für Eingemeindung der heutigen Gemeinde mit der Stadtgemeinde Heidelberg“.

Darauf folgte eine mehrmonatige Unterbrechung bis in den Februar 1919. Am 19. Februar 1919 erklärte der Stadtrat Heidelberg gegenüber dem Gemeinderat Kirchheim die Bereitschaft, die unterbrochenen Verhandlungen wieder aufzunehmen. Bezug genommen wurde auf eine „neuerliche Anregung von dort aus“. Auch diesmal war also die Kirchheimer Seite initiativ geworden. Kirchheim solle nun eine Kommission bestimmen, um die Angelegenheit von neuem zu erörtern. Diese Kommission wurde am 4. März 1919 in einer gemeinsamen Sitzung von Gemeinderat und Bürgerausschuss gebildet. Darüber informierte der Gemeinderat Kirchheim mit Schreiben vom 6. März 1919 den Stadtrat Heidelberg und bat zugleich um Anberaumung einer „Tagfahrt“, d.h. eines Besprechungstermins. Nachdem die Besprechung am 19. März 1919 stattgefunden hatte, sandte der Stadtrat Heidelberg der Gemein-

de Kirchheim den Entwurf eines Übereinkommens zwischen der Gemeinde Kirchheim und der Stadt Heidelberg zu. Am 27. März 1919 antwortete die Gemeinde Kirchheim mit einem eigenen Entwurf. Am 15. April stimmte der Bürgerausschuss Kirchheim mit 37:20 Stimmen für die Eingemeindung, zugleich aber für eine Vertagung bis nach einem Friedensschluss. Nachdem am 20. Juli der Versailler Friedensvertrag unterschrieben worden war, genehmigte der Bürgerausschuss Kirchheim am 5. September 1919 den Eingemeindungsvertrag. Bei 64 Anwesenden gab es 40 Ja- und 18 Nein-Stimmen bei 6 Enthaltungen. Am 8. September 1919 teilte der Gemeinderat Kirchheim dem Stadtrat Heidelberg das Ergebnis mit. Am 13. November 1919 stand der Eingemeindungsvertrag auf der Tagesordnung des Bürgerausschusses Heidelberg. Für diese Sitzung hatte OB Walz jene Beschlussvorlage verfasst, in der er die bisherige Entwicklung darstellte. Der Bürgerausschuss Heidelberg stimmte dem Vertrag mit 76 Ja- und 32 Nein-Stimmen zu.

Der übliche Fortgang wäre nun gewesen, dass nach Vorlage des Vertrages die Genehmigung durch das Badische Ministerium des Inneren erteilt würde. Am 19. Januar 1920 allerdings schrieb das Ministerium dem Bezirksamt Heidelberg, dass die Vereinigung auf diesem Weg nicht vollzogen werden könne. Da der Vertrag in mehreren Punkten von gesetzlichen Regelungen abweiche, könne die Genehmigung nur durch ein eigens zu verabschiedendes Gesetz erfolgen. Einen entsprechenden Gesetzesentwurf fügte das Ministerium bei.<sup>12</sup> Der Gemeinderat Kirchheim und der Stadtrat Heidelberg sollten Gelegenheit zur Äußerung erhalten. Als frühestmöglicher Zeitpunkt der Vereinigung wurde der 1. Juli 1920 vorgeschlagen. Am 7. Februar 1920 erklärte der Gemeinderat Kirchheim dem Bezirksamt Heidelberg sein Einverständnis und schlug den 1. April 1920 als Zeitpunkt des Inkrafttretens vor. Am 27. März 1920 teilte das badische Innenministerium telegraphisch mit, dass der Landtag das Gesetz angenommen habe.

Mit Inkrafttreten des Gesetzes zum 1. April 1920 war die Eingemeindung Kirchheims nach Heidelberg vollzogen. Die Stadt Heidelberg war dadurch um etwa 5.800, zusammen mit Wieblingen um etwa 9.000 Einwohner gewachsen.<sup>13</sup>

Jedoch war damit der Eingemeindungsprozess noch nicht vollständig abgeschlossen. Am 30. März 1920 erging ein Erlass des badischen Innenministeriums, dass die für die Stadt Heidelberg geltenden ortspolizeilichen Vorschriften auf Kirchheim auszudehnen seien. Bei den ortspolizeilichen Vorschriften handelte es sich um Regelungen wie den „Gemeindebeschuß betreffend die Erhebung der Verbrauchssteuer“, den „Gemeindebeschuß betreffend die Erhebung eines Gemeindesteuerzuschlages zur gesetzlichen Hundesteuer“ oder den „Gemeindebeschuß die Beitragsleistung für die Abwasserkanäle betreffend“.<sup>14</sup> Ein entsprechender Vertrag wurde am 14. April 1920 von zwei Vertretern des Stadtrates Heidelberg und am 17. April 1920 durch zwei Vertreter des Gemeinderates Kirchheim unterzeichnet. Obwohl die Gemeinde Kirchheim eigentlich seit dem 1. April 1920 nicht mehr bestand, waren ihre Organe noch berechtigt, Rechtsgeschäfte vorzunehmen.

Der Bürgerausschuss Heidelberg genehmigte den Vertrag durch einen so genannten Ausdehnungsbeschluss in seiner Sitzung am 24. Juni 1920. Dies war zugleich die erste Sitzung des Bürgerausschusses, an der Mitglieder aus Kirchheim teilnahmen. Durch Erlass vom 2. August 1920 erteilte das Badische Ministerium des Inneren dem Beschluss des Bürgerausschusses die Staatsgenehmigung.

## 2. Motivlagen

Wenn in der Geschichtsschreibung das Thema der Eingemeindungen behandelt wird, steht die Motivlage der eingemeindenden Städte im Vordergrund. Dabei werden hervorgehoben „die Interessen rationaler Verkehrs-, Bau- und Wirtschaftsplanung und das Interesse an der Effizienz ihrer großen Infrastruktur- und Versorgungseinrichtungen“.<sup>15</sup> Dass es der Stadt Heidelberg bei der beabsichtigten Eingemeindung Kirchheims vor allem um Bauplanung ging, zeigt sich deutlich in der Beschlussvorlage von OB Walz für den Bürgerausschuss vom 20. Oktober 1919. Auch Fragen der Verkehrsplanung spielten eine Rolle. Walz verweist in seiner Beschlussvorlage auf die künftige elektrische Bahn vom neuen Hauptbahnhof nach Kirchheim. Schon 1917 hatte die bessere Auslastung von Infrastruktureinrichtungen zum Anschluss Kirchheims an das Heidelberger Gasnetz geführt.<sup>16</sup> Das war im Übrigen kein untypisches Vorgehen: „In vielen Fällen eilte [...] die Gemeinsamkeit der Wasser- oder Gasversorgung [...] der Eingemeindung [...] voraus.“<sup>17</sup>

Keine oder allenfalls untergeordnete Bedeutung hatte für die Stadt Heidelberg die Hoffnung auf Kostenersparnis und Rationalisierung – auf „Erzielung von Synergieeffekten“, würde man heute wohl sagen. In der Beschlussvorlage für die Sitzung des Heidelberger Bürgerausschusses am 13. November 1919 schrieb OB Walz: „Wie bei den [...] Einverleibungen Neuenheims und Handschuhshheims und der kürzlich vorgenommenen Eingemeindung Wieblingens [...] ist auch im vorliegenden Fall außer Zweifel, dass die Stadt Heidelberg mit größeren Opfern zu rechnen haben werde. Die Steigerung der Einnahmen wird zur vollständigen Deckung des Mehraufwandes nicht ausreichen.“<sup>18</sup> Im Mai 1927 fragte der Badische Städteverband in Heidelberg an, inwieweit der Verwaltungsapparat durch die Eingemeindungen organisatorisch vereinfacht oder erschwert und verbilligt oder verteuert worden sei. In der Stellungnahme des Bürgerausschusses hieß es dann: „In der Regel sind zunächst Mehrbelastungen durch die Übernahme von Beamten und Angestellten zu erwarten. Einsparungen [ergeben] sich erst, wenn durch Vergrößerung der Stadt und ihrer Aufgaben ohnehin Einstellungen nötig wären.“<sup>19</sup>

Der Wohnungsbau war auch auf Kirchheimer Seite ein wichtiges Thema. So war schon in der Sitzung des Bürgerausschusses vom 23. Februar 1918 davon die Rede, dass eine große Wohnungsnot bestehe.<sup>20</sup> Vor allem ging es um Anforderungen an den Wohnungsbau in der Zeit nach der Eingemeindung. In der Sitzung des Bürgerausschusses Kirchheim am 21. April 1918 wurde geäußert, in der Arbeiterschaft bestünde die Befürchtung, es würden „kasernenartige Bauten“ entstehen. Auch wurde die Forderung erhoben, Kirchheimer Einwohnern sei Bauland zu annehmbaren Preisen zur Verfügung zu stellen, Spekulation sei zu vermeiden.<sup>21</sup> Tatsächlich aber bestand hier kein Gegensatz zur Position der Stadt Heidelberg. Im Juli 1918 sicherten Vertreter des Stadtrates Heidelberg Vertretern des Gemeinderates Kirchheim zu, „auch im Gemarkungsteil Kirchheim, wie sie [die Stadt Heidelberg, Anm. d. Verf.] dies in anderen Stadtteilen getan habe, billiges Bauland für Kleinwohnungen zu sichern“.<sup>22</sup> 1919 sah OB-Walz in der Eingemeindung Kirchheims „eine vorzügliche Möglichkeit zur Anlage kleiner, mit einem gewissen Landbesitz auszustattenden Siedlungsgebieten“.

Durchaus deckungsgleich waren die Kirchheimer und Heidelberger Interessen auch bei der Planung einer direkten Straßenbahnverbindung (d.h. nicht – wie seit

1910 bestehend – über Rohrbach, sondern mit Anbindung an den neuen Hauptbahnhof). Auf Heidelberger Seite waren solche Überlegungen bereits frühzeitig im Zusammenhang mit den Planungen für einen neuen Hauptbahnhof aufgekommen. Auf Kirchheimer Seite war der Wunsch nach einer direkten Straßenbahnverbindung ein Grund, im Frühjahr 1918 bei der Stadt Heidelberg nachzufragen, ob sie „gewillt sei, den Ort Kirchheim in ihren Gemeindeverbund aufzunehmen“.

In der Sache stimmten Stadt Heidelberg und Gemeinde Kirchheim auch überein, als es um die Einrichtung einer erweiterten Volksschule in Kirchheim ging. Abweichende Auffassungen gab es allenfalls über den Zeitpunkt. Im Juli 1918 sicherten Vertreter des Stadtrates Heidelberg zu, die erweiterte Volksschule werde innerhalb der ersten fünf Jahre nach der Eingemeindung, alternativ fünf Jahre nach Friedensschluss eingeführt. Im März 1919 beschloss Gemeinderat und Eingemeindungskommission Kirchheim, die erweiterte Volksschule müsse mit dem Tag der Eingemeindung sofort eingeführt werden.<sup>23</sup>

Inhaltlich schwieriger gestaltete sich die Frage nach Fortführung des Allmendgenusses. Der Begriff Allmendgenuss bezeichnet die Überlassung gemeindlicher Flächen an Gemeindebürger zur wirtschaftlichen Nutzung. Dies war kein Kirchheimer Spezialfall. Die seinerzeitige badische Gemeindeordnung sah in §118 eigene Regelungen dazu vor. In Heidelberg war diese Frage bereits im Zusammenhang mit den Eingemeindungen von Neuenheim und Handschuhsheim zu klären gewesen.<sup>24</sup> In Kirchheim kam dem Thema insofern eine herausgehobene Bedeutung zu, da 1853 der dortige Hegenichwald abgeholzt worden war. Das für landwirtschaftliche Nutzung frei gewordene Land wurde in Lose aufgeteilt und unter den Gemeindebürgern verteilt.<sup>25</sup> Von Kirchheimer Seite wurde in der Beratung mit Vertretern des Stadtrats Heidelberg ein Fortbestand des bestehenden Allmendgenusses über die Eingemeindung hinaus gefordert. Dies wiederum hielten die Heidelberger Vertreter für „nicht annehmbar“.<sup>26</sup> Letztlich konnte sich die Gemeinde Kirchheim in dieser Frage durchsetzen. Der Allmendgenuss wurde in den Eingemeindungsvertrag aufgenommen, wenn auch die Stadt Heidelberg dem nur mit Unbehagen zustimmte: Im November 1919 meinte Christian Stock, der Vorsitzende des Bürgerausschusses, der Eingemeindungsvertrag enthalte Dinge, die nicht im Interesse Heidelbergs seien. Ausdrücklich nannte er dabei den Allmendgenuss. Dieser sei eine Bevorzugung einiger Bürger, der keine größeren Steuerlasten gegenüberstünden.<sup>27</sup> Die Regelung des Allmendgenusses war übrigens einer der Punkte, derentwegen der Eingemeindungsvertrag auf gesetzlichem Wege und nicht durch ministeriellen Verwaltungsakt genehmigt werden musste.<sup>28</sup> Letztlich bestand der Allmendgenuss bis 1934 fort, als er durch eine nicht vererbliche Geldleistung abgelöst wurde. Hier darf ein Zusammenhang mit der Flurbereinigung der Jahre 1934/35, vermutet werden, die anlässlich des Baus der Autobahn vorgenommen wurde und in deren Zuge auch die Siedlung Neurott entstand.<sup>29</sup>

Vor allem waren es Wohnungsbau und Siedlungsentwicklung, die den Allmendgenuss für die Stadt Heidelberg so brisant machten. Er blockierte große Flächen für andere als landwirtschaftliche Nutzung. So schrieb 1929 Heidelbergs Oberbürgermeister Dr. Carl Neinhaus einschränkend über den Nutzen, den die Eingemeindung gebracht habe: „Kirchheim brachte der Stadt erheblichen gemeindeeigenen Landbesitz, der zwar jetzt noch zum großen Teil dem Nutzungsrecht der Gemeindebürger unterworfen ist, später einmal aber freies Eigentum der Stadt sein wird.“<sup>30</sup>

Letztlich waren es vorrangig finanzielle Gründe, die die Gemeinde Kirchheim eine Eingemeindung nach Heidelberg anstreben ließen. So wurde in der Sitzung des Bürgerausschusses Kirchheim am 20. April 1919 auf die bestehende Schuldenlast und zukünftige höhere steuerliche Belastungen hingewiesen.<sup>31</sup> Neben den besonderen Lasten der Kriegs- und Nachkriegszeit war dafür vor allem der Zustand der Kanalisation verantwortlich. Das Abwassernetz der Gemeinde Kirchheim war in einem derart schlechten Zustand, dass es mehrfach zu Überschwemmungen gekommen war. Entsprechende Prozesse hatte die Gemeinde bereits verloren. Die Aufbringung der Kosten für die Instandsetzung, so wurde in Kirchheim befürchtet, werde „die Umlagepflichtigen steuerlich erdrücken“. Dies machte die Kanalisationsfrage schließlich zu einem der Gründe für die Eingemeindung „[die] in letzter Zeit geradezu zwingend geworden [sind]“.<sup>32</sup>

Allerdings war mit der Eingemeindung nicht nur die Hoffnung auf sinkende oder zumindest nicht steigende Steuerbelastung verbunden. Landwirte mit eigenen Äckern befürchteten, dass nach der Eingemeindung die landwirtschaftlichen Grundstücke mit einem höheren steuerlichen Wert bemessen werden würden. Der Stadt Heidelberg wurde unterstellt, sie beabsichtige „den Ankauf von Ackerland, um den Bodenwert und damit die steuerliche Einschätzung zu erhöhen“.<sup>33</sup> Dass die Stadt Mannheim nach Eingemeindungen so vorgegangen sei, wurde indes vom dortigen Bürgermeisteramt bestritten.<sup>34</sup> Landkäufe seien lediglich zu Zwecken der Wohnungs- und Bodenpolitik erfolgt.

Ein weiteres Thema, das für die Kirchheimer Seite Bedeutung hatte, war das Fortbestehen der Befreiung vom Schlachthauszwang. Im März 1918 äußerte der Gemeinderat Kirchheim den Wunsch, die im Gemarkungsgebiet aufgezogenen Schweine und Ziegen, deren Fleisch nicht zum Verkauf bestimmt sei, sollten beim Schlachten vom Schlachthauszwang befreit bleiben. Inwieweit die Regelung auch für gewerbliche Schlachtungen gelten sollte, war umstritten. Im Eingemeindungsvertrag blieb dies zunächst offen und einer Entscheidung der zuständigen staatlichen Behörde überlassen. Daraufhin drängte das badische Innenministerium in seinem Erlass vom 30. März 1920, diese Frage alsbald zu regeln. Im November 1919 hatte der Vorsitzende des Heidelberger Bürgerausschusses bereits festgestellt, eine Ausnahme vom gewerblichen Schlachthauszwang sei nicht im Heidelberger Interesse.<sup>35</sup> Schließlich wurde der Schlachthauszwang für gewerbliche Schlachtungen auf Kirchheim ausgedehnt, so dass ein Kirchheimer Mitglied des nun vereinigten Bürgerausschusses mit bedauerndem Unterton anmerkte, die Kirchheimer Metzger müssten nun in das Schlachthaus nach Heidelberg fahren.<sup>36</sup>

### **3. Einstellungen und Mentalitäten**

Jenseits von rechtlichen und vertraglichen Diskussionen und Vereinbarungen stellt sich die Frage nach Mentalitäten und Einstellungen, die auf beiden Seiten herrschten. Diese lassen sich aus den Akten nicht direkt greifen, aber Hinweise finden sich.

Auf Heidelberger Seite lässt sich eine etwas nonchalante Haltung gegenüber Kirchheim und dem Eingemeindungsprozess feststellen. In der Sitzung des Bürgerausschusses vom 13. November 1919 wurde „im Laufe der Beratungen hervorgehoben, dass es sich bei Bedingungen, die sich auf künftige Leistungen beziehen, nicht um rechtliche Verpflichtungen handele, auf Grund derer die Stadt über ihre Leis-

tungsfähigkeit hinaus zu einem Vorgehen gezwungen werden kann“.<sup>37</sup> Zusagen seien nur von Bedeutung als Programm für die künftige Tätigkeit der Gesamtgemeinde. Der Bürgerausschuss erklärte dabei einvernehmlich, „dass dies Programm ehrlich und nach besten Kräften erfüllt werden wird“. Eine solche Unverbindlichkeit mit Blick auf einen Vertrag, der zur Verabschiedung ansteht, erstaunt. Dies dürfte auf die Gemeinde Kirchheim nicht sehr einladend gewirkt haben, ihrerseits dem Vertrag zuzustimmen. Andererseits hatte auch die Stadt Heidelberg ein Interesse an der Eingemeindung, wie OB Walz in seiner Beschlussvorlage ausgeführt hatte. Dies lässt vermuten, dass die Mitglieder des Bürgerausschusses der Ansicht waren, Kirchheim stehe unter großem Druck, die Eingemeindung zu vollziehen und habe eigentlich keine Wahl.

Auch gab es vereinzelt Äußerungen, die als herablassende Haltung der Städter gegenüber der in Teilen noch ländlichen Gemeinde gedeutet werden können. So heißt es in der Beschlussvorlage von Walz, es sei ein Gebot der Billigkeit und der Vernunft, die Bewohner der vorgelagerten Landorte in ihrem Bestreben zu unterstützen, der Vorteile und der Kulturgüter einer größeren Gemeinschaft teilhaftig zu werden.<sup>38</sup> In der anschließenden Aussprache im Bürgerausschuss wurde geäußert, es sei einer Stadt wie Heidelberg unwürdig, sich in der Schulfrage von der Gemeinde Kirchheim unter Druck setzen zu lassen.

Auch in Kirchheim stieß die Aussicht auf Eingemeindung nicht auf ungeteilte Zustimmung. Als im April 1918 im Kirchheimer Bürgerausschuss über die Wiederaufnahme von Verhandlungen zur Eingemeindung beraten wurde, meinte der stellvertretende Bürgermeister Winkler: „Vorläufig ist nur beabsichtigt, mit der Stadt Heidelberg in Verbindung zu treten und zu sondieren, was sie zu bieten hat. Wenn die Bedingungen ungünstig [sind], kann man auch selbständig bleiben.“ Angesichts der Tatsache, dass vor allem auf Grund der finanziellen Lage die Eingemeindung wohl unausweichlich war, scheint diese Aussage die wirkliche Situation durchaus zu beschönigen.

In der gleichen Sitzung des Bürgerausschusses fiel auch die Äußerung, die Volksstimmung sei entschieden gegen die Eingemeindung. Von 73 befragten Personen seien 59 Personen dagegen gewesen. Gut eineinhalb Jahre später, im November 1919, wurde im Heidelberger Bürgerausschuss eine ähnliche Einschätzung vertreten: Die Eingemeindung stoße in Kirchheim auf wenig Gegenliebe – allerdings solle sich die Stimmung in der Zwischenzeit geändert haben.<sup>39</sup>

Gewisse Unterschiede lassen sich in Kirchheim bei den einzelnen Bevölkerungsgruppen ausmachen: Für zukunftsgerichtete Entwicklungsziele scheinen sich eher die Arbeiterschaft und ihre politischen Vertreter eingesetzt zu haben. Das eindeutigste Bekenntnis zur Eingemeindung wurde von der SPD-Fraktion im Kirchheimer Bürgerausschuss abgegeben. In der Sitzung vom 19. Februar 1918 erklärte einer ihrer Vertreter: „Die sozialdemokratische Fraktion tritt für die Eingemeindung ein; die Verhandlungen sind jetzt aufzunehmen. Sonst kann es passieren, dass uns die Stadt Heidelberg nicht mehr will.“<sup>40</sup> Zu dieser klaren Haltung dürften vor allem die Schulfrage und der Wohnungsbau beigetragen haben. In der Sitzung des Bürgerausschusses im April 1919 wurde aus der Fraktion geäußert, die SPD sei stets für die geistliche und sittliche Hebung des Volkes eingetreten. Daher werde sie die erweiterte Volksschule, die die Eingemeindung mit sich bringe, mit Freuden begrüßen.<sup>41</sup>

Forderungen, hinter denen landwirtschaftliche Interessen standen, waren eher defensiv, fast im Sinne einer „Besitzstandswahrung“, so die Themen der Befreiung vom Schlachthauszwang und der steuerlichen Einschätzung landwirtschaftlich genutzter Grundstücke.

Mit dem Übergang Kirchheims vom Dorf zum Vorort waren ein Wachstum der Bevölkerung und eine Veränderung der Bevölkerungsstruktur verbunden. Insbesondere Industriearbeiter waren aus dem „Hinterland“ zugezogen.<sup>42</sup> Damit erscheint plausibel, dass die Eingemeindung ein Anliegen war, das eher von neu zugezogenen als von alteingesessenen Bevölkerungsteilen getragen wurde.

#### **IV. Zusammenhang mit Kriegs- und Nachkriegszeit**

Die Planungen und Verhandlungen zur Eingemeindung Kirchheims nach Heidelberg sind kein Ergebnis der Kriegszeit; sie wurden schon vor 1914 begonnen. Aber doch sind Kriegsausbruch, Kriegsverlauf und Kriegsfolgen nicht ohne Auswirkung auf den Eingemeindungsprozess geblieben. Der Kriegsbeginn 1914 zog den einstweiligen Abbruch der Verhandlungen nach sich. Nachdem im Februar 1918 die Verhandlungen wieder aufgenommen worden waren, wirkten die Kriegsfolgen eher beschleunigend. Als entscheidendes Motiv auf Kirchheimer Seite trat in den Folgemonaten immer deutlicher die schwierige finanzielle Situation der Gemeinde hervor.

„Die finanzielle Lage der Gemeinde hat sich durch den Krieg sehr verschlechtert“, wurde bei der gemeinsamen Besprechung der beiden Eingemeindungskommissionen im April 1919 festgestellt.<sup>43</sup> Tatsächlich konnte der Krieg große Belastungen für kommunale Haushalte mit sich bringen, etwa durch Ausgaben für Mietzuschüsse und Lebensmittel sowie die damit verbundenen Verwaltungsausgaben. Außerdem wurde sowohl von Kirchheimer als auch Heidelberger Seite auf die zu erwartenden Folgekosten des Krieges verwiesen. Kirchheim werde nach dem Krieg große Lasten zu tragen haben, lautete eine Stimme in der Sitzung des Kirchheimer Bürgerausschusses vom 19. April 1919.<sup>44</sup> Noch deutlicher hatte es bereits der Heidelberger Stadtrat in einem Schreiben vom 21. März 1918 formuliert: „Eine Verzögerung des Anschlusses bis nach Beendigung des Krieges könnte uns nicht rätlich erscheinen.“ Beide Gemeinden würden mit Eintritt des Friedens große Lasten zu tragen haben, denen besser begegnet werden könne, „wenn der Boden für eine umfassende Arbeit durch die vollzogene Vereinigung der beiden Gemeinden bereits bereitet ist“.<sup>45</sup> Eine Eingemeindung während des Krieges wäre übrigens kein Einzelfall gewesen. So vollzogen etwa die Ruhrgebietsstädte Dortmund und Essen während des Krieges Eingemeindungen. In der Sitzung des Kirchheimer Bürgerausschusses vom 19. April 1919 wurde auch die vor allem kriegsbedingte Verschuldung der Gemeinde angesprochen. Jedenfalls wurde in der Sitzung des Kirchheimer Bürgerausschusses vom 21. April 1918 beschlossen, eine Anleihe in Höhe von 15.000 Mark aufzunehmen, um als Gemeinde die 8. Kriegsanleihe des Reiches zu zeichnen.<sup>46</sup>

Zahlreiche Kirchheimer Bürger waren im Krieg als Soldaten eingezogen und standen an der Front. Daher wurden Forderungen laut, auch sie an der Entscheidung über die Eingemeindung zu beteiligen: „Unsere besten Männer stehen im Feld und da ist es Pflicht, auch diese Leute ein Wort mitsprechen zu lassen“, hieß es in der Sitzung des Bürgerausschusses vom 19. Februar 1918, und am 21. April 1918 wurde wiederholt, die Soldaten im Felde sollten über die Eingemeindungsfrage mit



abstimmen können.<sup>47</sup> Im Herbst 1918 wurden in Kirchheim Wünsche laut, die Beschlussfassung über die Eingemeindung bis zur Beendigung des Krieges auszusetzen<sup>48</sup> und mit der Entscheidung bis zur Heimkehr der im Felde stehenden Mitbürger zu warten.<sup>49</sup> Der Bürgerausschuss hatte sich am 10. September 1918 vorerst letztmalig mit der Eingemeindung befasst. Die politische Entwicklung Ende September und Anfang Oktober 1918 machte der Bevölkerung deutlich, dass das Ende des Krieges bevorstand. Als nach dem Waffenstillstand der Bürgerausschuss am 15. April 1919 die Beratungen über die Eingemeindung wieder aufnahm, wurde umgehend eine weitere Vertagung bis nach Friedensschluss beschlossen. Hier dürften sich die unsicheren Erwartungen und Perspektiven der Zeit zwischen Waffenstillstand und Friedensschluss widerspiegeln, die der Theologe Ernst Troeltsch später als „Traumland“ bezeichnen sollte, in dem sich jeder die Zukunft „phantastisch, heroisch oder optimistisch ausmalen konnte“.<sup>50</sup>

## **V. Zusammenhang mit anderen Eingemeindungen und der Stadtentwicklung**

Auf die bereits vollzogenen Eingemeindungen von Neuenheim, Handschuhsheim und Wieblingen wurde im Kirchheimer Eingemeindungsprozess mehrfach Bezug genommen. Regelungen und Formulierungen aus dem Wieblingener Eingemeindungsvertrag wurden für Kirchheim übernommen. Diese früheren Eingemeindungsverhandlungen boten immer wieder Bezugspunkte, so in den Fragen des Allmendgenusses und des Wohnungsbaus. Angestoßen worden war der Eingemeindungsprozess durch die Gespräche über die Eingemeindung Rohrbachs. Im Jahr 1919 wiederum wollte die Gemeinde Rohrbach das Ergebnis des Kirchheimer Eingemeindungsprozesses abwarten, bevor sie die Gespräche wieder aufnehmen würde.

Auch fügte sich die Eingemeindung Kirchheims in die allgemeinen Linien der Stadtpolitik. Wie gezeigt verfolgte die Stadt Heidelberg mit der Eingemeindung Kirchheims vor allem Ziele der Stadtentwicklung und -erweiterung. Tatsächlich sollte die Schaffung von Wohnraum eine der „großen Lasten [werden], die an beide Gemeinden nach Eintritt des Friedens herantreten würden“. In Handschuhsheim entstanden die Siedlungen Atzelhof und Pfädelsäcker. Auch Kirchheim profitierte stark von dieser Stadtentwicklung, hatte hier doch nach 1919 die größte Wohnungsnot geherrscht.<sup>51</sup> Zwischen beiden Weltkriegen sollten schließlich über 300 Wohnungen der öffentlichen Hand in Kirchheim entstehen.<sup>52</sup>

Das umfangreichste und spektakulärste Heidelberger Wohnungsbauprojekt jener Zeit war sicherlich die Gründung der Siedlung Pfaffengrund im gleichen Jahr 1920. Dieses Projekt stand auch im Zusammenhang mit der Eingemeindung Kirchheims: Heidelberg müsse sich in die Rheinebene ausdehnen, so argumentierte Christian Stock als Vorsitzender des Heidelberger Bürgerausschusses im November 1919 für die Eingemeindung Kirchheims.<sup>53</sup> Zugleich war Stock Vorsitzender der „Gemeinnützigen Baugenossenschaft für Volks- und Kriegerheimstätten“ (seit 1927 Baugenossenschaft Neu-Heidelberg), die bald nach Kriegsende die Siedlung Pfaffengrund errichtete. Auch in Kirchheim war die Genossenschaft tätig und errichtete dort die Siedlung „Am Brenner“.



Siedlung „Am Brenner“ (Foto: Dietrich Dancker)

Zum Schluss sei auf ein gewisses Paradoxon hingewiesen: Die Planungen für einen neuen Hauptbahnhof gaben einen Anstoß zur Eingemeindung Kirchheims. Nach Vollzug der Eingemeindung sollten aber noch 35 Jahre bis zur Einweihung des neuen Hauptbahnhofs vergehen.

## Anmerkungen

- 1 Dazu und über die Eingemeindung Wieblingens Walter Petschan: Seit 100 Jahren gehört Wieblingen zu Heidelberg, in: Rhein-Neckar-Zeitung 14.1.2020 und ders.: Die Eingemeindung Wieblingens nach Heidelberg in diesem Jahrbuch S. 67ff.
- 2 Vgl. Dietrich Dancker, Jörn Fuchs: 1250 Jahre Kirchheim, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt, Jg. 24, 2020, Heidelberg 2019, S. 223–230, hier S. 224f.
- 3 Vgl. Thomas Nipperdey: Deutsche Geschichte 1866–1918, Zweiter Band: Machtstaat vor der Demokratie, München <sup>2</sup>1993, S. 145f.
- 4 Vgl. Andreas Cser: Kleine Geschichte der Stadt und Universität Heidelberg, Leinfelden-Echterdingen 2007, S. 208.
- 5 Vgl. Hansjörg Probst: Wachstum in die Fläche – die erste Eingemeindungsphase 1895–1913, in: Ulrich Nieß, Michael Caroli (Hgg.): Geschichte der Stadt Mannheim, Band II 1801–1914, Heidelberg u.a. 2007, S. 602f.
- 6 Vgl. Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg (Hg.): Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland. Kulturdenkmale in Baden-Württemberg, Bd. 5 Stadtkreis Heidelberg, Teilband 2, Ostfildern 2013, S. 461.
- 7 StAH (Stadtarchiv Heidelberg) AA 11/17.
- 8 Vgl. Ernst Walz: Lebenserinnerungen – 40 Jahre an der Spitze der Stadt Heidelberg, Heidelberg 1991, S. 54.
- 9 So OB Dr. Walz in seiner Beschlussvorlage vom November 1919, in: StAH AA 11/17.
- 10 StAH AA 11/1.
- 11 StAH VA Kr 3/5.
- 12 Ebd.: Es ging um die §§ 70 Abs. 2, 43 Abs. 3, § 114 Städteordnung und § 118 Gemeindeordnung. Betroffen waren die Fortdauer und Ablösung des Allmendgenusses für Kirchheimer Bürger und die Zahl der Stadtverordneten in Heidelberg.
- 13 Laut Volkszählungsergebnis vom 14.10.1919 5.803 Einwohner, vgl. StAH VA Ki 17/2.

- 14 Vollständige Aufzählung in der Beschlussvorlage von OB Dr. Walz vom 27.5.1920 für die Bürgerausschuss-Sitzung am 24.6.1920, in: StAH AA 11/2.
- 15 Nipperdey (wie Anm. 3), S. 145; vgl. Probst (wie Anm. 5), S. 605f.
- 16 Vgl. Dieter Neuer: 1200 Jahre Kirchheim 767–1967 (Sonderdruck aus „Ruperto-Carola, Jg. 18, Bd. 40, 1966), Heidelberg 1967, S. 23.
- 17 Nipperdey (wie Anm. 3), S. 145.
- 18 StAH AA 11/17.
- 19 StAH AA 11/6.
- 20 Bericht im Kirchheimer Generalanzeiger vom 24.2.1918, in: StAH AA 11/1.
- 21 StAH AA 11/1.
- 22 StAH VA Kr 3/5.
- 23 StAH VA Kr 3/5.
- 24 StAH VA Kr 3/5.
- 25 Vgl. Schreiben des Gemeinderates Kirchheim an das Bezirksamt Heidelberg vom 7.2.1920, in: StAH VA Kr 3/5; Alfons Eller: Allmendgenuß, in: Stadtteilverein Kirchheim e.V. (Hg.): Zwölfhundert Jahre Kirchheim 767–1967, Heidelberg-Kirchheim o.J., S. 68f.
- 26 StAH VA Kr 3/5.
- 27 Protokoll der Bürgerausschuss-Sitzung vom 13.11.1919, in der über den Eingemeindungsvertrag abgestimmt wurde, in: StAH AA 11/1.
- 28 Vgl. Schreiben des Bad. Ministeriums des Inneren 19.1.1920, in: StAH VA Kr 3/5.
- 29 Vgl. Eller (wie Anm. 25).
- 30 StAH AA 11/6. Anlass war eine Anfrage des Oberbürgermeisters von Hagen/Westfalen zu Kosten und Nutzen der vorgenommenen Eingemeindungen.
- 31 Protokoll in: StAH AA 11/1.
- 32 Gemeinsame Beratung der Eingemeindungskommissionen Heidelberg und Kirchheim am 13.4.1919, Protokoll in: StAH AA 11/1.
- 33 Bericht im Kirchheimer Generalanzeiger vom 24.2.1918 über die Bürgerausschuss-Sitzung vom 19.2.1918, in: StAH AA 11/1.
- 34 Schreiben des Bürgermeisteramtes Mannheim vom 25.2.1918 in Beantwortung einer Anfrage des Gemeindeamtes Kirchheim vom 21.2.1918, in: StAH VA Kr 3/5.
- 35 StAH AA 11/1.
- 36 In der Sitzung vom 24.6.1920, in: StAH AA 11/2.
- 37 StAH VA Kr 3/5.
- 38 StAH AA 11/17.
- 39 Protokoll der Bürgerausschuss-Sitzung, in: StAH AA 11/1. Dr. Curtius gab bei seiner Äußerung im Bürgerausschuss nicht an, worauf seine Einschätzung beruhte. Sollte er sich auf die genannte Äußerung im Kirchheimer Bürgerausschuss bezogen haben, läge tatsächlich nur eine einzelne aktenkundige Einschätzung vor.
- 40 Bericht über die Sitzung des Bürgerausschusses im Kirchheimer Generalanzeiger vom 24.2.1918, in: StAH AA 11/1.
- 41 Bericht über die Sitzung des Bürgerausschusses im Kirchheimer Generalanzeiger vom 20.4.1919, in: StAH AA 11/1.
- 42 Vgl. Dieter Neuer: Vom Zentort zum Wohnstadtteil, in: Stadtteilverein Kirchheim e.V. (Hg.): Zwölfhundert Jahre Kirchheim 767–1967, Heidelberg-Kirchheim o.J., S. 120.
- 43 StAH AA 11/1.
- 44 Vgl. Bericht im Kirchheimer Generalanzeiger vom 20.4.1919, in: StAH AA 11/1.
- 45 StAH VA Kr 3/5.
- 46 StAH AA 11/1.
- 47 StAH AA 11/1.
- 48 So Kirchheims stv. Bürgermeister Winkler in der Sitzung des Bürgerausschusses vom 15.4.1919, in: StAH AA 11/1.
- 49 So Heidelbergs Oberbürgermeister Dr. Walz in der Erläuterung der Beschlussvorlage für den Bürgerausschuss vom 20.10.1919, in: StAH AA 11/17.
- 50 Zit. in Jörn Leonhard: Der überforderte Frieden. Versailles und die Welt 1918–1923, München 2018, S. 373.
- 51 Vgl. Cser (wie Anm. 4), S. 208.
- 52 Vgl. Neuer (wie Anm. 42), S. 121.
- 53 StAH AA 11/1.



Heidelberger  
Dienste gGmbH  
mittendrin.sozial

#### Kommunale Beschäftigungs- förderung

Beschäftigung langzeitarbeitsloser Menschen in unterschiedlichen Bereichen zur Verbesserung der kommunalen Infrastruktur und Steigerung der Lebensqualität in Heidelberg



#### Recyclinghöfe

Betrieb der vier Heidelberger Recyclinghöfe:  
Annahme und Weiterverwertung von Reststoffen



#### Reinigung von Spielplätzen und der Neckarwiesen

Reinigung und Pflege aller öffentlichen Spielplätze  
in sämtlichen Stadtteilen Heidelbergs sowie tägliche  
Reinigung der Neckarwiesen



#### Manuelle Straßenreinigung

Reinigung besonders frequentierter Straßen und  
Plätze sowie Beseitigung von Müllablagerungen



#### Winterdienst

Räumung zahlreicher öffentlicher Gehwege,  
Bushaltestellen und Treppen im gesamten Stadtgebiet



#### Die Möbelhalle und Transporte

Verkauf von (Secondhand-) Möbeln bis Kinder-  
spielzeug sowie Möbelabholungen, Entrümpelungen  
und Sperrmüllvollservice



#### Fest & fertig

Veranstaltungsservice: Verleih von Equipment sowie  
Planung und Durchführung von Events, Festen und  
öffentlichen Veranstaltungen

**Frank Engehausen**

## **Die Nicht-Eingemeindung Eppelheims nach Heidelberg**

Zu den heroischen Episoden der jüngeren Geschichte Eppelheims zählt zweifelsohne die Verteidigung der kommunalen Eigenständigkeit gegen die Zentralisierungs- und Rationalisierungsbestrebungen der baden-württembergischen Verwaltungsreform. In Hans Stephans Streifzügen durch die Ortsgeschichte „Unter Eppelheimer Dächern“ heißt es hierzu im Rückblick auf einen Sommerabend des Jahres 1972, an dem sich die Abwehrfront „gegen die drohende staatlich beabsichtigte Zwangsheidelbergisierung“ auf einer Versammlung im Clubhaus des Allgemeinen Sportvereins formierte:

„Demonstrativ saßen so sich gar nicht immer grünesonnene Konkurrenzvereine Schulter an Schulter, sogar die Ökumene feierte Urständ und verbreitete Mut und himmlische Hilfe, ja selbst sonst unbeteiligte Schlafeppeheimer fühlten endlich Eppelerisch, seit sie die Kostenvergleiche Eppelheimer und Heidelberger Verwaltungsakte im Eppelheimer Anzeiger gelesen hatten. Neubürger demonstrierten mit Eppelheimer Oldies Gemeinsamkeit. [...] Nicht übertrieben: echter Stallgeruch dampfte aus Poren und Achselhaaren. Und die Stallhasen, doch wirklich eine wehrlose Rasse, die wollten sich auf keinen Fall dem Heidelberger Löwen zum Fraß darbieten.“<sup>1</sup>

In weiterer historischer Perspektive ist dieser geschlossene Widerstand insofern bemerkenswert, als die Eingemeindung Eppelheims nach Heidelberg keineswegs eine abwegige Blüte überschießender Reformideen der frühen 1970er Jahre war, sondern bereits in den 1920er und 1930er Jahren auf der lokalpolitischen Agenda gestanden hatte. Die Anstöße waren damals nicht von höheren Instanzen gekommen, sondern von den Eppelheimer Stallhasen selbst. Auch konnte von Gefräßigkeit des Heidelberger Löwen damals nicht die Rede sein, wie sich beim Blick in eine schmale, die Eingemeindungsdiskussionen dokumentierende Akte zeigt, die Teil eines größeren Archivalienfundes ist, der im Juli 2019 auf dem Eppelheimer Rathausdachboden gemacht wurde.

Das älteste Dokument in der fraglichen Akte ist ein Schreiben des Rohrbacher Bürgermeisters Christian Bitter, der im September 1926 seine Amtskollegen aus den Heidelberger Umlandgemeinden über die jüngst beschlossene und unmittelbar bevorstehende Eingemeindung Rohrbachs nach Heidelberg informierte, indem er ihnen die zu diesem Zweck getroffene Vereinbarung „mit den Erläuterungen zur Bürgerausschußvorlage zur gefl. Kenntnisnahme und geeigneten Verwertung“ zukommen ließ. Bitters Anliegen war es, „allen Kollegen, die vielleicht früher oder später eine ähnliche Aufgabe zu lösen haben“, die „zweifellos in allen Fällen nicht leichte Aufgabe zu erleichtern“. Es sei „immer ein schwerer Schritt, wen [sic!] alte historische Gemeinden ihre Selbstständigkeit aufgeben, ein Schritt, der nicht nur materiell, sondern auch vom seelischen Standpunkt aus beurteilt sein will“.<sup>2</sup>

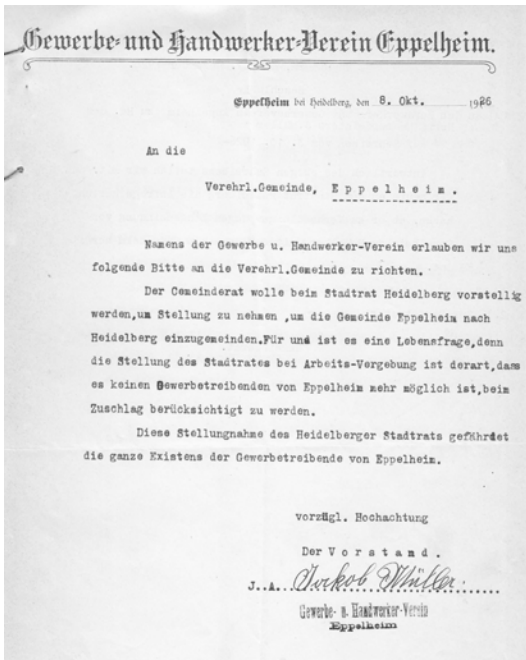
Wie das Schreiben Bitters im Eppelheimer Rathaus aufgenommen wurde, ist ungewiss. Auch wenn die überlieferten Quellen keine Anhaltspunkte geben, ist doch aber anzunehmen, dass die Option einer Eingemeindung in der zu diesem Zeitpunkt knapp 4.000 Einwohner zählenden Vorortgemeinde, die durch den Bau des Stadt-

teils Pfaffengrund noch näher an Heidelberg herangerückt war, durchaus diskutiert worden sein dürfte. Der mutmaßlich erste, der als Befürworter einer Eingemeindung an die Öffentlichkeit getreten war, war der sozialdemokratische Gemeinderat Georg Jakob Schuhmacher: Bei der Eröffnung der vom Heidelberger Messplatz in der Bergheimer Straße nach Eppelheim führenden Straßenbahnstrecke am 3. April 1919, für die die Gemeinde „reichen Flaggenschmuck“ angelegt hatte, antwortete er dem Heidelberger Oberbürgermeister Ernst Walz, der die Bahn nach Eppelheim als „ein neues Bindeglied zwischen Stadt und Land“ pries, dass die Eröffnung der Straßenbahnstrecke ein erster Schritt sei, dem „recht bald weitere folgen mögen“. Hierzu zählte für Schuhmacher zumindest perspektivisch die „Eingemeindung Eppelheims nach Heidelberg“, mit „dem man für immer verbunden sein wolle“.<sup>3</sup>

Bis die Eingemeindung vom beiläufig gestreiften Thema einer Festansprache zum Gegenstand erster Verhandlungen mit aktenmäßigem Niederschlag wurde, verging mehr als halbes Jahrzehnt. Nur wenige Wochen nach dem Eingang des Schreibens des Rohrbacher Bürgermeisters Bitter, aber wohl ohne kausalen Zusammenhang mit ihm, wandten sich im Oktober 1926 einige Eppelheimer Gewerbetreibende an den Gemeinderat. Ihnen bereitete ein unlängst gefasster Beschluss des Heidelberger Stadtrats Sorgen, bei kommunalen Aufträgen nur noch Heidelberger Anbieter zu berücksichtigen. Es sei, so Jakob Müller, der Vorsitzende des Eppelheimer Gewerbe- und Handwerkervereins, in einem Schreiben an den Gemeinderat, eine „Lebensfrage“, wenn es „keinen Gewerbetreibenden von Eppelheim mehr möglich ist, beim Zuschlag berücksichtigt zu werden“. Den einzigen Ausweg erblickte Müller

darin, dass der Gemeinderat „beim Stadtrat Heidelberg vorstellig“ werde, „um die Gemeinde Eppelheim nach Heidelberg einzugemeinden“.<sup>4</sup>

Der Eppelheimer Bürgermeister, der Sozialdemokrat Andreas Jäger, griff die Anregung auf, behandelte die Angelegenheit aber eher pflichtschuldig, als er den Heidelberger Stadtrat in einem dünnen Schreiben, das eine sachliche Begründung ganz fehlen ließ, fragte, ob man zu Eingemeindungsverhandlungen bereit sei.<sup>5</sup> Der Heidelberger Oberbürgermeister Walz verzichtete in seinem Antwortschreiben ebenfalls auf jede Weitschweifigkeit: Die Stadt Heidelberg habe „für die nächsten Jahre derartig grosse Aufgaben zu bewältigen, dass die Eingemeindung der dortigen Gemeinde vorerst nicht



Der Anstoß der Eingemeindungsdiskussionen: Schreiben des Eppelheimer Gewerbe- und Handwerkervereins (Quelle: Stadtarchiv Eppelheim NA 75-4)

in Frage kommen kann. Die Einleitung entsprechender Verhandlungen ist deshalb z. Zt. untunlich“.<sup>6</sup>

Wie diese Nachricht im Eppelheimer Rathaus aufgenommen wurde und ob über den Kreis der Gewerbetreibenden hinaus überhaupt jemand Interesse an der Eingemeindung hatte, ist ebenso unklar wie die Ablehnungsmotive des Heidelberger Oberbürgermeisters. Vermutlich kamen die Eppelheimer einfach zu spät mit ihrer Anfrage, nachdem Wieblingen und Kirchheim bereits 1920 eingemeindet worden waren, und dass der im Jahr 1927 erfolgte Eingemeindung Rohrbachs schwierige und lange Verhandlungen vorangegangen waren, dürfte die Heidelberger Expansionsbestrebungen gebremst haben. Mit dem Scheitern des Vorhabens jedenfalls blieb Eppelheim als „mittlere Gemeinde“, wie sie durch die badische Gemeindeordnung von 1921 aufgrund ihrer Einwohnerzahl eingestuft wurde, ganz auf sich allein gestellt, als im Gefolge der 1929 einsetzenden Weltwirtschaftskrise Herausforderungen bislang unbekanntem Ausmaßes auf die Kommunalpolitik zukamen. Angesichts der vollständigen Zerrüttung der Gemeindefinanzen<sup>7</sup> durch die hohen Fürsorgeleistungen für die ortsansässigen Erwerbslosen bedauerte man im Eppelheimer Rathaus 1932 vielleicht sogar, die Eingemeindungsinitiative sechs Jahre zuvor nicht mit größerem Nachdruck verfolgt zu haben.

Auf die Eppelheimer kommunalpolitische Agenda kam die Eingemeindungsfrage erneut im Mai 1935 durch ein Schreiben der NSDAP-Ortsgruppe Eppelheim an die Kreisleitung der NSDAP in Heidelberg mit der Bitte, das Thema dem badischen Innenministerium vorzutragen. Als äußeren Anlass nannte das Schreiben die kurz zuvor erfolgte Vereinigung des Grenzhofs mit Heidelberg, durch die „die Gemarkung Eppelheim von der Gemarkung Heidelberg umklammert“ sei. In der Sache wurde darauf verwiesen, dass Eppelheim jetzt schon „verkehrs- und wirtschaftspolitisch unlösbar mit der Stadt Heidelberg verbunden“ sei.

„Die Heidelberg-Eppelheimer Gemarkungsgrenze liegt unmittelbar am Ortseingang von Eppelheim. Zwischen den Eppelheimer Häusern und der Heidelberger Stadtrandsiedlung liegt ein unbebauter Streifen von kaum 100 m Breite, durch den sich die Reichsautobahn zieht. Heidelberg und Eppelheim sind also praktisch schon zusammengebaut.“

Eppelheim sei durch die Straßenbahn an Heidelberg angeschlossen, und dass beide Gemeinden eine verkehrspolitische Einheit bildeten, zeige sich auch daran, dass die Eppelheimer den eigenen Bahnhof kaum noch nutzten: „Der Bahnhof der Eppelheimer ist der Hauptbahnhof in Heidelberg“.<sup>8</sup>

Wirtschaftlich bereite die Trennung der beiden Gemeinden, so die Argumentation der Eppelheimer NSDAP-Ortsgruppe, nur Probleme: Die Eppelheimer Bauern seien wegen der geringen Größe der eigenen Gemarkung darauf angewiesen, Ackergrundstücke auf Heidelberger Gemarkung zu kaufen oder zu pachten, was wegen der Siedlungspolitik der großen Nachbargemeinde zunehmend schwierig sei. Groß sei die Zahl der Eppelheimer Bauhandwerker, von denen viele arbeitslos seien,

„während die Heidelberger Unternehmer, die auf auswärtige Arbeitnehmer angewiesen sind, vorwiegend solche aus dem Odenwald beschäftigen. Sämtliche Arbeitslosenunterstützungen werden in Heidelberg ausbezahlt. Ein großer Prozentsatz dieser Beträge bleibt in Heidelberg. Auch die Einkäufe der in Arbeit stehenden Volksgenossen werden – ausgenommen die Kleinigkeiten des täglichen Bedarfs – in Heidelberg getätigt.“

Andererseits sei es Eppelheimer Gewerbetreibenden nur dann möglich, Aufträge in Heidelberg zu erhalten, wenn sie „zu Kampfpreisen schreiten, die sowohl für das Heidelberger als auch für das Eppelheimer Unternehmertum unerwünscht sind. So überschneiden sich die wirtschaftlichen Interessen der Eppelheimer und Heidelberger Bevölkerung derartig, daß festgestellt werden muß, daß auch wirtschaftspolitisch Eppelheim und Heidelberg längst eine Einheit bilden“.<sup>9</sup>

Die Schlussfolgerung war für die Eppelheimer NSDAP-Ortgruppe deshalb klar:

„Dieser wirtschaftlich und verkehrspolitisch einheitliche Organismus ist nicht künstlich geschaffen, sondern hat sich im Laufe der letzten 3 Jahrzehnte entwickelt. Es ist heute, wo alle unsinnigen Grenzen innerhalb unseres Vaterlandes fallen, ein Unding diese organische Einheit durch jetzt künstlich und erzwungen wirkende kommunalpolitische Grenzziehung zu zerreißen. Die heutige Trennung ist für beide Teile nur von Nachteil und die Eingemeindung Eppelheims zu Heidelberg läßt für die Zukunft alle Beteiligten nur Gutes erhoffen. Es ist deshalb kein Wunder, daß die Eppelheimer Bevölkerung ohne jegliche Ausnahme der Hoffnung ist, daß das Ministerium des Innern die Vereinigung der beiden Kommunen verfügt.“<sup>10</sup>

Wilhelm Seiler, der Kreisleiter der NSDAP, leitete das Anliegen an das Bezirksamt weiter und unterstrich die sachliche Relevanz mit dem Hinweis:

„Wirtschaftlich gehört Eppelheim längst schon zur Stadt Heidelberg, insbesondere die Bauhandwerker sind sehr stark in dieser Stadt beschäftigt. Die Sparkasse, die Gas- und Lichtversorgung sind städtisch. Die Heidelberger Strassenbahn verbindet die Gemeinde sehr günstig mit der Stadt, während die Reichsbahn kaum noch am Bahnhof Eppelheim hält.“

Allerdings verhehlte Seiler seine Bedenken nicht: Die Stadt Heidelberg werde „kein grosses Interesse haben, da ihrer Entwicklung zur Wohnstadt durch die Vereinigung nicht gedient wird. Auch werde sie im Falle der Eingemeindung grössere Ausgaben haben.“<sup>11</sup> Das Bezirksamt wiederum teilte dem Eppelheimer Bürgermeister Paul Hübner Seilers Einschätzung mit und ersuchte ihn nach Beratung mit dem Gemeinderat um Stellungnahme. Diese erfolgte am 19. Juni mit der Mitteilung, dass sich der Gemeinderat „für die Einleitung von Eingemeindungsverhandlungen mit der Stadtgemeinde Heidelberg“ ausgesprochen habe. Allerdings wollte man diese nicht selbst in Gang setzen, sondern bat das Bezirksamt um weitere Veranlassung.<sup>12</sup>

Der weitere Verlauf der Angelegenheit ist in den Eppelheimer Akten nur ungefähr nachzuvollziehen: Die Stadt Heidelberg wollte die Katze offensichtlich nicht im Sack kaufen, sondern forderte von den Eppelheimern, bevor man in Verhandlungen eintrat, die Rechenschaftsberichte für die letzten Rechnungsjahre an und auch eine Übersicht der Arbeitslosenzahlen. Die Übermittlung dieser Unterlagen kündigte Bürgermeister Hübner am 20. September in einem Schreiben an das Bezirksamt an, dem er allerdings die Bemerkung hinzufügte, „daß hierorts an der Vereinigung der Gemeinde mit der Stadtgemeinde Heidelberg kein großes Interesse mehr vorhanden ist; ein Interesse an der Vereinigung besteht nur noch in kleinen Kreisen“.<sup>13</sup> Zwar suchte er gut ein Jahr später, im Dezember 1936, beim Heidelberger Oberbürgermeister Carl Neinhaus in der Eingemeindungssache um einen Gesprächstermin nach; dieses Gespräch aber blieb, wenn es denn überhaupt stattgefunden haben sollte, folgenlos.



Da von einem kompletten Meinungsumschwung – im Mai 1935 begrüßte die Eppelheimer Bevölkerung die Eingemeindung angeblich ohne Ausnahme, und vier Monate später habe Interesse an der Vereinigung nur noch in kleinen Kreisen bestanden – nicht auszugehen ist, müssen andere Gründe für das rasche Scheitern des Projekts gesucht werden. Zu finden sein dürften sie in den parteiinternen Querelen der Eppelheimer Nationalsozialisten, um deren Führung 1935 ein Streit entbrannt war. Der eindeutige Platzhirsch war bis dahin Paul Hübner gewesen, der seit dem Herbst 1932 den Stützpunkt Eppelheim der NSDAP leitete – für die Bildung einer Ortsgruppe war die Zahl der Parteigenossen (wohl nur knapp zwei Dutzend) in der Gemeinde, die eine Hochburg der Sozialdemokraten und der Kommunisten war, noch zu gering gewesen. Als mit der Machtübernahme 1933 auch in Eppelheim ein Massenzulauf zur NSDAP begann und die Honoratioren aus dem dörflichen Bauernstand in die Partei drängten, stieß Hübner bald an die Grenzen seines Integrationsvermögens: Die Altparteigenossen fühlten sich beim Geschacher um Posten – darunter die Sitze in den Gemeindegremien – von den „Märzgefallenen“ übergeben und führten bei Kreis- und Gauleitung Klage gegen Hübner, der sich wehrte, indem er Parteiausschlussverfahren gegen seine Kontrahenten anstrebte. Auch mit den Neuparteigenossen vermochte er sich nicht zu arrangieren: Bei der Neuwahl des Bürgermeisters durch die gleichgeschaltete Gemeindeverordnetenversammlung am Jahresende 1933 stellten sie einen zum Nationalsozialismus konvertierten Großbauern auf, der auch mit Abstand die meisten Stimmen erhielt, gleichwohl aber nicht an die Rathauspitze gelangte, da die Kreisleitung beim Innenministerium in Karlsruhe zugunsten des Wahlverlierers Hübner intervenierte.<sup>14</sup>



Parteiausweis Paul Hübners, Eppelheimer Bürgermeister 1934–1941 (Quelle: Generallandesarchiv 465c 3309)

Die Doppelfunktion als Ortsgruppenleiter und Bürgermeister stärkte Hübner, der seine Machtposition allerdings nicht konsolidieren konnte, da man in der Kreisleitung Heidelberg der Eppelheimer Parteistreitigkeiten allmählich überdrüssig wurde. Im Frühjahr 1935 wurde Hübner von Kreisleiter Seiler von der Leitung der Ortsgruppe entbunden; an seine Stelle trat der kurz zuvor aus dem Odenwald nach Eppelheim umgezogene Volksschullehrer

Kurt Wörner, den Seiler aus seiner Arbeit im nationalsozialistischen Lehrerbund kannte und dem er offenkundig die Befriedung der Eppelheimer NSDAP eher zutraute als Hübner.<sup>15</sup> Sollte das namentlich nicht unterzeichnete Schreiben der Ortsgruppe vom Mai 1935, das die Eingemeindungsfrage aufwarf, aus Wörners Hand stammen, so wäre darin wohl ein Frontalangriff des neuen Ortsgruppenleiters auf

seinen Amtsvorgänger zu sehen: Schließlich hätte Hübner im Falle der Angliederung Eppelheims an Heidelberg nicht nur seinen Bürgermeisterposten verloren, sondern wäre in die Arbeitslosigkeit zurückgefallen, aus der er sich 1933 dank seiner parteipolitischen Meriten hatte befreien können.

Hübner hatte also kein Interesse, das Eingemeindungsprojekt, das von seinen Parteifreunden ins Gespräch gebracht worden war, zu forcieren; vielmehr fand er einen Weg, es zu sabotieren, wobei ihm die höhere Politik zur Hilfe kam: Zum 1. April 1935 nämlich trat im Zuge des weiteren Ausbaus der nationalsozialistischen Diktatur die „Deutsche Gemeindeordnung“ in Kraft, die nun auch in den Kommunen das „Führerprinzip“ wirksam werden ließ, indem die Gemeinderäte nicht mehr gewählt, sondern von den Bürgermeistern ernannt und zudem von Beschluss- zu Beratungsgremien herabgestuft wurden. Dies bot Hübner die Möglichkeit, sich jener Gemeinderäte, die sich im Juni 1935 für die Einleitung von Eingemeindungsverhandlungen ausgesprochen hatten, zu entledigen. In den neuen, von Hübner ernannten Gemeinderat gelangten im Oktober 1935 nur zwei Altmitglieder;<sup>16</sup> die vier neuen, so wird man mutmaßen dürfen, waren keine Anhänger des Eingemeindungsprojekts, das zwischen Mai und September 1935 auf so merkwürdige Weise seine Akzeptanz in Eppelheim eingebüßt hatte.

## Anmerkungen

- 1 Hans Stephan: Unter Eppelheimer Dächern, Horb am Neckar 1997, S. 362.
- 2 Stadtarchiv Eppelheim NA 75-4, undatiertes Schreiben Bitters mit Eingangsstempel vom 25.9.1926.
- 3 Heidelberger Zeitung vom 4.4.1919.
- 4 Stadtarchiv Eppelheim NA 75-4, Schreiben vom 8.10.1926.
- 5 Ebd., Schreiben vom 27.12.1926.
- 6 Ebd., Schreiben vom 6.1.1927.
- 7 Vgl. Elisabeth Dahlhaus: Eppelheim unter dem Hakenkreuz, in: Geschichte entdecken – Eppelheim, hg. von der Gemeindeverwaltung Eppelheim, Eppelheim 1993, S. 130f.
- 8 Stadtarchiv Eppelheim NA 75-4, Schreiben vom 6.5.1935.
- 9 Ebd.
- 10 Ebd.
- 11 Ebd., Schreiben des Bezirksamts an Bürgermeister Hübner vom 12.6.1935 mit Zitaten aus einem Schreiben Seilers.
- 12 Ebd.
- 13 Ebd., Schreiben vom 20.9.1935.
- 14 Vgl. GLA 465c 3309 (Parteipersonalakte Hübners) und 465q 37967 (Spruchkammerakte Hübners) sowie Stadtarchiv Eppelheim A 107 (Bürgermeisterwahl 1933).
- 15 Vgl. GLA 465f 293 (Spruchkammerakte Wörners).
- 16 Vgl. Stadtarchiv Eppelheim A 86.

**Marie-Thérèse Roux**

## **Die Universität Heidelberg und der „Fall Philipp Lenard“**

### **Der Umgang mit der antirepublikanischen Provokation eines Hochschullehrers 1922/23**

„Die tiefbetäublichen Vorgänge, die sich wie anderwärts so leider auch innerhalb unserer Stadt und Hochschule als Folge des fluchwürdigen Verbrechens, in dessen Banne wir stehen, abspielten, haben jedem, der von vaterländischer Gesinnung und staatsbürgerlichem Verantwortungsgefühl auch nur einen Hauch in sich spürt, wieder einmal auf das eindringlichste vor Augen geführt, woran wir leiden und was uns zu allererst not tut.“<sup>1</sup>

Diese deutlichen Worte fand der Engere Senat der Universität Heidelberg in einer Erklärung vom 28. Juni 1922, um die Ereignisse zu beschreiben, die sich am Vortag um das Heidelberger Physikalische Institut abgespielt und innerhalb wie außerhalb der Universität einen Skandal verursacht hatten. Anlässlich der Beerdigung des Reichsaußenministers Walther Rathenau, dessen Ermordung durch die rechtsterroristische Organisation Consul am 24. Juni 1922 ein „politisches Erdbeben“<sup>2</sup> in ganz Deutschland ausgelöst hatte, verfügte im Rahmen einer staatlich angeordneten Totenehrung auch das Heidelberger Rektorat, den Universitätsbetrieb am 27. Juni ruhen zu lassen und in den Instituten die Flaggen auf halbmast zu setzen.<sup>3</sup> Philipp Lenard, der Direktor des Physikalischen Instituts, einerseits als Nobelpreisträger und angesehener Experimentalphysiker,<sup>4</sup> andererseits bereits in den frühen 1920er Jahren als extremer Antisemit und „Verfechter völkisch-nationaler Ideen“<sup>5</sup> bekannt, ignorierte diese Anweisung aus „antirepublikanischem und antisemitischem Ressentiment“<sup>6</sup>. Dies bewegte eine Gruppe aus Arbeitern, Gewerkschaftern und Studenten unter der Beteiligung Carlo Mierendorffs – damals Vorsitzender der Sozialistischen Studentengruppe<sup>7</sup> – dazu, in Lenards Institut einzudringen, um die Befolgung der staatlichen Vorschriften durchzusetzen.

Dieser bereits in zeitgenössischen Quellen als „Fall Lenard“ bezeichnete Vorfall entfachte eine massive und stark gespaltene öffentliche Resonanz, die sich in Zeitungsartikeln, Solidaritätsbekundungen und Unterschriftenaktionen ausdrückte. Darüber hinaus zog die Affäre im Rahmen ihrer Aufarbeitung drei juristische Verfahren nach sich: Im April 1923 wurde Mierendorff von der Heidelberger Strafkammer wegen „Haus- und Landfriedensbruch“ zu vier Monaten Haft verurteilt, von dem Disziplinargericht der Universität Heidelberg jedoch später von der Anklage der „Störung der Sitte und Ordnung des akademischen Lebens“ freigesprochen. Lenard wurde währenddessen in einem durch das badische Ministerium des Kultus und des Unterrichts<sup>8</sup> durchgeführten Disziplinarverfahren lediglich mit der Ordnungsstrafe des Verweises bedacht.<sup>9</sup> Auch nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten, die Lenard früh unterstützt hatte und für die er zu einer Art „Gallionsfigur“<sup>10</sup> wurde, waren die Ereignisse Jahre später noch so präsent, dass sie sich ideologisch instrumentalisieren ließen.<sup>11</sup>

Die Aufmerksamkeit, die der Affäre bereits in den 1920er Jahren zuteilwurde, macht sie in Verbindung mit ihrem brisanten politischen Hintergrund und den prominenten Beteiligten zu einem interessanten Einzelfall, um sich einer historischen Betrachtung der Universität Heidelberg in der Weimarer Republik zu nähern. Hatte die Hochschule den Ruf, in ihrer politischen Ausrichtung im Vergleich zum übrigen Reich in gewisser Hinsicht eine „liberale Hochburg“<sup>12</sup> zu sein, bietet der Fall Lenard mit seiner gut dokumentierten Aufarbeitung und Nachwirkung die Möglichkeit, konkret zu untersuchen, wie die Universität mit der weithin sichtbaren antirepublikanischen Provokation durch einen ihrer Lehrer tatsächlich umgegangen ist. Damit einhergehend wird in diesem Aufsatz zudem beleuchtet, inwieweit Lenard vorwiegend als Wissenschaftler und Akademiker oder als politisch denkender und agierender Mensch bewertet wurde – welche politische Dimension also den Handlungen eines Hochschullehrers zugesprochen wurde, und welche Gewichtung diese im Vergleich zu dessen wissenschaftlicher Relevanz hatte. Insbesondere bei Lenard, der in zahlreichen Quellen und späteren Abhandlungen im Spannungsfeld eines relevanten Naturforschers auf der einen Seite, eines fanatischen Ideologen auf der anderen Seite charakterisiert wird,<sup>13</sup> liegt diese Betrachtungsweise auf der Hand.

## Quellenlage und Forschungsstand

Für eine historische Untersuchung des Skandals sind insbesondere die Disziplinar- und Personalakten aus den Beständen des Universitätsarchivs Heidelberg und des Generallandesarchivs Karlsruhe aufschlussreich. Durch die langjährige Tätigkeit Philipp Lenards als Heidelberger Hochschullehrer<sup>14</sup> wurden seine Daten sowohl von der Universität als auch vom badischen Kultusministerium umfassend gesammelt. So verfügt das Universitätsarchiv Heidelberg über vier Personalakten zu Lenard,<sup>15</sup> wobei der Vorfall am 27. Juni mit seiner Aufarbeitung zusätzlich in zwei separaten Akten dokumentiert ist.<sup>16</sup> Diese umfassen unter anderem Senatsprotokolle, Unterlagen zu den einzelnen juristischen Untersuchungen, Stellungnahmen und Forderungen von universitären und externen Akteuren, eine Sammlung an zeitgenössischen Zeitungsartikeln sowie interne Korrespondenz, beispielsweise zwischen dem Engeren Senat<sup>17</sup> und dem Kultusministerium. Darüber hinaus liegt im Universitätsarchiv und im Generallandesarchiv jeweils eine Disziplinarakte zu Carlo Mierendorff vor, welche Dokumente zu dem gegen ihn eingeleiteten Disziplinarverfahren enthält.<sup>18</sup> Im Generallandesarchiv findet sich zudem eine weitere Personalakte zu Lenard,<sup>19</sup> die eine erschöpfende Sammlung zu dem Vorfall um die Rathenau-Beisetzung beinhaltet und Einblicke in die Korrespondenz erlaubt, die das Kultusministerium im Rahmen der Affäre geführt hat.<sup>20</sup>

Abgesehen von diesen archivalischen Quellen liegen mehrere nachträgliche Beschreibungen des Vorfalls von Beteiligten und Zeitgenossen vor. Willy Hellpach, der damalige Minister des Kultus und des Unterrichts, thematisiert in seinen Erinnerungen den Fall Lenard, den er bei seinem Amtsantritt im November 1922 als „Erbstück“<sup>21</sup> übernommen hatte. Eine detaillierte Beschreibung der Institutsbesetzung bietet ferner Hugo Marx, der am 27. Juni 1922 als diensthabender Staatsanwalt die Ereignisse miterlebt hatte,<sup>22</sup> und auch der Schriftsteller Carl Zuckmayer gibt die Episode um seinen Freund und ehemaligen Kommilitonen Mierendorff in zwei Darstellungen wieder.<sup>23</sup> Interessant sind zudem die Lebenserinnerungen von Philipp Lenard

selbst, die dieser 1931 begonnen und bis 1943 unter dem Titel „Erinnerungen eines Naturforschers, der Kaiserreich, Judenherrschaft und Hitler erlebt hat“ weitergeführt hat, wobei wahrscheinlich eine posthume Veröffentlichung geplant war. Ausführlich schildert Lenard in dem Abschnitt über die „Erinnerungen aus der Kampfzeit der NSDAP“ die „sehr bekannt gewordene Stürmung“<sup>24</sup> seines Instituts.

In der Forschung wird der Fall Lenard als biographisch einschneidendes Ereignis in Darstellungen thematisiert, die sich explizit mit der Person Lenards oder Mierendorffs auseinandersetzen. Die Lenard-Literatur wertet den Vorfall oft als eines der „Schlüsselerlebnisse“<sup>25</sup> für die weitere ideologische Radikalisierung des Wissenschaftlers, vor allem im Hinblick auf seine Hinwendung zum Nationalsozialismus spätestens ab 1924.<sup>26</sup> In biographischen Abhandlungen über Mierendorff taucht die Episode einerseits als für den Studenten juristisch und akademisch bedrohliches Ereignis auf.<sup>27</sup> Andererseits wird der Fall als frühe „militante Aktion“<sup>28</sup> des späteren Widerstandskämpfers gegen den Nationalsozialismus gewertet. Darüber hinaus taucht die Affäre auch in Übersichtsdarstellungen zur politischen Geschichte der Universität Heidelberg in der Weimarer Republik auf. Hier wird der Fall meist im Kontext weiterer Skandale angeführt, die durch politisch abweichendes Verhalten eines Hochschullehrers in diesem Zeitraum ausgelöst wurden – das bekannteste Beispiel sind die Eklats um den Pazifisten Emil Gumbel.<sup>29</sup> Durch die Behandlung des Falles als ein Teilaspekt unter vielen wird dieser jedoch recht knapp und teils verkürzt dargestellt. Dadurch treten mitunter Ungenauigkeiten auf – unter anderem die nichtzutreffende und für die Argumentation dieses Aufsatzes zentrale Behauptung, die Universität Heidelberg und nicht das Kultusministerium habe ein Disziplinarverfahren gegen Lenard durchgeführt.<sup>30</sup>

### **Philipp Lenard als ideologischer Außenseiter im Heidelberger Lehrkörper der 1920er Jahre**

Die deutschen Universitäten und ihre Hochschullehrer charakterisierte in der Weimarer Republik in der Mehrheit eine gegen die Republik gerichtete, dem neuen Staat ablehnend oder distanziert gegenüberstehende und rückwärtsgewandte Haltung.<sup>31</sup> In dieses Bild reihte sich die Universität Heidelberg „nur sehr teilweise“<sup>32</sup> ein, wie Eike Wolgast hervorhebt. Vor allem durch die vergleichsweise hohe Zahl republikanisch eingestellter Hochschullehrer und das Fehlen einer einflussreichen rechtsradikalen Gruppe<sup>33</sup> entwickelte Heidelberg in gewisser Hinsicht den Ruf einer „liberalen Hochburg“<sup>34</sup>. Diese verhältnismäßig starke Präsenz republikanisch gesinnter Kräfte darf jedoch nicht überbewertet werden: Christian Jansen und Norbert Giovannini gehen davon aus, dass insgesamt auch in Heidelberg aktives politisches Engagement unter den Hochschullehrern die Ausnahme war und sich die Masse dem Muster des „politisch passive[n] Fachgelehrte[n]“<sup>35</sup> zuordnen ließ. Insbesondere die Medizinische und Naturwissenschaftliche Fakultät enthielten sich politisch fast völlig.<sup>36</sup> Die Mehrheit der Hochschullehrer hatte eine überparteiliche Vorstellung von Politik, die mit einer Berufung auf als überpolitisch verstandene Werte wie „Nation“ oder „Volk“ verbunden war und die Parteistreitigkeiten und oppositionelles Handeln ablehnte.<sup>37</sup> Aus diesem Grund war die Toleranz gegenüber politischem Verhalten gering, das den „jenseits von parteipolitischen und ideologischen Interessendiver-

genzen bewahrte[n] Konsens<sup>38</sup> angriff. Hier ist insbesondere der Fall Gumbel zu nennen, der oft als „Grenze der Toleranz nach links“<sup>39</sup> gedeutet wird. Skandale um rechtsextreme Mitglieder des Lehrkörpers wie den Fall Lenard hält Jansen für ein Zeichen, dass die „interessensrepublikanischen und demokratischen Kräfte“<sup>40</sup> immerhin stark genug waren, gegen antirepublikanische Dozenten in gewisser Weise vorzugehen. Giovannini hingegen sieht die Affären als Hinweis, dass „die republikanische Reputation der Universität nur auf brüchigem Terrain gediehen“<sup>41</sup> war.

Als „politischer und gesellschaftlicher Außenseiter“<sup>42</sup> im Heidelberger Lehrkörper fiel Philipp Lenard aus dem Rahmen: War der 1862 in Österreich-Ungarn geborene Physiker in seiner Anfangszeit als Professor und Institutsdirektor in Heidelberg ab 1907 noch weitgehend unpolitisch gewesen,<sup>43</sup> trat er seit Beginn des Ersten Weltkrieges zunächst mit nationalistischen Vorstellungen,<sup>44</sup> später dann als Verfechter einer völkischen Ideologie und eines „fanatische[n] Antisemitismus“<sup>45</sup> hervor. Diese Entwicklung wird oft als Widerspruch zu Lenards Karriere als herausragender Experimentalphysiker gesehen: Für seine Arbeit über Kathodenstrahlen hatte er 1905 den Nobelpreis erhalten,<sup>46</sup> und sein Ansehen in der wissenschaftlichen Gemeinde war zu Beginn des 20. Jahrhunderts immerhin so groß, dass die Universität Heidelberg ein neues Physikalisches Institut bauen ließ, um Lenard als Professor zu gewinnen.<sup>47</sup> Am deutlichsten wird der „radikale Wandel“<sup>48</sup> in Lenards Einstellung anhand der seit Beginn der 1920er Jahre öffentlich geführten Auseinandersetzung mit seinem Fachkollegen Albert Einstein, dessen Relativitätstheorie und der theoretischen Physik an sich.<sup>49</sup> Dieser Konflikt begann als recht sachliche Kritik Lenards, die mit der Zeit jedoch immer mehr von völkischer und antisemitischer Ideologie durchdrungen wurde.<sup>50</sup> Während der NS-Herrschaft mündete dies in Lenards Bemühungen um die Etablierung einer anti-jüdischen „Deutschen Physik“.<sup>51</sup>

Aber auch schon vor dem Sommer 1922 hatte Lenard seinem Institut zunehmend den Ruf verschafft, „Hochburg völkisch gesinnter Akademiker“<sup>52</sup> zu sein: Vorlesungen schloss der Physiker regelmäßig mit antisemitischen oder gegen den Staat gerichteten Ausführungen, später auch mit „Lobreden auf Hitler“<sup>53</sup>, und von seinen Mitarbeitern verlangte er eine ablehnende Positionierung gegenüber der theoretischen Physik.<sup>54</sup> Bezogen auf die Wahrnehmung Lenards im übrigen Lehrkörper spricht viel für Wolgasts These, man habe ihn „mit seinen völkischen und antisemitischen Tiraden [...] nicht ernstgenommen“<sup>55</sup>, wodurch Lenard zunehmend isoliert und als „Anekdotenfigur“<sup>56</sup> bekannt gewesen sei. Ein Gerücht besagte, er habe sich geweigert, den Namen Newtons im Original auszusprechen, „weil er im Englischen ‚Juten‘ lautete“<sup>57</sup>. In einem Gutachten, das der Chemiker Karl Freudenberg nach dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft 1946 über seinen ehemaligen Kollegen schrieb, berichtet dieser, der Professor habe mit seinen ideologischen Ausfällen „Narrenfreiheit“<sup>58</sup> genossen und sei nicht groß beachtet worden. Lenards öffentliche Hinwendung zu Hitler als einer der ersten deutschen Professoren überhaupt<sup>59</sup> erfolgte spätestens 1924, als er nach dem Urteil im Hitlerputsch eine solidarische Erklärung<sup>60</sup> abdrucken ließ. Bei Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft war der Physiker dann bereits emeritiert, wurde von den neuen Machthabern aber mit Ehrungen überhäuft.<sup>61</sup> 1947 starb Lenard, ohne dass er sich zuvor für seine – wenn auch hauptsächlich symbolische – Rolle im Nationalsozialismus hätte verantworten müssen.<sup>62</sup>



Der badische Reichsstatthalter Robert Wagner übergibt Lenard im Juni 1933 den „Adlerschild des Deutschen Reiches“. (Quelle: Der Führer 155, Juni 1942)

### **Die Besetzung des Physikalischen Instituts am 27. Juni 1922**

Der Mord an dem in rechtsextremen Kreisen verhassten liberalen Außenminister Walther Rathenau am 24. Juni 1922 reihte sich ein in eine Serie an Attentaten auf führende Repräsentanten der Republik seit 1921 und wurde von vielen Zeitgenossen als Zäsur erlebt. Am 27. Juni 1922, dem Tag der Beisetzung Rathenaus, kam es in mehreren Städten zu Demonstrationen gegen den Mord und für die Republik.<sup>63</sup> Auch in Heidelberg wurde ein Trauerzug für Rathenau abgehalten, und das Staatsministerium in Karlsruhe ordnete an, dass in Baden „der Dienst bei sämtlichen staatlichen Stellen von 1 Uhr ab“<sup>64</sup> zu ruhen habe. Dieser Erklärung schloss sich das Rektorat der Universität Heidelberg unter Georg Beer an und verhängte am Tag der Beisetzung in einer ersten Mitteilung die Einstellung des Universitätsbetriebs. In einer weiteren Anordnung folgte etwas später die Aufforderung, die Institute auf halbmast flaggen zu lassen.<sup>65</sup> Lenard kam beiden Anweisungen nicht nach und hielt in seinem Physikalischen Institut am Philosophenweg mit einigen Studenten ein Praktikum ab, nachdem er zuvor bereits den 1. Mai als gesetzlichen Feiertag ignoriert hatte.<sup>66</sup> Dies löste die Besetzung des Instituts durch Arbeiter, Gewerkschafter und Studenten aus, die in der Folge als Fall Lenard Aufsehen erregte. In der Literatur wird für eine Rekonstruktion des Vorfalles<sup>67</sup> häufig auf Mierendorffs Darlegung der Ereignisse<sup>68</sup> sowie auf die Ausführungen Lenards in seinen Erinnerungen und die im Nachhinein entstandenen Darstellungen von Marx<sup>69</sup> und Zuckmayer zurück-

gegriffen. Als Ergänzung dazu liegen im Universitätsarchiv Heidelberg die noch am selben Tag verfassten Berichte der beteiligten Polizeibeamten sowie die nicht datierten Schilderungen eines Mitarbeiters des radiologischen Instituts, Dr. F. Schmidt, und des Physikstudenten Karl Röser vor. Darüber hinaus gibt die im Juli 1922 für die Polizei verfasste Stellungnahme Lenards weitere Auskünfte, die sich insbesondere in der Darstellung seiner Motivation stark von den Erinnerungen unterscheidet.<sup>70</sup>

Mierendorff beschreibt in seinem Bericht den eskalativen Verlauf am 27. Juni als Reaktion der Beteiligten auf eine Reihe von Provokationen durch Lenard. Nachdem er den erwarteten Verstoß gegen die staatliche Anordnung am Nachmittag festgestellt hatte, habe er zunächst Rektor Beer telefonisch um ein Einschreiten gebeten, worauf dieser ihm erklärt habe, er sei „dazu nicht mehr imstande“ und „das sei doch nicht so schlimm“. Daraufhin habe Mierendorff dem Rektor mitgeteilt, dass „die weiteren Schritte jetzt bei den Gewerkschaften lägen“<sup>71</sup>. Dieses Telefonat wurde später während des Disziplinarverfahrens gegen Mierendorff von Beer bestätigt.<sup>72</sup> Auch ist ein Anruf des Studenten bei der Polizei, in dem er davor warnte, dass aufgebrachte „Arbeiter kommen und das Institut räumen“<sup>73</sup> könnten, in der Darstellung von Kommissar Hauss belegt. Strittig in den einzelnen Schilderungen und später ein wichtiger Gegenstand der gerichtlichen Verhandlungen ist, ob Mierendorff im Folgenden die Arbeiter in einer geplanten Aktion zum Institut geführt oder ob er ein Risiko zwar vorausgesehen hat, nach den Telefonaten aber erst zu einer Gruppe hinzugestoßen ist, die von dem Trauerzug für Rathenau bereits selbstständig zum Physikalischen Institut aufgebrochen war. In seinem Bericht erklärt Mierendorff selbst, dass er zu den schon versammelten Arbeitern und Studenten hinzugekommen sei.<sup>74</sup> Während der folgenden Ereignisse habe er dann dem von Rektor Beer geäußertem Anliegen, „womöglichst die Schonung des Instituts zu er-



Das Physikalische Institut am Philosophenweg (Quelle: Universitätsarchiv Heidelberg BA POS I 03640)



reichen“, seine „ganze Kraft“<sup>75</sup> geliehen. Zuckmayer hingegen spricht in seiner nachträglichen Darstellung von einer geplanten Aktion „in Verteidigung der deutschen Republik“<sup>76</sup>, bei der Mierendorff die Arbeiter mobilisiert habe. Auch Marx geht von einem aktiven Zusammenrufen der Menge durch den Studenten aus, um sich gegen Lenards Provokation zu positionieren.<sup>77</sup>

Für die folgenden Ereignisse sind sich die Darstellungen in etwa einig, dass die anwachsende Menge<sup>78</sup> mehrfach versuchte, bei Lenard vorstellig zu werden, der daraufhin sein Institut verschloss und sein Praktikum weiterführte. Obwohl nach einer Zeit auch Polizeibeamte hinzukamen, die Einlass forderten, wurden die Tore nicht geöffnet. Dies geht unter anderem aus dem Bericht von Kommissar Hauss hervor, der von seinem Vorgesetzten den Auftrag erhalten hatte, „zu Professor Dr. Lenard [zu] gehen und ihn [zu] veranlassen, die Vorlesung einzustellen“<sup>79</sup>. Auch Lenard bestätigt das Eintreffen der Polizisten und erklärt, er habe ein Öffnen der Tore für gefährlich gehalten, „da bei einem evtl. Einlassen des Schutzmannes die Menge sicher nachstürmen würde“<sup>80</sup>. Zur Eskalation kam es, als auf Anweisung Lenards aus dem Gebäude mit Wasserschläuchen auf die Versammelten gespritzt wurde, woraufhin diese in das Institut eindrangen.<sup>81</sup> Während Mierendorff ihnen keinerlei „Rachsucht oder Zerstörungswut“<sup>82</sup> zuschreibt, zumal es weder größere Sachschäden noch Gewaltanwendungen gegeben habe, stellen Lenard, der befragte Institutsmitarbeiter und der Student Röser die Ereignisse dramatischer dar: So sei ein Student bewusstlos geschlagen worden, und die Eindringenden hätten das Institut mit Steinen beworfen.<sup>83</sup> Aus einem späteren Gutachten des Senats geht hervor, dass sich die Kosten durch eine zertrümmerte Tür und zerbrochene Fensterscheiben auf etwa 2800 Mark beliefen, während die Institutseinrichtung offenbar nicht zu Schaden gekommen war.<sup>84</sup>

Um Lenards Sicherheit zu garantieren, wurde er von den anwesenden Polizeibeamten in Schutzhaft genommen und anschließend innerhalb einer großen Menschenmenge<sup>85</sup> zunächst über den Neckar in das Gewerkschaftshaus in der Nähe des Bahnhofs, von dort in das Gefängnis am Faulen Pelz und nachts schließlich in Verkleidung in ein Hotel gebracht.<sup>86</sup> Besonders der Gang Lenards über den Neckar entwickelte sich zu einem von nationalsozialistischer Seite oft aufgegriffenen Motiv, nach dem man nur knapp habe verhindern können, dass der Professor in den Fluss geworfen wurde.<sup>87</sup> Obwohl Giovannini dies richtig als „rechtsradikale Propaganda“<sup>88</sup> kennzeichnet, handelt es sich wohl trotzdem nicht um vollkommene Legendenbildung: Neben Marx berichtet auch Hauss von einer durchaus bedrohlichen Situation, in der vermieden werden musste, „dass der Festgenommene nicht tötlich angegriffen wurde“, wobei „Rufe wie Bluthund, schlägt ihn tot, werft ihn in den Neckar“<sup>89</sup> zu hören gewesen seien. Insgesamt wird ungeachtet aller Details deutlich, dass es sich um einen aufsehenerregenden Vorfall handelte, der von einer breiten Menschenmenge verfolgt wurde. Allein deshalb war es im Folgenden unmöglich, den Fall Lenard zu ignorieren oder diskret zu behandeln.

## **Die unmittelbare Reaktion universitätsinterner und -externer Akteure**

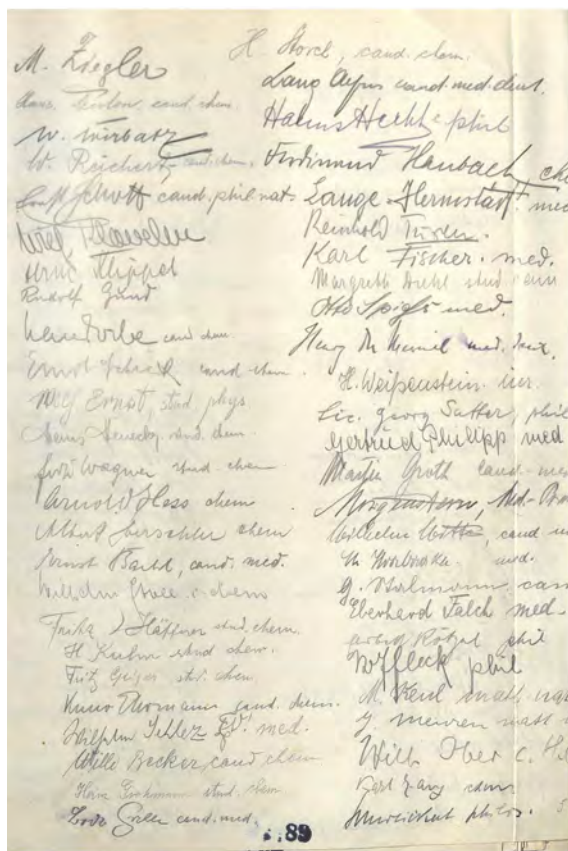
Bereits einleitend wurde auf die Erklärung<sup>90</sup> verwiesen, die der Engere Senat einen Tag nach dem Vorfall am Schwarzen Brett der Universität veröffentlichen und zur weiteren Verbreitung auch an lokale Zeitungen schicken ließ.<sup>91</sup> Laut Jansen handelte

es sich um eine „ungewöhnlich politische“<sup>92</sup> Stellungnahme des zu diesem Zeitpunkt vergleichsweise liberal besetzten<sup>93</sup> Senats, welche „geradezu idealtypisch für den staatsloyalen Vernunftrepublikanismus der frühen zwanziger Jahre“<sup>94</sup> sei. In einem ersten Absatz werden die „tiefbetrüblischen Vorgänge“ infolge des „fluchwürdigen“ Rathenaumordes auf den „Mangel einer von der Volksgesamtheit in all ihren Gruppen und Gliederungen [...] anerkannten Staatsgewalt“ zurückgeführt, ohne die nicht gewährleistet werden könne, dass bei aller „Freiheit der politischen Überzeugung“ den „rechtmäßigen Anordnungen der Obrigkeit“ Folge geleistet würde. In einem zweiten Abschnitt äußert sich der Senat dann klar ablehnend zu Lenards „scharf zu missbilligende[m] Verhalten“. Seine Missachtung der staatlichen Vorschrift wird als Handeln in „deutlich bekundeter Opposition gegen die derzeitige Staatsleitung“ und als „agitatorische Haltung“ gewertet, womit er seinen „ihm als Staatsbeamten und akademischen Lehrer obliegenden Pflichten“ zuwidergehandelt habe. Durch den Einschub „sowie leider auch sonst“ wird zudem auf die grundsätzliche, an der Universität bekannte Geisteshaltung Lenards Bezug genommen. In dieser ersten Erklärung ordnet der Senat Lenards Verhalten somit recht eindeutig als bewusste, gegen den Staat gerichtete Stellungnahme ein, die zu verurteilen sei. Dass es sich bei Lenard davon abgesehen um einen „hoch angesehenen [sic]“ Teil des Lehrkörpers handelt, wird zwar erwähnt, nicht aber als Eingrenzung der geäußerten Missbilligung verwendet. Interessanterweise nimmt die Erklärung an keiner Stelle Bezug auf die studentische Beteiligung an den Vorfällen, sondern verwahrt sich lediglich gegen die Handlung von universitätsexternen Akteuren wie der beteiligten Arbeiter.<sup>95</sup>

Dies steht in gewisser Hinsicht in einem Kontrast zu der Senatssitzung vom 28. Juni, in der die Erklärung verabschiedet wurde.<sup>96</sup> Als erster Beschluss ist im Sitzungsprotokoll<sup>97</sup> festgehalten, „den Disziplinarbeamten zu ersuchen, die sofortige Untersuchung gegen die Studenten, die sich durch Herbeiholen der Arbeiter [...] vergangen haben, einzuleiten.“ Bezogen auf Lenard einigte sich der Senat, eine deutlich zaghafter formulierte Stellungnahme an das Kultusministerium zu schicken, nach der „das Ministerium nicht umhin können wird, die Einleitung des Disziplinarverfahrens gegen Lenard in Erwägung zu ziehen“. Diese Mitteilung enthält zudem die Einschätzung, eine „sofortige Entbindung des Herrn Lenard von den Vorlesungen und Übungen“ sei „wegen zu befürchtender Ruhestörung“ notwendig. Die Entscheidung über die Einleitung eines Disziplinarverfahrens gegen Lenard wird also mit einer vorsichtigen Empfehlung an das Ministerium abgegeben.<sup>98</sup> Willy Hellpach, als Kultusminister später für den Beschluss in dieser Frage zuständig, beklagt sich in seinen Erinnerungen, die Disziplinarbehörde habe „den bequemeren Weg“ vorgezogen, „dem Ministerium die Ahndung zuzuschieben“<sup>99</sup>. Auf Grundlage des Senatsbeschlusses kam es im Folgenden zur Anordnung des Kultusministeriums, dass Lenard „zur Vermeidung gewaltsamer Störung“ seinen „Vorlesungs- und Übungsbetrieb einstweilen einzustellen“<sup>100</sup> und sein Institut nicht zu betreten habe. Dieser Beschluss wurde nicht viel später mit „Wirkung vom 10. Juli“<sup>101</sup> aufgehoben, woraufhin Lenard seine Lehrtätigkeit wieder aufnehmen konnte. Wie aus mehreren Mitteilungen und Anfragen des Senats hervorgeht, wurde zugleich die Einleitung eines Disziplinarverfahrens gegen Mierendorff und andere beteiligte Studenten vorangetrieben. So wandte sich der Senat in einem mit „Eilt!“ versehenen Schreiben bereits am 29. Juni mit der Bitte „um alsbaldige Einleitung der Untersuchung“<sup>102</sup> an den Akademischen Disziplinarbeamten.

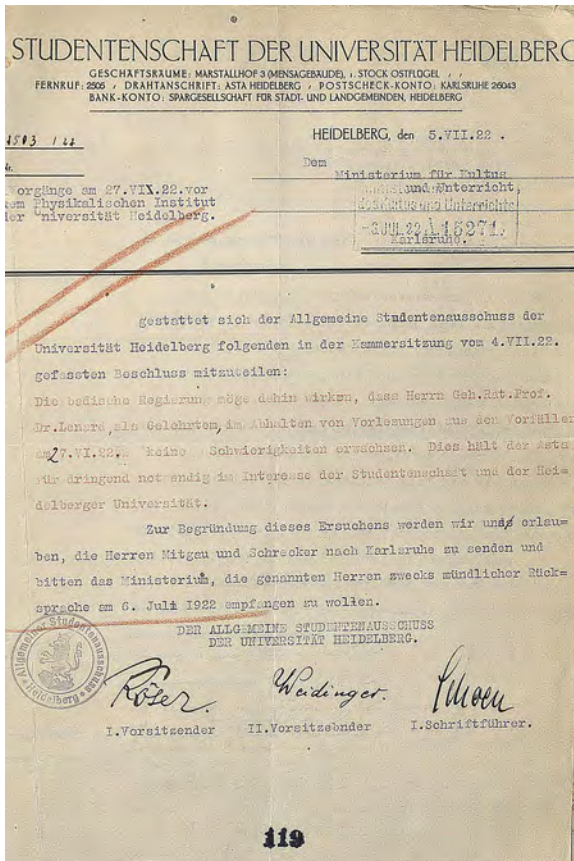
Neben der Universitätsleitung positionierten sich unmittelbar nach dem Vorfall vor allem die Heidelberger Studierenden in Unterschriftenaktionen und Solidaritätsbekundungen. Bis Ende Juni gingen mehrere Stellungnahmen naturwissenschaftlicher Studentengruppen, darunter der Chemiker und Pharmazeuten, bei der Universitätsleitung ein: Gefordert wird die Einleitung eines Disziplinarverfahrens gegen Mierendorff, da dieser sich in einer „gewaltsame[n] Störung des akademischen Friedens“ durch „die Heranziehung fernstehender Volkskreise“ in „unglaublich frecher Weise gegen Mitglieder des Universitätskörpers vergangen“<sup>103</sup> habe. Die Unterzeichner nehmen also vor allem Anstoß an Mierendorffs Vorgehen, welches sie für unvereinbar mit seiner Rolle als Universitätsmitglied halten. Zu Lenards Regelverstoß wird keine Stellung bezogen. Der Forderung nach einem Disziplinarverfahren gegen die beteiligten Studenten schloss sich mit der Bemerkung, man müsse gegen „sozialistische Gruppen“ vorgehen, auch die Vereinigung Heidelberger Verbindungen an.<sup>104</sup> Eine Relegation der Institutsstürmer verlangt in seinem Beschluss der Allgemeine Studentenausschuss (AStA) der Universität.<sup>105</sup> Es widerspreche der „Ehre und Würde eines Heidelberger Akademischen Bürgers“, die „Arbeiterschaft aufzuhetzen und ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen“. Dass Lenard „gegen eine Verordnung der Regierung zuwider handelte“, wird hier immerhin in einem Nebensatz erwähnt. In einer Ende Juli verfassten Solidaritätsbekundung von Schülern und Mitarbeitern Lenards gehen diese in einer anderen Argumentationslinie auf den Vorwurf der „agitorischen Haltung“ in der Senatserklärung ein: Es handele sich bei dem Physiker um eine „hoch über parteipolitischen Treiben“ stehende Person, die zwar im Anschluss an Vorlesungen mitunter Bemerkungen außerhalb des Lehrstoffes gemacht habe, die jedoch immer „als rein private Meinungsäußerungen gewertet“<sup>106</sup> worden seien.

Auch an das badische Kultusministerium wandten sich Heidelberger Studierende mit Stellungnahmen, die sich vor allem auf die



Ausschnitt aus der Unterschriftenaktion Heidelberger Studierende an das Kultusministerium vom 2. Juli 1922 (Quelle: Generallandesarchiv Karlsruhe 235 Nr. 2202)

Aussetzung der Lehrtätigkeit Lenards bezogen. In einer vielfach unterzeichneten Erklärung von „Studierenden aller Fakultäten“<sup>107</sup> heißt es, man empfinde es als „schwere Beeinträchtigung, wenn diese in der ganzen Welt in höchster Anerkennung stehende wissenschaftliche Autorität noch länger ihrem bisherigen Wirkungskreise entzogen bleiben sollte“. Sehr deutlich wird hier eine Gewichtung vorgenommen, nach der die Bedeutung des „mit dem Nobelpreis ausgezeichneten Experimentators“ und „glänzende[n] Pädagogen“ eine stärkere Relevanz haben müsse als „gelegentlich fallende rein persönliche Meinungsäußerungen“. In einem weiteren Schreiben spricht sich der ASTa dafür aus, die badische Regierung möge „im Interesse der Studentenschaft und der Heidelberger Universität“ dafür sorgen, dass Lenard „als Gelehrtem“<sup>108</sup> nicht das Abhalten von Vorlesungen erschwert werde. Die Heidelberger Waffenring-Korporationen bezeichnen es schließlich als „eine Vergewaltigung und Missachtung der deutschen Wissenschaft und der akademischen Freiheit“, wenn eine „internationale Größe“ unter „Beschimpfungen und tätlichen Belästigungen durch Straßen [...] geschleppt“<sup>109</sup> werde. Im Vergleich zu diesen für Lenard sprechenden Stellungnahmen sind überlieferte Bekundungen für Mierendorff deutlich seltener. Lediglich der studentische „Republikanische Aktionsausschuss“ äußerte sich in einem Schreiben, in dem Lenards Verhalten als „grobe Provokation gegen die Republik“ verurteilt wird, die aus „Absicht und nicht Fahrlässigkeit“<sup>110</sup> begangen worden sei.



Schreiben des Heidelberger ASTa an das Kultusministerium vom 5. Juli 1922 (Quelle: Generallandesarchiv Karlsruhe 235 Nr. 2202)

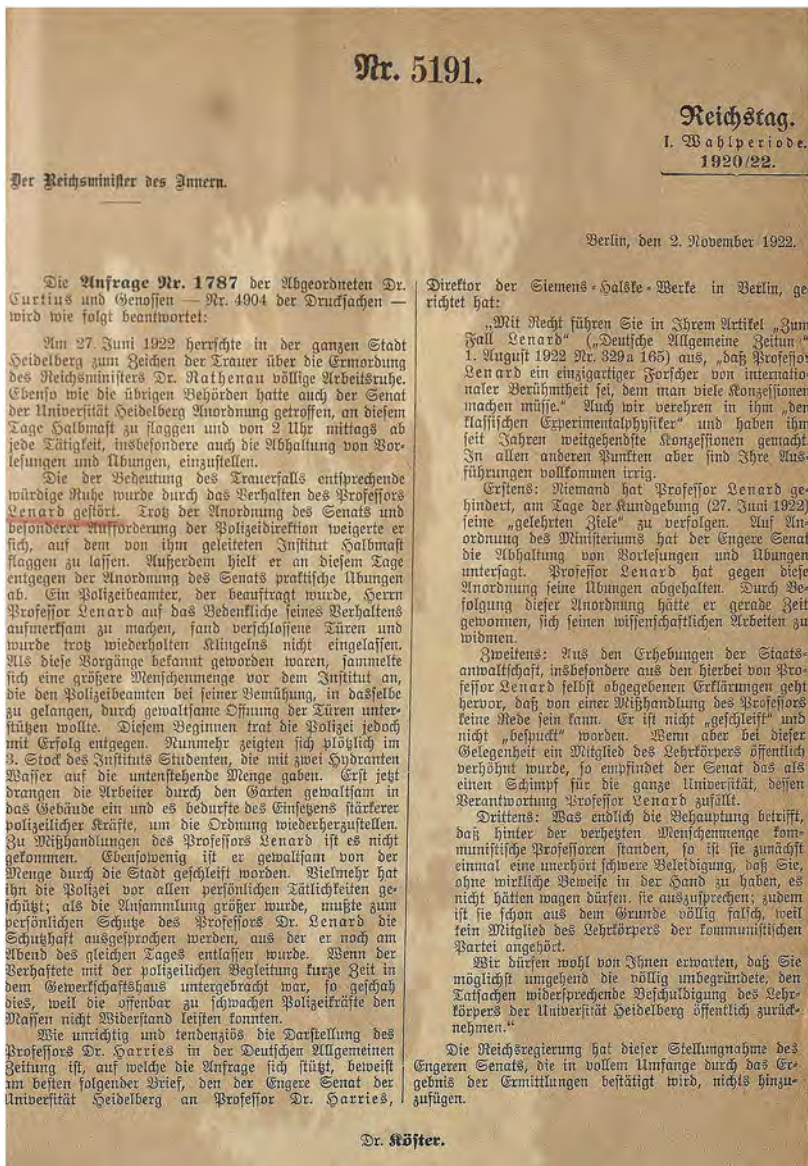
Bezogen zumindest Teile der Studierendenschaft somit deutlich Stellung, sind Quellen zur Haltung der übrigen Hochschullehrer – abgesehen von den Mitarbeitern Lenards<sup>111</sup> – schwieriger zu finden. Karl Jaspers erinnert sich, er habe den Fall in seinem Seminar diskutiert und dabei zwar die „niederträchtige Gesinnung“ des Physiklers verurteilt, genauso aber Mierendorffs Vorgehen, da die Universität als „übernationaler und überpolitischer“ Raum nicht mit „dem Makel einer politischen Aktivität [...] befleckt werden“<sup>112</sup> dürfe. Dass aus dem Heidelberger Lehrkörper wenig zeitgenössische Stellungnahmen zum Fall Lenard überliefert sind, könnte auf die dargestellte, politisch grundsätzlich eher passive Haltung der Hochschullehrer im Ganzen und das auch bei Jaspers zum Tragen kommende Verständnis der Universität als überpolitisch zurückgeführt werden. Möglich wäre zudem, dass Lenards Aktion, wie auch seine sonstigen ideologischen Tiraden, nicht ernstgenommen wurde.

Auch außerhalb der Universität löste der Fall Lenard einen Skandal aus. Deutlich wird das durch das große Medienecho, das unmittelbar nach dem Vorfall einsetzte und neben der Heidelberger Lokalpresse auch überregionale Stellungnahmen umfasste.<sup>113</sup> Ausgewählte Artikel zeigen die Bandbreite auf, in der sich die Darstellungen – je nach politischer Ausrichtung des Mediums – bewegten. Das Heidelberger Tageblatt stellt in einem Artikel<sup>114</sup> den Vorfall als Folge des „etwas unbesonnene[n] Verhalten[s]“ des „als rechtsradikal bekannten“ Professors dar, der in einer „herausfordernde[n] Kränkung“ der um Rathenau Trauernden die Aktion gegen sich provoziert habe. Zwar wird ein unbeherrschtes Verhalten der Arbeiter kritisiert, dessentwegen die Polizei ein „Lynchgericht“ habe verhindern müssen, vor allem wird jedoch verurteilt, dass Lenard „seine deutschvölkischen Anschauungen und politischen Privatmeinungen“ in „die öffentlichen Hörsäle“ hineingetragen habe. In eine ganz andere Richtung ging die Berichterstattung in rechtsnationalen Medien. Die Deutsche Zukunft, ein Heidelberger Blatt der DNVP,<sup>115</sup> beschreibt den Vorgang als ein die „Universität mit Schmach bedeckende[s] Schauspiel“, bei dem ein um „die Wissenschaft und das Wohl der Menschheit hochverdiente[r] Mann“ von sozialdemokratischen Studenten und „Streikposten“ durch die Stadt „geschleppt“ worden sei. Indirekt wird hier auch Lenards Missachtung der staatlichen Anordnung verharmlost: Der Physiker sei bei der Polizei „denunziert“<sup>116</sup> worden, weil er Studierenden das Durchführen ihres Praktikums habe ermöglichen wollen.

Zwei Beiträge argumentierten in ihrer Positionierung für Lenard sogar so provokativ, dass sich die Universitätsleitung zu einer Richtigstellung genötigt sah. Neben einer ideologisch völlig überzeichneten, stark antisemitischen Darstellung in der völkischen Zeitschrift Deutsche Wohlfahrt<sup>117</sup> traf dies auf einen Kommentar des Chemikers Carl Harries in der Deutschen Allgemeinen Zeitung<sup>118</sup> zu: Obwohl ihn selbst politisch „weite Räume“ von Lenard trennten, sei die Begabung der „Zierde der deutschen Wissenschaft“ Grund dafür, dass man ihm „viele Konzessionen machen“ müsse: Es sei „nicht dasselbe, ob Herr Prof. Müller oder Professor Lenard Deutschvölkischer ist“. Zu der „brutale[n] Art der Volksjustiz“ wäre es zudem nicht gekommen, hätten nicht Studenten, vor allem aber „kommunistische Professoren an der Universität Heidelberg selbst“ die Massen verhetzt. In seiner Antwort<sup>119</sup> wehrt sich der Senat insbesondere gegen die Behauptung, Universitätslehrer seien in die Institutsbesetzung involviert gewesen: Dies sei eine „unerhört schwere Beleidigung“, die ohne Beweise vorgebracht sei, zumal „kein Mitglied des Lehrkörpers der kommunistischen Partei“ angehöre. Die Reichweite des Fall Lenard wird abschließend auch an-



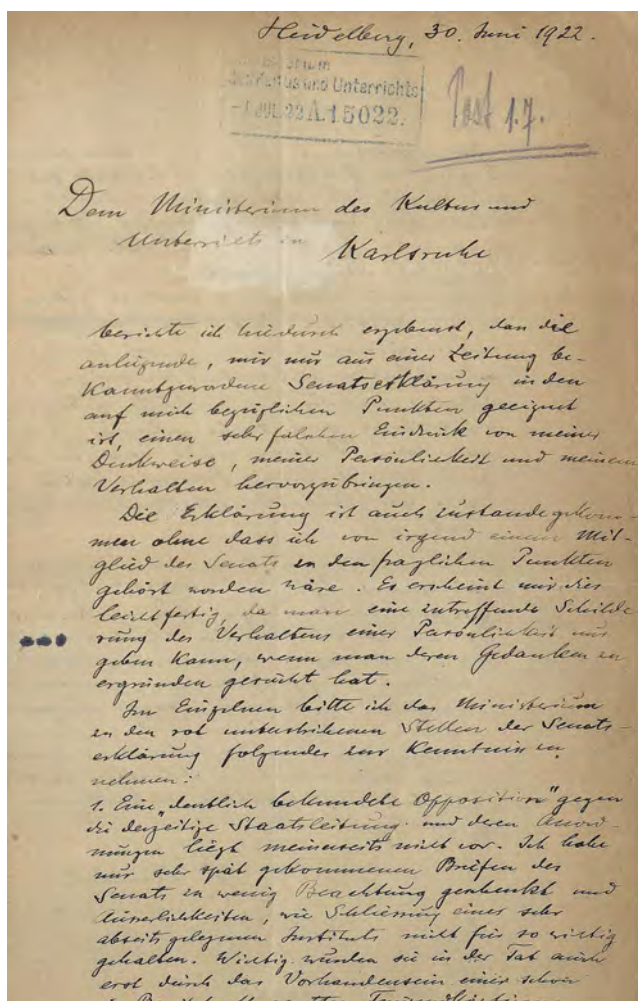
hand einer Drucksache des Deutschen Reichstags aus dem November 1922 deutlich, in der Reichsinnenminister Adolf Köster (SPD) auf Anfrage mehrerer Abgeordneter zu der Affäre Stellung bezieht und die Darstellung Harries als „unrichtig und tendenziös“<sup>120</sup> bezeichnet.



Stellungnahme des Reichsinnenministers Köster zum Fall Lenard im November 1922 (Quelle: Generallandesarchiv Karlsruhe 235 Nr. 2202)

## Die Rechtfertigung Lenards

In seinen Erinnerungen begründet Lenard sein Verhalten später unverhohlen über seine politische Gesinnung: Anlässlich einer „Abwärtsregierung im Reich unter Leuten wie [...] Rathenau“ habe er es begrüßt, dass diese „wenigstens körperlich beseitigt“ würden, und sich nach der Ermordung des Reichsfinanzministers Matthias Erzberger 1921 öffentlich geäußert, dass nun „doch auch für Rathenau's Beseitigung die Zeit gekommen“ sei. Aus dieser Einstellung heraus sei es für ihn „selbstverständlich [...] eine Unmöglichkeit“ gewesen, „einen angeordneten Trauertag mitzumachen“<sup>121</sup>. In der Literatur findet sich die Anmerkung, Lenard habe sein Handeln 1922 ähnlich offensiv damit erklärt, er würde „für einen toten Juden“<sup>122</sup> sein Institut nicht schließen.<sup>123</sup> Auch wenn eine solche Aussage angesichts der Berichte über Lenards antisemitische Ausfälle keineswegs unrealistisch ist, ist sie in den offiziellen, nachvollziehbaren Äußerungen des Professors zu diesem Zeitpunkt nicht belegt.



Ausschnitt aus dem Schreiben Lenards an das Kultusministerium vom 30. Juni 1922: „Eine ‚deutlich bekundete Opposition‘ [...] liegt meinerseits nicht vor.“ (Quelle: Generallandesarchiv Karlsruhe 235 Nr. 2202)

Stattdessen erklärte sich der Professor 1922 noch deutlich vorsichtiger und versuchte, „sein Verhalten zu bemänteln“<sup>124</sup>. In seinem Bericht gegenüber der Polizei<sup>125</sup> gibt Lenard an, er habe den Brief mit der für ihn „schwer verdaulichen“ Schließungsanordnung gegen halb eins erhalten und die Zeit dann zu kurz gefunden, „um einen Entschluss zu fassen“. Zur inneren Abfindung mit ihm „gänzlich fremdartig erscheinenden Entschlüssen“ sei er spontan nicht in der Lage gewesen. Von der Anordnung zur Beflaggung habe er sogar gar nichts gewusst, da er einen weiteren Brief des Senats nicht mehr geöffnet habe – die „Zahl der vom Senat [...] kommenden Briefe“ sei „so groß, dass bei genauer Betrachtung“ ein Fortführen von Unterricht und Wissenschaft nicht mehr machbar sei. Insgesamt sei ihm somit nicht bewusst gewesen, gegen eine Verordnung verstoßen zu haben, „da [er] diese Verordnung nicht gelesen habe“. Zwar ist diese Entschuldigung offensichtlich vorgeschoben und wird im späteren Strafkammerprozess gegen Mierendorff dann auch als „unaufrichtig“ und zumindest „passive Resistenz“<sup>126</sup> gewertet. Dennoch ist für die Frage hinsichtlich des Umgangs der Universität mit einer republikfeindlichen Aktion relevant, dass Lenard diese bewusste Gegnerschaft 1922 keineswegs so offen zu gab wie im Nachhinein. Deutlich wird dies auch in einem Brief an das Kultusministerium, in dem Lenard am 30. Juni 1922 die Erklärung des Senats als „größten Undank“ bezeichnet: Eine „deutlich bekundete Opposition“ gegen die Staatsleitung sei ihm nicht vorzuwerfen, da er lediglich die Briefe zu wenig beachtet und die „Schließung eines sehr abseits gelegenen Instituts“ für unwichtig gehalten habe. Eine „agitatorische Haltung“ liege ihm zudem vollkommen fern, da er weder jemals „öffentliche Reden“ gehalten habe, noch einer politischen Partei angehöre. Dass er „sehr selten im Ganzen“ auch persönliche Gedanken mit seinen Studenten teile, dürfe man nicht verurteilen, wenn man „überhaupt Persönlichkeiten und nicht nur ‚Beamte‘ als Universitätsprofessoren haben“<sup>127</sup> wolle.

### **Juristische und disziplinarische Aufarbeitung des „Fall Lenard“**

Am 10. April 1923, beinahe ein Jahr nach der Institutsbesetzung, wurde in einem ersten Urteil dann Carlo Mierendorff von der Strafkammer des Landgerichts Heidelberg wegen „Haus- und Landfriedensbruch“ zu vier Monaten Haft verurteilt. Von seinen Mitangeklagten, größtenteils Tagelöhner und Arbeiter, wurden zwei weitere mit einer kurzen Gefängnisstrafe belegt.<sup>128</sup> Das vom Kultusministerium durchgeführte Disziplinarverfahren gegen Lenard, das mit der Ordnungsstrafe des Verweises für den Physiker endete, wurde am 12. Juni 1923 abgeschlossen, während das universitäre Disziplinargericht unter der Leitung von Rektor Gerhard Anschütz Mierendorff wenig später am 28. Juli 1923 vom Vorwurf der „Störung der Sitte und Ordnung des akademischen Lebens“ freisprach.<sup>129</sup>

Der Strafkammerprozess gegen Mierendorff ist an dieser Stelle relevant, da das dort gefällte Urteil in den beiden folgenden Disziplinaruntersuchungen explizit als Grundlage verwendet wurde. In seinen Erinnerungen beklagt sich Lenard, er sei zu der Verhandlung als Zeuge geladen, dann jedoch „in ganz unwürdiger Weise gleich einem Hauptschuldigen behandelt“<sup>130</sup> worden. Tatsächlich fällt auf, dass Lenards Verhalten in der Urteilsbegründung<sup>131</sup> einen relativ großen Raum einnimmt. Wie bereits erwähnt, wird ihm sein Handeln als „passive Resistenz gegen die Regierung“ ausgelegt, da die im „republikanischen Geiste ergangene Anordnung“ seiner



„staatsfeindlichen“ Gesinnung nicht entsprach. An der Eskalation am 27. Juni trage Lenard „einen großen Teil der Schuld“ – sein „die Staatsverordnungen sabotierende[s] und die Mitbürger provozierende[s] Verhalten“ wird selbst bei der letztendlichen Abmessung des Strafmaßes als mildernder Umstand angeführt. Mierendorff wird im Rahmen seiner Verurteilung zugestanden, dass er in „einer Zeit höchster politischer Erregung“ gehandelt und sich mit der Benachrichtigung von Rektor und Polizei zunächst richtig verhalten habe, wobei man ihm eine bewusste Mobilisierung der Arbeiter nicht nachweisen könne. Gleichzeitig habe er jedoch mit der Gefahr „gespielt“, die sich vor dem Institut „bei der Persönlichkeit Lenards und der politisch stark erregten Menge“ ergeben würde, um die „gewaltsame Sprengung des Praktikums“ durchzusetzen. Liberale Medien kritisierten das Urteil, das übersehen habe, dass der „wahre Angeklagte“<sup>132</sup> Lenard sei. Auch in der Literatur findet sich hier mitunter die Einschätzung, der „Fall Lenard [sei] zum Fall Mierendorff gemacht worden“<sup>133</sup>.

Wie bereits dargestellt, hatte der Senat die Entscheidung über ein Disziplinarverfahren gegen Lenard auf das Kultusministerium übertragen. Ein Schreiben von Kultusminister Hellpach an Rektor Anschütz vom 1. Mai 1923<sup>134</sup> zeigt, wie stark dabei der Druck war, unter dem die verantwortlichen Instanzen standen: Hellpach bitet um „eine tunlichst beschleunigte [...] Mitteilung des revidierten Senatsbeschlusses btr. Prof. Lenard“, da er ein Verfahren nicht einleiten wolle, ohne eine erneute „Stellungnahme des Senats abgewartet zu haben“. Die Angelegenheit liege politisch so, dass „sie sogar noch eher eine negative Stellungnahme als ein dilatorisches Verfahren unsererseits verträge“. In dem letztendlichen Schreiben zur Einleitung des Disziplinarverfahrens<sup>135</sup> wird dann auf den ursprünglichen Senatsbeschluss aus dem Juni 1922<sup>136</sup> und darüber hinaus vor allem auf die Bewertung Lenards im Urteil der Strafkammer verwiesen. Aus den dortigen Ausführungen lasse sich entnehmen, dass er „die ihm obliegenden dienstlichen Pflichten“ verletzt habe, indem er „am 1. Mai 1922 und am Nachmittag des 27. Juni 1922 den Anordnungen der Regierung bewusst [...] zuwiderhandelte“.

Der weitere Verlauf der Disziplinaruntersuchung wurde entscheidend geprägt durch ein Entlassungsgesuch,<sup>137</sup> das Lenard am 29. Mai beim Kultusministerium einreichte: Die Einleitung des Verfahrens offenbare einen „Vertrauensmangel“ des Ministeriums, welches vorzöge, ihn „als Politiker zu betrachten, während [er] Naturforscher [sei]“. Ausgehend von dem Gesuch entbrannte eine weitere Welle an Solidaritätsbekundungen für den Physiker. Etwa 1000 der insgesamt rund 2600 Heidelberger Studierenden<sup>138</sup> schickten eine Unterschriftenaktion<sup>139</sup> an den Senat und in leicht veränderter Form auch an das Kultusministerium. Gefordert wird die „Niedererschlagung des Disziplinarverfahrens und alle Schritte, [...] Lenard seinem Amte, der Universität und der deutschen Wissenschaft zu erhalten“. Die Unterzeichnenden warnen vor dem „tiefen Eindruck“, den es im In- und Ausland mache, wenn ein Wissenschaftler wie Lenard „lediglich deshalb“ aus der Universität ausscheiden müsse, „weil er seine persönliche Überzeugung offen vertreten“ habe.

Wie Arne Schirrmacher hervorhebt,<sup>140</sup> wird ein noch größerer Druck jedoch von den zahlreichen Bekundungen deutscher Wissenschaftsvertreter ausgegangen sein.<sup>141</sup> Unter anderem versuchte Franz Himstedt, der Direktor der Deutschen Physikalischen Gesellschaft, auf den Ausgang der Affäre einzuwirken: In einem Schreiben<sup>142</sup> teilt er Rektor Anschütz mit, es habe „außerordentlich große Erregung“ im In-

und Ausland hervorgerufen, dass einer „der größten deutschen Physiker“ nur wegen „politischer Anschauungen“ in den Ruhestand gezwungen werde. Auch Jonathan Zenneck, Vorsitzender der deutschen Hochschullehrer der Physik, sprach sich gegen das Disziplinarverfahren aus,<sup>143</sup> da „ein Rücktritt Lenards vom feindlichen Ausland mit der größten Genugtuung aufgenommen würde“, weshalb die „Angelegenheit“ um die Rathenau-Beisetzung „untergeordneter Bedeutung“ sei. Am eindrucksvollsten ist schließlich eine Solidaritätserklärung fast sämtlicher deutscher Lehrstuhlinhaber der Physik,<sup>144</sup> die Ende Juni 1923 an das Kultusministerium geschickt wurde und in der sich auch dezidiert liberale Professoren für den Physiker aussprachen. In einer gemeinsamen Erklärung fordern sie, Lenard „ein Verbleiben im Amt zu ermöglichen“, weil es sich um „einen der bedeutendsten Forscher und Lehrer“ Deutschlands handle. Sehr interessant sind die teilweise hinzugefügten Stellungnahmen einzelner Hochschullehrer. An der Bemerkung von Hermann Diebelhorst aus Braunschweig zeigt sich exemplarisch die Höhergewichtung des wissenschaftlichen Einflusses Lenards gegenüber seinem politischen Handeln: Diebelhorst erklärt, dass er Lenards politische Einstellung „keineswegs billigt, vielmehr für gefährbringend hält“. Dennoch mache es für die „praktischen Folgerungen“ den entscheidenden Unterschied, dass man „der in solcher Zuspitzung so seltenen“ wissenschaftlichen Begabung Lenards das Wirkungsfeld nicht entziehen dürfe. Hellpach kritisiert in seinen Erinnerungen diese Bekundungen, die es darstellten, „als ob der Gelehrte gegenüber Recht und Gesetz eine Ausnahmestellung beanspruchen dürfe“, obwohl eindeutig gewesen sei, dass „Lenard mindestens eine scharfe Rüge verdient“<sup>145</sup> habe.

Zu dieser scharfen Rüge kam es zum Ende des Disziplinarverfahrens, das am 12. Juni noch während der anhaltenden Solidaritätsbekundungen abgeschlossen wurde, dann allerdings nicht – stattdessen wurde Lenard in einem von Hellpach unterschriebenen Urteil<sup>146</sup> mit der Ordnungsstrafe eines Verweises belegt. Als Grund für diesen auch vom Gericht selbst als mild bezeichneten Ausgang werden zum einen Lenards „Verdienste um Wissenschaft und Lehre“ angeführt, zum anderen eine „in der Gelehrtennatur Lenards“ fußende „mangelnde politische Urteilsfähigkeit“. So habe dem Physiker vor dem Sommer 1922 „jede ernstliche Berührung mit staatsbürgerlichen Fragen“ gefehlt, er habe jedoch seitdem einen Lernprozess vollzogen. Hier bezieht sich das Urteil explizit auf eine Passage der Erklärung Lenards vor dem Disziplinargericht,<sup>147</sup> in der dieser sehr verklausuliert bekennt:

„Mit der mir zugeschriebenen politischen Gesinnung hat mein Verhalten überhaupt nichts zu tun, da ich politische Gesinnung nicht pflege; doch bin ich dem republikanischen Geiste durchaus nicht unzugänglich und ich bin der Meinung, daß die Republik, da wir sie haben, zu schützen ist, weil sie die Form ist, in welcher unser Vaterland jetzt sein Gedeihen und seine Zukunft suchen muß.“

In derselben Stellungnahme erklärt Lenard, er sei „kein Antisemit im landläufigen Sinne“, habe in Vorlesungen aber öfter über den „Händlergeist einer bestimmten Rasse“ gesprochen, da man diesen sonst „nicht erfassen und vor ihm sich hüten kann“. In der Zeit „kurz nach der Revolution“ habe er mitunter „abfällige Bemerkungen über die Reichsregierung“ getätigt, was jedoch missverstanden worden sei, weshalb er sich nun mehr zurückhielte. Den 1. Mai habe er nicht als Feiertag befolgt, weil er dies als „Verherrlichung des Obsiegens der Marxistischen Idee“ verstehe. Dass ihm das Urteil dennoch bescheinigt, als „Gelehrtennatur“ politisch nicht

bewandert zu sein, könnte zurückzuführen sein auf Lenards weitere Aussage, er habe „niemals [...] praktische Politik getrieben“, seine „ganze Arbeit“ beschränke sich auf Forschung und Lehre. Sehr wahrscheinlich ist jedoch auch, dass der externe Druck eine Auswirkung auf den Ausgang des Verfahrens hatte.<sup>148</sup> Lenard führte als Grund, dass sein „Bleiben wieder mit [s]einer Selbstachtung vereinbar“<sup>149</sup> gewesen sei, ein sehr entgegenkommendes Schreiben Hellpachs<sup>150</sup> an, in dem dieser ihn am 19. Juni um die Rücknahme seines Entlassungsgesuches bittet: Ein Weggang Lenards wäre ein „unberechenbare[r] Verlust“, was Hellpach „selbst an Stellen [...], die sich [...] polemisch mit [Lenards] politischem Wirken“ beschäftigten, immer betont habe. Lenard zog daraufhin sein Gesuch zurück, wobei ihm das Ministerium noch eine Reihe von Zugeständnissen machte, wie die Bereitstellung eines Verwaltungsassistenten, der „formelle Angelegenheiten, wie Trauertage, Fahndienst usw.“<sup>151</sup> ab sofort für ihn erledigen sollte.

Erwähnenswert ist eine weitere Quelle, die einen Blick in die Positionierungen innerhalb des Senats erlaubt: Am 13. Juni verabschiedete dieser die Erklärung, man „würde es in hohem Maße beklagen, wenn der Universität im Verlaufe der unerfreulichen Angelegenheit Lenard die Lehr- und Forschertätigkeit eines der hervorragendsten Physikers der Gegenwart verloren ginge“<sup>152</sup>. Dieser Beschluss wurde mit sechs Stimmen angenommen – im Universitätsarchiv liegt aber auch ein Separatvotum der fünf ablehnenden Senatsmitglieder vor. Diese bezeichnen es als „inopportun, einen Beschluss zu fassen, der als Abschwächung des Herrn Lenard erteilten Verweises gedeutet werden könnte“<sup>153</sup>. Interessant ist schließlich, dass trotz der geringfügigen Abmahnung Lenards der Verweis in rechten Kreisen als Beleidigung wahrgenommen wurde, die den Forscher als eine Art Märtyrer „nur noch näher an seine großen Vorgänger Kepler und Galiläi“<sup>154</sup> gerückt habe.

Das Disziplinarverfahren gegen Mierendorff ging am 28. Juli 1923 auch für den Studenten glücklich mit einem Freispruch aus, nachdem Forderungen nach einer akademischen Ahndung anlässlich des Urteils gegen Lenard noch einmal lauter geworden waren.<sup>155</sup> In der Urteilsbegründung wird Mierendorff von einem liberal besetzten Disziplinargericht<sup>156</sup> auf Grundlage der Befunde des Strafkammerverfahrens, allerdings mit „entgegengesetzten Schlussfolgerungen“<sup>157</sup>, freigesprochen. Statt einer politisch motivierten Handlung wird ihm in einer „in dubio pro reo“-Entscheidung<sup>158</sup> letztendlich bescheinigt, er habe „in außergewöhnlicher Lage außergewöhnliche Mittel angewendet [...] um größeres Unheil zu verhüten“<sup>159</sup>. Dadurch war Mierendorff akademisch rehabilitiert. In rechten Zeitungen wurde das Urteil scharf angegriffen und unter anderem in der Deutschen Hochschulzeitung als „Schande von Heidelberg“<sup>160</sup> bezeichnet. Giovannini geht davon aus, dass auch die Mehrheit der Professoren den Freispruch als „Provokation“<sup>161</sup> verstanden haben dürfte.

## Fazit

Der als „Fall Lenard“ bekanntgewordene Skandal um die antirepublikanische Provokation des Ordinarius Philipp Lenard und die darauffolgende Besetzung seines Physikalischen Instituts sorgte zu Beginn der 1920er Jahre an der Universität Heidelberg sowie deutschlandweit für Aufsehen. Die juristische Aufarbeitung zog sich in drei Verfahren über ein Jahr hin, und verschiedene universitätsinterne und -externe Akteure bezogen zu der Affäre Stellung. Der Umgang der als politisch liberal gelten-

den Ruperto-Carola mit der öffentlichen Agitation einer ihrer bekanntesten Lehrer war dabei keineswegs einheitlich: Positionierte sich der Engere Senat unmittelbar nach den Vorfällen nach außen hin recht eindeutig und verurteilte Lenards Handeln, agierte er hinter den Kulissen zaghafter und übertrug die Verantwortung für ein Disziplinarverfahren gegen den Professor auf das Kultusministerium. Durch die ausweichende Rechtfertigung Lenards und den öffentlichen Druck, der unter anderem aus einer Vielzahl an Solidaritätsbekundungen entstand, endete dieses Verfahren trotz der zunächst eindeutigen Feststellung eines staatsfeindlichen Verhaltens für den Physiker sehr glimpflich. Mierendorffs Verurteilung im Strafkammerverfahren wurde hingegen von einem liberal besetzten universitären Disziplinargericht durch eine wohlwollende Auslegung des Tatbestandes in gewisser Hinsicht umgedreht. Während innerhalb der Universität die Studierenden größtenteils hinter Lenard standen, sind Aussagen über die Haltung des übrigen Lehrkörpers anhand der vorhandenen Quellen schwieriger zu deuten. Für die zeitgenössische Bewertung des Falles war insgesamt die Priorisierung Lenards wissenschaftlicher Relevanz über seine politische Gesinnung entscheidend: Zwar wurde er bereits vor dem Skandal klar als antisemitisch und republikfeindlich eingeordnet, aufgrund seiner Bedeutung für Forschung und Lehre gestanden ihm aber selbst eigentlich konträr ausgerichtete Akteure in politischer Hinsicht eine Art „Narrenfreiheit“ zu. Zugespielt wird dies in der Bescheinigung des Disziplinargerichts, Lenards mangelnde politische Urteilsfähigkeit sei auf seine „Gelehrtennatur“ zurückzuführen. Hierbei ist teilweise fraglich, inwieweit die Provokation des Physikers überhaupt ernstgenommen oder als relevant eingestuft wurde.

Insgesamt kann der Umgang mit dem Fall Lenard nicht als eindeutige republikanische Stellungnahme der Universität, allerdings auch nicht als politische Gleichgültigkeit verstanden werden. Da die Universitätsleitung die Aufgabe einer Maßregelung Lenards abtrat, und sich abgesehen von der ersten Erklärung danach nicht mehr explizit gegen das Verhalten des Physikers stellte, greift es zu kurz, die Tatsache, dass Lenard sich überhaupt disziplinarisch verantworten musste, als Beweis für die besondere Liberalität Heidelbergs zu sehen. In diesem Zusammenhang wäre interessant, welche Möglichkeiten der Universität zur Verfügung gestanden hätten, hätte sie trotz des Drucks von außen ein stärkeres republikanisches Zeichen setzen wollen. Gleichzeitig wäre es aber auch falsch, den Universitätsakteuren insgesamt eine Konformität mit Lenards Ansichten oder vollkommene Passivität zu bescheinigen. So hatte insbesondere die vergleichsweise liberale, republikfreundliche Besetzung des Senats und des Rektorats Anfang der 1920er Jahre mit Sicherheit eine Auswirkung auf die deutliche erste Reaktion und den Freispruch Mierendorffs, zumal interne Dokumente zeigen, dass bezüglich des Umgangs mit Lenards Entlassungsgesuch keine Einigkeit bestand. Zweifelhaft ist jedoch auch, ob Lenards Verstoß gegen die staatliche Anordnung in diesem Ausmaß oder überhaupt zum Thema geworden wäre, hätte Mierendorff sie nicht mit seiner Aktion an die Öffentlichkeit gebracht und die Zeitgenossen in gewisser Hinsicht zu einer Stellungnahme gezwungen. Gerade zum Ende der Affäre hin scheint es so, als wollte sich vor allem das Kultusministerium der lästigen Angelegenheit so unkontrovers wie möglich entledigen, ohne noch besondere politische Implikationen an seine Entscheidungen zu knüpfen.

## Anmerkungen

- 1 Universitätsarchiv Heidelberg (im Folgenden UAH) B-8917/27, Erklärung des Engeren Senats der Universität Heidelberg zum Fall Lenard, 28.6.1922.
- 2 Martin Sabrow: Der Rathenaumord. Rekonstruktion einer Verschwörung gegen die Weimarer Republik, München 1994, S. 157.
- 3 Vgl. UAH B-8917/27, Anordnung des Rektors Georg Beer, 27.6.1922.
- 4 Vgl. Reinhard Neumann, Gisbert Freiherr zu Putlitz: Philipp Lenard (1862–1947), in: Wilhelm Doerr (Hg.): Das zwanzigste Jahrhundert 1918–1985 (Semper Apertus. Sechshundert Jahre Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg 1386–1986, Bd. 3), Berlin 1985, S. 376–405, hier: S. 376f.
- 5 Charlotte Schönbeck: Radikaler Wandel – Philipp Lenard (1862–1947) in der Zeit des Ersten Weltkriegs, in: Ingo Runde (Hg.): Die Universität Heidelberg und ihre Professoren während des Ersten Weltkriegs (Heidelberger Schriften zur Universitätsgeschichte, Bd. 6), Heidelberg 2017, S. 297–336, hier: S. 297.
- 6 Eike Wolgast: Die Universität Heidelberg. 1386–1986, Berlin u.a. 1986, S. 132.
- 7 Zu Mierendorff vgl. u.a. Richard Albrecht: Der militante Sozialdemokrat Carlo Mierendorff. 1897–1943. Eine Biografie, Berlin 1987.
- 8 Im Folgenden auch verkürzt als „Kultusministerium“ bezeichnet.
- 9 Für einen ersten Überblick der Verfahren vgl. Wilhelm Güde: Das Verfahren vor dem Disziplinargericht der Universität Heidelberg gegen Carlo Mierendorff wegen seiner Beteiligung an der Erstürmung des Physikalischen Instituts der Universität, in: Ulrich Falk, Markus Gehrlein, Gerhart Kreft, Marcus Obert (Hgg.): Rechtshistorische und andere Rundgänge. Festschrift für Detlev Fischer, Karlsruhe 2018, S. 207–218, hier: S. 211–218.
- 10 Schönbeck: Radikaler Wandel (wie Anm. 5), S. 335; Christian Peters, Arno Weckbecker: Auf dem Weg zur Macht. Zur Geschichte der NS-Bewegung in Heidelberg 1920–1934. Dokumente und Analysen, Heidelberg 1983, S. 60.
- 11 Vgl. Alan Beyerchen: Wissenschaftler unter Hitler. Physiker im Dritten Reich. Nachdruck der Version von 1980, Köln 2018, S. 136.
- 12 Norbert Giovannini: Zwischen Republik und Faschismus. Heidelberger Studentinnen und Studenten 1918–1945, Weinheim 1990, S. 115.
- 13 Vgl. Christian Jansen: Professoren und Politik. Politisches Denken und Handeln der Heidelberger Hochschullehrer 1914–1935, Göttingen 1992, S. 147; Neumann, Putlitz: Lenard (wie Anm. 4), S. 376f.; Charlotte Schönbeck: Physik, in: Wolfgang U. Eckart, Volker Sellin, Eike Wolgast (Hgg.): Die Universität Heidelberg im Nationalsozialismus, Heidelberg 2006, S. 1087–1149, hier: S. 1088f.
- 14 Vgl. Dagmar Drüll: Heidelberger Gelehrtenlexikon. 1803–1932, Wiesbaden 2019, S. 477f.
- 15 UAH PA 4800–4803. Die erste Akte umfasst Dokumente von 1896–1932, die zweite von 1933–1948. PA 4802 enthält hauptsächlich Kopien, PA 4803 Zeitungsausschnitte zu Lenards 80. Geburtstag 1942.
- 16 UAH B-3075/1a; UAH B-8917/27.
- 17 Im Folgenden auch verkürzt als „Senat“ bezeichnet.
- 18 UAH B-8910/602; Generallandesarchiv Karlsruhe (im Folgenden GLA) 235 Nr. 3314.
- 19 GLA 235 Nr. 2202.
- 20 Einzelne Schlüsseldokumente sind zudem in wiss. Publikationen abgedruckt. Vgl. Philipp Lenard: Erinnerungen eines Naturforschers. Kritische annotierte Ausgabe des Originaltypskriptes von 1931/1943, hg. von Arne Schirrmacher, Berlin, Heidelberg 2010, S. 256–260; Peters, Weckbecker: Weg zur Macht (wie Anm. 10), S. 63–72.
- 21 Willy Hellpach: Wirken in Wirren. Lebenserinnerungen. Eine Rechenschaft über Wert und Glück, Schuld und Sturz meiner Generation, Bd. 2 (1914–1925), Hamburg 1949, S. 169.
- 22 Vgl. Hugo Marx: Werdegang eines jüdischen Staatsanwalts und Richters in Baden (1892–1933). Ein soziologisch-politisches Zeitbild, Villingen 1965, S. 167–175.
- 23 Vgl. Carl Zuckmayer: Carlo Mierendorff. Porträt eines deutschen Sozialisten. Gedächtnisrede, gesprochen am 12. März 1944 in New York, Berlin 1947; ders.: Als wär's ein Stück von mir. Horen der Freundschaft, Frankfurt a.M. 1966, S. 361–363.
- 24 Lenard: Erinnerungen (wie Anm. 20), S. 254.
- 25 Schönbeck: Physik (wie Anm. 13), S. 1090.

- 26 Vgl. u.a. Beyerchen: Wissenschaftler (wie Anm. 11), S. 136; Jansen: Professoren (wie Anm. 13), S. 160; Charlotte Schönbeck: Albert Einstein und Philipp Lenard. Antipoden im Spannungsfeld von Physik und Zeitgeschichte, Berlin u.a. 2000, S. 38.
- 27 Vgl. u.a. Albrecht: Sozialdemokrat (wie Anm. 7), S. 57f.; Ullrich Amlung, Gudrun Richter, Helge Thied: „...von jetzt an geht es nur noch aufwärts: entweder an die Macht oder an den Galgen!“ Carlo Mierendorff (1897–1943). Schriftsteller, Politiker, Widerstandskämpfer, Marburg 1997, S. 35.
- 28 Albrecht: Sozialdemokrat (wie Anm. 7), S. 54. Den Abschnitt aus seiner Mierendorff-Biographie hat Albrecht auch als Beitrag zum Fall Lenard im Forschungsmagazin Ruperto-Carola veröffentlicht, vgl. ders.: Der Fall Lenard-Mierendorff 1922/23, in: Ruperto-Carola 38, 74, 1986, S. 107–114.
- 29 Vgl. Giovannini: Republik (wie Anm. 12), S. 108–127; Jansen: Professoren (wie Anm. 13), S. 146–149; Wolgast: Universität (wie Anm. 6), S. 132–135.
- 30 Vgl. Anm. 98.
- 31 Vgl. Eberhard Kolb, Dirk Schumann: Die Weimarer Republik, München <sup>8</sup>2013, S. 229; Wolgast: Universität (wie Anm. 6), S. 125.
- 32 Ebd.
- 33 Vgl. Giovannini: Republik (wie Anm. 12), S. 101f.; Wolgast: Universität (wie Anm. 6), S. 127f.
- 34 Giovannini: Republik (wie Anm. 12), S. 101.
- 35 Ebd., S. 102. Vgl. zudem Christian Jansen: Auf dem Mittelweg nach rechts. Akademische Ideologie und Politik zwischen 1914 und 1933, in: Karin Buselmeier, Dietrich Harth, Christian Jansen (Hgg.): Auch eine Geschichte der Universität Heidelberg, Mannheim 1985, S. 163–194, hier: S. 182f.
- 36 Vgl. Wolgast: Universität (wie Anm. 6), S. 128.
- 37 Vgl. Giovannini: Republik (wie Anm. 12), S. 102; Jansen: Mittelweg (wie Anm. 35), S. 182f.; Wolgast: Universität (wie Anm. 6), S. 127.
- 38 Ebd., S. 133.
- 39 Giovannini: Republik (wie Anm. 12), S. 102.
- 40 Jansen: Professoren (wie Anm. 13), S. 146. Der zweite größere Skandal in diesem Zusammenhang betraf den Philosophie-Privatdozenten Arnold Ruge, dem die Lehrberechtigung entzogen wurde, nachdem er während einer Untersuchung seiner antisemitischen Äußerungen Rektor und Lehrkörper beleidigt hatte.
- 41 Giovannini: Republik (wie Anm. 12), S. 115.
- 42 Jansen: Professoren (wie Anm. 13), S. 147.
- 43 Vgl. Schönbeck: Radikaler Wandel (wie Anm. 5), S. 298.
- 44 Vgl. Philipp Lenard: England und Deutschland zur Zeit des großen Krieges, Heidelberg 1914.
- 45 Neumann, Putlitz: Lenard (wie Anm. 4), S. 376.
- 46 Vgl. Arne Schirrmacher: Ein Leben in Experimenten. Philipp Lenard zwischen Naturforschung und moderner Physik, in: Wilhelm Füßl, Johannes-Geert Hagmann (Hgg.): Konstruierte Wirklichkeit. Philipp Lenard 1862–1947. Biografie – Physik – Ideologie, München 2012, S. 18–27, hier: S. 22–24.
- 47 Vgl. Barbara Auer: Das Physikalische Institut in Heidelberg, Heidelberg 1984, S. 2–19.
- 48 Schönbeck: Radikaler Wandel (wie Anm. 5), S. 298.
- 49 Vgl. dies.: Antipoden (wie Anm. 26), S. 30–40.
- 50 Vgl. u.a. Philipp Lenard: Über Äther und Uräther. Mit einem Mahnwort an deutsche Naturforscher, Leipzig <sup>2</sup>1922, S. 9.
- 51 Vgl. Notker Hammerstein: Die Deutsche Forschungsgemeinschaft in der Weimarer Republik und im Dritten Reich. Wissenschaftspolitik in Republik und Diktatur 1920–1945, München 1999, S. 115–118.
- 52 Michael Grüttner: Studenten im Dritten Reich, Paderborn u.a. 1995, S. 194.
- 53 Schönbeck: Physik (wie Anm. 13), S. 1090. Lenard selbst erwähnt diese Ausführungen später im Rahmen des Disziplinarverfahrens gegen ihn, vgl. Anm. 147.
- 54 Vgl. Schönbeck: Physik (wie Anm. 13), S. 1090.
- 55 Wolgast: Universität (wie Anm. 6), S. 128.
- 56 Peters, Weckbecker: Weg zur Macht (wie Anm. 10), S. 61.

- 57 So wiedergegeben in einem Zeitungsartikel anlässlich Lenards Tod 1947, in: UAH PA 4801, Rhein-Neckar-Zeitung, 25.5.1947.
- 58 Ebd., Schreiben von Karl Freudenberg an den Rektor der Universität Heidelberg, 12.2.1946.
- 59 Vgl. Schönbeck: Physik (wie Anm. 13), S. 1090.
- 60 Abgedruckt in Johannes Stark: Philipp Lenard als deutscher Naturforscher, in: Nationalsozialistische Monatshefte 71, 1936, S. 110f.
- 61 Vgl. Schönbeck: Radikaler Wandel (wie Anm. 5), S. 299. Quellen hierzu liegen u.a. in Lenards Personalakten vor. In UAH PA 4801 etwa finden sich ausführliche Planungen für die Fertigung einer Büste Lenards, UAH PA 4803 enthält ehrerbietige Zeitungsartikel anlässlich seines 80. Geburtstags.
- 62 Vgl. Stephen P. Remy: The Heidelberg Myth. The Nazification and Denazification of a German University, Cambridge, Mass./London 2002, S. 180.
- 63 Vgl. Sabrow: Rathenaumord (wie Anm. 2), S. 157f.
- 64 UAH B-8917/27, Anordnung des Rektors Beer (wie Anm. 3).
- 65 Die Benachrichtigung der Institute lässt sich den Dokumenten zum Disziplinarverfahren gegen Lenard entnehmen. Vgl. Schreiben des Kultusministers an den Engeren Senat und an Lenard bzgl. der Einleitung des Disziplinarverfahrens gegen Lenard, 28.5.1923; GLA 235 Nr. 2202, Urteilsbegründung im Disziplinarverfahren gegen Lenard, 12.6.1923.
- 66 Ebd.: „Am 1. Mai 1922 hat Prof. Dr. Lenard sich über die Anordnungen der bad. Regierung [...] wonach der 1. Mai als Festtag zu behandeln und demnach auch vom Unterrichtsbetriebe freizuhalten ist, hinweggesetzt.“
- 67 Vgl. Albrecht: Sozialdemokrat (wie Anm. 7), S. 55–57; Beyerchen: Wissenschaftler (wie Anm. 11), S. 134f.; Giovannini: Republik (wie Anm. 12), S. 112f.; Güde: Mierendorff (wie Anm. 9), S. 207–211.
- 68 Vgl. UAH B-8910/602, Bericht Mierendorffs zu dem Vorfall am 27.6.1922, 28.6.1922. Abgedruckt auch in Peters, Weckbecker: Weg zur Macht (wie Anm. 10), S. 66–68.
- 69 Marx war der diensthabende Staatsanwalt am 27.6.1922, vgl. Anm. 22.
- 70 Vgl. UAH B-8917/27, Berichte von Kommissar Hauss, Oberwachmeister Pfeiffer und Oberinspektor Gräf, 27.6.1922; ebd., Bericht von Lenard, 11.7.1922; UAH B-8910/602, Berichte von Dr. F. Schmidt und Karl Röser, nicht datiert.
- 71 UAH B-8910/602, Bericht Mierendorffs (wie Anm. 68).
- 72 Vgl. UAH B-8910/602, Urteilsbegründung im Disziplinarverfahren gegen Mierendorff, 13.8.1923. Abgedruckt auch in Peters, Weckbecker: Weg zur Macht (wie Anm. 10), S. 70–72.
- 73 UAH B-8917/27, Bericht von Hauss (wie Anm. 70).
- 74 Am 1.8.1922 erklärt er in einer polizeilichen Befragung hingegen offensiver, er habe ein Einschreiten für „seine staatsbürgerliche Pflicht“ gehalten und gemeinsam mit den Gewerkschaften „ausdrücklich den Schutz des Staates mit übernommen“, vgl. UAH B-8910/602, Urteilsbegründung gegen Mierendorff (wie Anm. 72).
- 75 UAH B-8910/602, Bericht Mierendorffs (wie Anm. 68).
- 76 Zuckmayer: Porträt (wie Anm. 23), S. 25.
- 77 Vgl. Marx: Werdegang (wie Anm. 22), S. 170.
- 78 Hauss geht von etwa 500 bis 600 Personen aus und Lenard beschreibt in seinen Erinnerungen eine „vielhundertköpfige Menge“, vgl. Lenard: Erinnerungen (wie Anm. 20), S. 255.
- 79 UAH B-8917/27, Bericht von Hauss (wie Anm. 70).
- 80 UAH B-8917/27, Bericht Lenards (wie Anm. 70).
- 81 UAH B-8917/27, Bericht von Hauss (wie Anm. 70): „Die Arbeiter [...] waren außer sich, als auf sie gespritzt wurde und ließen sich in keiner Weise mehr aufhalten.“
- 82 UAH B-8910/602, Bericht Mierendorffs (wie Anm. 68).
- 83 Vgl. UAH B-8910/602, Berichte von Schmidt und Röser (wie Anm. 70); UAH B-8917/27, Bericht Lenards. Mierendorff erklärt in seinem Bericht hingegen, die Menge sei ihrerseits mit Steinen beworfen worden.
- 84 Vgl. UAH B-8917/27, Aufzählung der Schäden durch den Engeren Senat, 28.6.1922.
- 85 Der Oberwachmeister Pfeiffer (vgl. Anm. 70) geht von mittlerweile 3000–4000, Marx von „weit über 1000“ Menschen aus, und Lenard beschreibt in seinem Bericht eine „1000-

- köpfige Menge“.
- 86 Die Darstellungen von Marx, den Polizeibeamten und Lenard decken sich hierbei weitgehend, vgl. UAH B-8917/27; Marx: Werdegang (wie Anm. 22), S. 170–174.
  - 87 Die Episode wurde zu einer Art Märtyrermythos stilisiert. Der NS-Physiker Johannes Stark etwa schreibt in einer Festschrift 1936, Lenard habe sich „der Gefahr der Vergewaltigung durch eine marxistische Bande unter jüdischer Führung ausgesetzt“ und wäre dabei beinahe „in den Neckar geworfen worden“, vgl. Stark: Deutscher Naturforscher (wie Anm. 60), S. 109f.
  - 88 Norbert Giovannini: Zwischen Kaiser und Führer. Die Kommilitonen von Ernst Toller, Carl Zuckmayer, Joseph Goebbels und Golo Mann, in: Karin Buselmeier, Dietrich Harth, Christian Jansen (Hgg.): Auch eine Geschichte der Universität Heidelberg, Mannheim 1985, S. 195–210, hier: S. 203.
  - 89 UAH B-8917/27, Bericht von Hauss (wie Anm. 70).
  - 90 UAH B-8917/27, Erklärung des Engeren Senats (wie Anm. 1).
  - 91 UAH B-8917/27, Protokoll der Sitzung des Engeren Senats vom 28.6.1922: „Diese Erklärung soll auch den Heidelberger Zeitungen zur unverkürzten Verwendung im redaktionellen Teil zugestellt werden.“
  - 92 Jansen: Professoren (wie Anm. 13), S. 148.
  - 93 Mitglieder waren Karl Hampe, Curt Herbst, Gerhard Anschütz und Ludwig Jost (alle der DDP nahestehend), das DVP-Mitglied Alexander zu Dohna und keine herausstechend konservativen Professoren, vgl. ebd., S. 147f.
  - 94 Ebd.
  - 95 Vgl. UAH B-8917/27, Erklärung des Engeren Senats: „Mit allem Ernst und Nachdruck verwahren wir uns [...] gegen das jeder rechtlichen Grundlage entbehrende Verhalten berufsständischer Organisationen [...]“
  - 96 In UAH B-8917/27 liegt auch ein früherer Entwurf der Erklärung vor, der geringfügig von der Endfassung abweicht und u.a. den Vorwurf der „agitatorischen Haltung“ Lenards auslässt.
  - 97 UAH B-8917/27, Protokoll der Sitzung des Engeren Senats (wie Anm. 91).
  - 98 In der Literatur finden sich Angaben, dass der Senat Lenard in einer Disziplinaruntersuchung gerügt (Jansen: Professoren [wie Anm. 13], S. 148), der Senat ein Disziplinarverfahren gegen Lenard eingeleitet und ihn daraufhin suspendiert (Drüll: Gelehrtenlexikon [wie Anm. 14], S. 477) oder die Universität auf Anordnung des Ministeriums ein Disziplinarverfahren gegen Lenard durchgeführt (Wolgast: Universität [wie Anm. 6], S. 133) habe. All dies stimmt nicht: Sowohl die Entscheidung über das Disziplinarverfahren als auch die letztendliche Durchführung erfolgte durch das Ministerium.
  - 99 Hellpach: Wirken (wie Anm. 21), S. 171.
  - 100 UAH B-8917/27, Schreiben des Engeren Senats an Lenard, 29.6.1922.
  - 101 UAH B-8917/27, Schreiben des Kultusministeriums an den Engeren Senat, 7.7.1922.
  - 102 UAH B-8910/602, Schreiben des Engeren Senats an den Akademischen Disziplinarbeamten, 29.6.1922.
  - 103 UAH B-8910/602, Schreiben der einzelnen Studentenschaften mit angehängten Unterschriften an den Engeren Senat, 27.–30.6.1922.
  - 104 UAH B-8910/602, Schreiben der Vereinigung Heidelberger Verbindungen an den Engeren Senat, 7.7.1922.
  - 105 UAH B-8910/602, Schreiben des Allgemeinen Studentenausschusses an Rektor und Engeren Senat, 30.6.1922. Interessanterweise liegt auch ein Schreiben des zweiten AStA-Vorsitzenden Karl Weidinger vor, der gegen den Beschluss Protest einlegt, da dieser „unrechtmäßig zustande gekommen“ sei.
  - 106 UAH B-8910/602, Schreiben der Schüler und Mitarbeiter Lenards an den Engeren Senat, 21.7.1922.
  - 107 GLA 235 Nr. 2202, Unterschriftenaktion von „Studierenden aller Fakultäten“ an das Kultusministerium, 2.7.1922.
  - 108 GLA 235 Nr. 2202, Schreiben des Allgemeinen Studentenausschusses an das Kultusministerium, 5.7.1922.



- 109 GLA 235 Nr. 2202, Schreiben der Heidelberger Waffening-Korporationen an das Kultusministerium, 6.7.1922.
- 110 UAH B-8910/602, Schreiben des Republikanischen Aktionsausschusses an den Engeren Senat, 30.6.1922.
- 111 Vgl. UAH B-8910/602, Schreiben des Physikers August Becker an den Engeren Senat, 30.6.1922.
- 112 Karl Jaspers: Erinnerung, in: Walter Hammer (Hg.): Theodor Haubach zum Gedächtnis, Frankfurt a. M. <sup>2</sup>1955, S. 14–17, hier: S. 14f.
- 113 In GLA 235 Nr. 2202 liegt u.a. ein Artikel der Neuen Zürcher Zeitung zu dem Skandal vor.
- 114 Heidelberger Tageblatt, 28.6.1922, Artikel „Verhaftung des Geheimrat Lenards“, abgedruckt in Peters, Weckbecker: Weg zur Macht (wie Anm. 10), S. 63–66.
- 115 Vgl. Jansen: Professoren (wie Anm. 13), S. 160.
- 116 Deutsche Zukunft, 5.7.1922.
- 117 UAH B-8917/27, Deutsche Wohlfahrt. Blätter für die Volksbewegung im Reich, Herbst 1922 (nicht genauer datiert).
- 118 GLA 235 Nr. 2202, Deutsche Allgemeine Zeitung, 1.8.1922.
- 119 UAH B-3075/1a, Antwortschreiben des Engeren Senats an Carl Harries, 4.8.1922.
- 120 GLA 235 Nr. 2202, Drucksache des Reichstages Nr. 5191, 1. Wahlperiode, 2.11.1922.
- 121 Lenard: Erinnerungen (wie Anm 20), S. 254.
- 122 Vgl. Giovannini: Kaiser und Führer (wie Anm. 88), S. 203; Christian Jansen: Philipp Lenard, in: Michael Fahlbusch, Ingo Haar, Alexander Pinwinkler (Hgg.): Handbuch der völkischen Wissenschaften. Akteure, Netzwerke, Forschungsprogramme, Berlin, Boston <sup>2</sup>2017, S. 433–438, hier: S. 434. Sabrow und Wolgast formulieren es vorsichtiger als „angebliche“ Aussage Lenards, vgl. Sabrow: Rathenaumord (wie Anm 2), S. 165; Eike Wolgast: Die Universität im politischen Spannungsfeld, in: Jörn Bahns (Hg.): Zwischen Tradition und Moderne. Heidelberg in den 20er Jahren, Heidelberg 1994, S. 153–165, hier: S. 155.
- 123 Eventuell ist das auf die Darstellung Zuckmayers zurückzuführen, Lenard habe Studierende gewarnt, er werde sich „diejenigen, die eines toten Juden wegen nicht zur Vorlesung kämen, für die Prüfung merken“, vgl. Zuckmayer: Porträt (wie Anm. 23), S. 24.
- 124 Wolgast: Spannungsfeld (wie Anm. 122), S. 155.
- 125 UAH B-8917/27, Bericht Lenards (wie Anm. 70).
- 126 UAH B-8917/27, Abschrift der Urteilsbegründung im Strafkammerverfahren, 10.4.1923.
- 127 GLA 235 Nr. 2202, Schreiben Lenards an das Kultusministerium, 30.6.1922.
- 128 Vgl. Albrecht: Sozialdemokrat (wie Anm. 7), S. 57–59.
- 129 Vgl. Güde: Mierendorff (wie Anm. 9), S. 211–218.
- 130 Lenard: Erinnerungen (wie Anm. 20), S. 258.
- 131 UAH B-8917/27, Urteilsbegründung im Strafkammerverfahren (wie Anm. 126).
- 132 Ebd., Heidelberger Tageblatt, 11.4.1923, Artikel „Das Urteil im Prozess Mierendorff“.
- 133 Giovannini: Republik (wie Anm. 12), S. 113. Fast identisch formuliert es auch Wolgast: Spannungsfeld (wie Anm. 122), S. 155.
- 134 UAH B-8917/27, Schreiben von Hellpach an Rektor Anschütz, 1.5.1923.
- 135 UAH B-8917/27, Schreiben von Hellpach an den Engeren Senat und an Lenard (wie Anm. 65).
- 136 „Der Engere Senat ist der Ansicht, dass das Ministerium nicht umhin können wird, die Einleitung des Disziplinarverfahrens gegen Lenard in Erwägung zu ziehen [...]“ Vgl. Anm. 97.
- 137 GLA 235 Nr. 2202, Gesuch Lenards um Versetzung in den Ruhestand an den Kultusminister, 29.5.1923.
- 138 Vgl. Wolgast: Universität (wie Anm. 6), S. 133.
- 139 UAH B-8917/27, Unterschriftenaktion für einen Verbleib Lenards an den Engeren Senat und das Kultusministerium, 1.6.1923.
- 140 Vgl. Lenard: Erinnerungen (wie Anm. 20), S. 260.
- 141 In seinen Erinnerungen erwähnt Lenard diese interessanterweise nicht, während er die studentische Unterstützung betont, vgl. ebd.
- 142 UAH B-8917/27, Schreiben Franz Himstedts an Rektor Anschütz, 5.6.1923.
- 143 GLA 235 Nr. 2202, Schreiben Jonathan Zennecks an das Kultusministerium, 5.6.1923.

- 144 GLA 235 Nr. 2202, Gesammelte Solidaritätserklärung deutscher Hochschullehrer der Physik an das Kultusministerium, 21.6.1923.
- 145 Hellpach: Wirken (wie Anm. 21), S. 171.
- 146 UAH B-8917/27, Urteilsbegründung gegen Lenard (wie Anm. 65). Vgl. auch Hellpach: Wirken (wie Anm. 21), S. 171: „Ich hatte kaum noch eine andere Wahl als den ‚Verweis‘“.
- 147 GLA 235 Nr. 2202, Erklärung Lenards in der Disziplinaruntersuchung gegen ihn, 5.6.1923.
- 148 So deuten es auch Jansen: Professoren (wie Anm. 13), S. 148; Schirmmacher in Lenard: Erinnerungen (wie Anm. 20), S. 14. Es muss jedoch berücksichtigt werden, dass zumindest die Erklärung der Physik-Hochschullehrer zeitlich nach dem Urteilspruch erfolgte.
- 149 UAH B-8917/27, Schreiben Lenards an den Dekan der Naturwissenschaftlich-Mathematischen Fakultät Jost, 26.6.1923.
- 150 UAH B-8917/27, Schreiben Hellpachs an Lenard, 19.6.1923.
- 151 Lenard: Erinnerungen (wie Anm. 20), S. 260.
- 152 GLA 235 Nr. 2202, Schreiben des Engeren Senats an den Kultusminister, 13.6.1923.
- 153 UAH B-8917/27, Separatvotum von Anschütz, Beer, Herbst, Jost und Thoma, 14.6.1923.
- 154 Deutsche Zukunft, 20.7.1923, Artikel „Zum Fall Lenard“.
- 155 Vgl. u.a. UAH B-8917/27, Schreiben von Franz Himstedt an Rektor Anschütz, 13. Juli 1923.
- 156 Vgl. Giovannini: Republik (wie Anm. 12), S. 114.
- 157 Ebd.
- 158 Vgl. Albrecht: Sozialdemokrat (wie Anm. 7), S. 62.
- 159 UAH B-8910/602, Urteilsbegründung gegen Mierendorff.
- 160 GLA 235 Nr. 3314, Deutsche Hochschulzeitung, Artikel „Die Schande von Heidelberg“, nicht datiert.
- 161 Giovannini: Republik (wie Anm. 12), S. 114. Auch Jaspers beschreibt negative Reaktionen im Lehrkörper, vgl. Jaspers: Erinnerung (wie Anm. 112), S. 16.

**Frank Engehausen**

## **Fritz Rimmler und der „Deutsche Oktober“ 1923 in Heidelberg**

Weit weniger stark im kollektiven Gedächtnis verankert als der gescheiterte Hitler-Ludendorff-Putsch in München vom 9. und 10. November 1923 sind die kommunistischen Umsturzversuche vom Oktober desselben Jahres, obwohl beide Aktionen eng miteinander verknüpft waren:<sup>1</sup> Während der Antibolschewismus eine der stärksten Antriebskräfte der nationalsozialistischen Staatsstreichpläne war, setzten die Kommunisten im Herbst 1923 darauf, die Niederschlagung eines rechtsradikalen Putsches, den man als unmittelbar bevorstehend erwartete, zu einem revolutionären Umsturz auszunutzen. Anders als der nationalsozialistische Putsch, der auf Bayern begrenzt war, handelte es sich bei den Plänen für den „Deutschen Oktober“, die vom Exekutivkomitee der Kommunistischen Internationale in Moskau ausgingen, um ein regional breit angelegtes Unternehmen, das zwar auf die kommunistischen Hochburgen Sachsen, Thüringen und Hamburg fokussierte, aber ein reichsweites Netz von „Proletarischen Hundertschaften“ als Fußtruppen der Revolution zu knüpfen versuchte.

Wie Heidelberg in dieses revolutionäre Netz der Kommunisten eingebunden war, ist noch unerforscht und kann auch an dieser Stelle nicht mit irgendwelchen Ansprüchen auf verlässliche Überblicksleistungen geschildert werden. Stattdessen sind nur einige Fundstücke mitzuteilen, die mehr oder minder zufällig entdeckt wurden, als sich der Verfasser dieser Zeilen auf die Suche nach Informationen über ein vergessenes Heidelberger Opfer der nationalsozialistischen Verfolgungen begeben hat: über Fritz Rimmler, der wegen seiner Betätigung für die Kommunistische Partei zwischen 1933 und 1937 mehrere Haftstrafen in Heidelberg, Mannheim, Karlsruhe und Schwäbisch Hall verbüßte und vom Frühjahr 1937 bis zum April 1939 im Konzentrationslager Dachau inhaftiert war. Während sich hierzu über Rimmlers eigene Angaben in seinem Wiedergutmachungsverfahren<sup>2</sup> hinaus bislang nichts in Erfahrung bringen ließ, sind – quasi als Kollateralnutzen der Recherchen – Akten ermittelt worden, die Rimmlers politische Tätigkeit im Jahr 1923 erhellen. Einige Lektürefrüchte hieraus seien im Folgenden geschildert.

Fritz Rimmler wurde am 17. September 1890 in Eppelheim geboren. Er erlernte den Beruf eines Landwirts, gründete eine Familie – das einzige Kind wurde 1915 geboren –, nahm als Soldat am Ersten Weltkrieg teil und überlebte ihn als Invalide.<sup>3</sup> Aufgrund seiner Kontakte zur Sozialdemokratie, die schon länger bestanden oder vielleicht auch erst in der Revolution geknüpft wurden, erhielt er 1919 die Stelle eines Schuldieners in Kirchheim. Rimmler radikalisierte sich, wurde, wie es die sozialdemokratische „Volkszeitung“ wenig freundlich formulierte, „in der kommunistischen Schnellbleiche in Mannheim mit Phrasen vollgepfropft“<sup>4</sup> und kandidierte am Jahresende 1922 bei den Kommunalwahlen in Heidelberg für die KPD, die mehr als 2.000 Stimmen erzielte.<sup>5</sup> Im Heidelberger Stadtrat, in den er mit seinem Parteifreund Hermann Böning einzog, war Rimmler indes keine lange Tätigkeit vergönnt: Bereits im September 1923 wurde gegen ihn wegen Beleidigung des Oberbürgermeisters Ernst

Walz und des Stadtrats Josef Nepple ein Dienstpolizeiverfahren eingeleitet, womit ihm die Teilnahme an weiteren Gremiensitzungen vorläufig verwehrt blieb.

**E 11182**

Akten-Nr. ....  
Kartei-Nr. ....

**Landesbezirksstelle  
für die Wiedergutmachung  
- Karlsruhe**

Anschrift: Karlsruhe Justizministerium, Hoffstraße 10

Politisch / Rassistisch / Religiös  
Gruppe .....

19.10.1947

**Antrag auf Wiedergutmachung \*)**

**I. Personalien**

Vor- und Zuname: Fritz Rimmler  
 Anschrift: Heidelberg-Kirchheim, Wiggertspfad 6  
 geb.: 17.5.1890 in Byppelheim Kreis: Heidelberg  
 Familienstand: verh. Kinder: 1 Deren Alter: 32 Jahre  
 eigener Beruf: Landwirt Ausgebüeter Beruf: Hausmeister  
 Mitglied der NSDAP. oder einer ihrer Gliederungen? nein  
 Spruchkammerbescheid vom 10.10.46 Einstufung: nicht betroffen  
 Rechtskräftig seit: /

**II. Angaben über meine Verfolgung bzw. Schädigung**

Grund der Verfolgung bzw. Schädigung: Politische Betätigung  
 Ort des Beginns der Verfolgung: Heidelberg  
 Wohnhaft in Nordwürttemberg-Nordbaden seit Geburt

Ich befand mich - Meinst - befand(en) sich  
4 Jahre 3 Monate im Gefängnis in Heidelberg, Karlsruhe, Schw. Hall  
1 Jahre - Monate im Zuchthaus in Mannheim, Kassel u. Frankfurt.  
2 Jahre - Monate im KZ Daclau  
- Jahre - Monate illegal in ~~Frankfurt~~  
- Jahre 2 Monate in Emigration in Tschechoslowakei  
- Jahre - Monate beim Bew.-Batl. 999, 500, bei der SS Div. Dirlwanger

Anklage erhoben wegen: vorbereitung zum Hochverrat  
 Urteil des Oberlandesgericht Karlsruhe vom 8. März 1935  
 Strafmaß: 31 Monate Gefängnis Davon verbüßt: 31 Monate  
 Geldstrafe: RM. unbekannt Gerichts- und Haftkosten: RM. unbekannt  
 Urteil aufgehoben auf Grund des Gesetzes zur Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts in der  
 Strafrechtspflege vom 31. 5. 1946 (Reg.Bl. S. 205)  
 am II. Beschluß des Vize Generalstaatsanw. ~~...~~ 15. Sept. 1947 Karlsruhe

Antrag Rimmlers auf Wiedergutmachung mit Übersicht seiner Haftstrafen seit 1933 (Generallandesarchiv Karlsruhe 480 1182)

Der Anlass des Verfahrens war ein Wortgefecht in der Stadtratssitzung vom 17. September, über das Rimmler drei Tage später dem Landeskommissär Heinrich Hebling in Mannheim vortrug, dass Böning und er durch eine Aussage Nepples über angeblich zu hohe Unterstützungsleistungen für Arbeitslose provoziert worden seien. Nepple habe einen Arbeitgeber zitiert, der von einem seiner Arbeiter aufgefordert worden sei, ihn für zwei Wochen zu entlassen, „damit er auch einmal Erwerbslosenunterstützung beziehen könne“, sich dann aber geweigert, den Namen des Arbeitgebers zu nennen, woraufhin er Nepple als Lügner bezeichnet habe. Oberbürgermeister Walz habe er in Zusammenhang mit dem Vertrag über die Eingemein-

dung Kirchheims nach Heidelberg – es ging um die Übernahme einer Handarbeitslehrerin in den städtischen Dienst – ebenfalls der Lüge bezichtigt. Dass er mit diesen Vorwürfen im Recht sei, stand für Rimmler außer Zweifel: Er verweigerte die Unterschrift unter das von der Einvernahme durch den Landeskommissär angefertigte Protokoll und bemerkte, „daß ich mich nicht entheben lasse und nach wie vor in die Stadtratssitzung gehen werde“, woraufhin ihn Hebling „auf die schweren Folgen seiner Stellungnahme“ hinwies.<sup>6</sup>

Ganz so forsch war Rimmler nicht mehr, als er kurz darauf vom Heidelberger Oberstaatsanwalt einbestellt wurde, weil Hebling parallel zu dem Dienstpolizeiverfahren Strafanzeige gegen ihn wegen Beleidigung erstattet hatte: Rimmler bat um Verlegung des Termins, um sich zunächst mit seinen Parteifreunden zu besprechen, und gab schließlich am 26. September die Erklärung ab, dass er den gegenüber Nepple und Walz gebrauchten Ausdruck „Lügner“ mit „Bedauern“ zurücknehme – allerdings unter dem Vorbehalt, „daß von dem Herrn Landeskommissär der Strafantrag gegen mich zurückgezogen wird“.<sup>7</sup> Die Heidelberger staatsanwaltschaftlichen Akten gelangten über das Mannheimer Landeskommissariat ins Heidelberger Rathaus, wo Walz Rücksprache mit Nepple hielt und anschließend dem Landeskommissär mitteilte, dass beide kein Interesse mehr an der Angelegenheit hätten, wenn Rimmler denn die „ausgesprochenen beleidigenden Äußerungen mit dem Ausdruck des Bedauerns in vollem Umfange“ zurücknehme.<sup>8</sup> Da dies aber bislang nicht geschehen war, weil Rimmler offensichtlich auf die Rücknahme der Strafanzeige durch den Landeskommissär wartete, begannen die Mühlen der Justiz zu mahlen mit der Anklageerhebung durch die Heidelberger Staatsanwaltschaft am 13. Dezember 1923.<sup>9</sup>

Ebenso wie das Dienstpolizeiverfahren geriet jedoch auch das Beleidigungsverfahren ins Stocken, da Rimmler am Jahreswechsel 1923/24 wegen eines weitaus gravierenderen Vorwurfs, nämlich eines Hochverratsverbrechens, in Untersuchungshaft genommen wurde. Der Vorwurf bezog sich auf die Plünderung eines Pulverlagers im Neckarsteinacher Ortsteil Neckarhausen-Lanzenbach in der Nacht vom 27. auf den 28. Oktober 1923. Den Tätern war die Polizei auf die Spur gekommen, als am 6. Dezember – an diesem Tag kam es in Heidelberg zu massiven Unruhen anlässlich einer Demonstration von Arbeitslosen<sup>10</sup> – in Neckargemünd ein Kommunist wegen eines Handgranatenwurfs festgenommen wurde. Offenkundig brachte die Polizei den selbstgefertigten Sprengkörper mit der Plünderung des Pulverlagers einige Wochen zuvor in Zusammenhang und konnte den Fall so aufrollen. Als Ergebnis der Ermittlungen ging man davon aus, dass 40 bis 50 Kommunisten aus den Ortsgruppen des Neckartales zwischen Heidelberg und Eberbach an der Plünderung beteiligt und in das auf dem Gelände eines Landwirts gelegene Depot der Vereinigten Pulverfabriken Köln-Rottweil gewaltsam eingedrungen waren, aus dem sie knapp zwölf Zentner Sprengpulver entwendeten. Diese wurden von den Versammelten „je in mitgebrachten Rucksäcken oder anderen Behältnissen [...] zur Verwendung für Parteizwecke weggetragen“.<sup>11</sup>

Rimmler selbst war bei der Plünderung des Pulverlagers nicht anwesend gewesen, wurde aber von einem der Haupttäter, dem Eberbacher Schiffer Ernst Oster-tag, als der politische Auftraggeber des Verbrechens benannt. Rimmler konzedierte während der Ermittlungen und vor Gericht zwar, bis Mai 1922 Vorsitzender der Unterbezirksleitung der KPD Heidelberg gewesen zu sein, bestritt aber, das Amt eines „Kampfleiters“ innegehabt und irgendwelche strategischen Planungskompetenzen

besessen zu haben. Von der Neckarsteinacher Aktion habe er eher zufällig von seinem Amtsnachfolger als Heidelberger Unterbezirksleiter, dem wegen seiner Beteiligung an den Unruhen vom 6. Dezember bereits verhafteten Ewald Hinzmann, erfahren, der ihm vom „Bestehen der Absicht“ unterrichtet habe, „ein bei Neckarsteinach in einem Schuppen entdecktes, Faschisten gehöriges Pulverlager mit mindestens 20 Ztr. zu räumen, um es nicht den Faschisten in die Hände fallen zu lassen“. Sobald das Lager geräumt sei, „komme ein Auto von Mannheim und hole den Sprengstoff“. Hiergegen habe er, so Rimmler, Bedenken gehabt; insbesondere sei ihm der Transport des Sprengstoffs mit dem Auto durch Heidelberg gefährlich erschienen. Dies habe er nicht nur Hinzmann gegenüber geäußert, sondern auch der KPD-Bezirksleitung in Mannheim schriftlich mitgeteilt. Von dieser sei dann jedoch die Mitteilung gekommen, dass an der Aktion festgehalten werde; „es werde aber vom Autotransport abgesehen und es solle auch nicht alles nach Mannheim kommen, sondern ein Teil solle nach Mannheim, ein Teil nach Stuttgart, der Rest nach anderen Orten gebracht werden“.<sup>12</sup>

Aus der Rolle des Mahnenden sei er dann, so Rimmler, eher zufällig zum Tatbeteiligten geworden. Da kein Arbeitsloser als Kurier – üblicherweise übermittelte man in der KPD Nachrichten auf diesem Wege – zur Verfügung gestanden habe, sei er selbst nach Eberbach zu Ostertag gefahren, um ihn von der Planänderung der Bezirksleitung zum Abtransport des Sprengstoffs zu unterrichten. Druck auf den zögernden Ostertag habe er, anders als dieser behauptete, dabei nicht ausgeübt, insbesondere habe er ihm nicht gesagt: „Befehl ist Befehl und wer nicht Folge leistet, wird erschossen“. Auch bei den weiteren Tatvorbereitungen sei er nur ungewollt als Mittelsmann tätig gewesen: Ein Mannheimer Kurier, der eigentlich Hinzmann die Adressen für die Ablieferung des Pulvers und das Fahrgeld für die Reise der Eberbacher Kommunisten nach Stuttgart übermitteln wollte, sei irrtümlich bei ihm vorstellig geworden, und er habe die Papiere und das Geld dann notgedrungen durch einen Kurier nach Eberbach bringen lassen. „Er habe die Sache hintertreiben wollen, sie sei aber schon zu weit gediehen gewesen. Der Anstiftung zum Diebstahl bekennt sich Rimmler somit nicht schuldig, höchstens eine Beihilfe habe er begangen.“<sup>13</sup>

Der Leipziger Staatsgerichtshof, vor dem das Verfahren gegen die Tatbeteiligten geführt wurde, schenkte Rimmlers Ausführungen keinen Glauben, sondern sah in ihm, „dessen Intelligenz und Verschlagenheit auch der als Zeuge gehörte Untersuchungsrichter“ hervorgehoben habe,<sup>14</sup> den Anstifter, auch wenn der „Partei-befehl“ höheren Ortes ergangen sein möge. Auch war die Tat für das Gericht kein einfaches Diebstahlsdelikt, da der Zweck der Plünderung die Bewaffnung der eigenen Partei gewesen sei. Dass es darum gegangen sei, den Sprengstoff der Verfügung irgendwelcher „Faschisten“ zu entziehen, möge der Motivation der Mittäter gedient haben, sei aber eine haltlose Schutzbehauptung. Vielmehr sei es den Drahtziehern des Unterfangens darum gegangen, die KPD für einen Bürgerkrieg zu rüsten, in dem die bestehende Verfassung nicht gegen ihre Feinde von rechts geschützt, sondern vielmehr in einem revolutionären Akt überwunden werden sollte. An der Einstimmung der Parteimitglieder hierauf habe sich Rimmler im Vorfeld der Plünderung maßgeblich beteiligt. Allein in Eberbach sei er im Oktober 1923, als in der „Partei überhaupt eine fieberhafte Tätigkeit geherrscht habe“, etwa zehn Mal als Redner aufgetreten und habe „nicht nur den Vortrag über die Anfertigung der Handgranaten gehalten, sondern einmal auch über den Häuserkampf gesprochen [...]: sie sollten von den Häusern aus Handgranaten auf die Schupo, Reichswehr und Faschisten werfen,

wenn sie kämen; ihre Frauen und Mädchen sollten sich an die Reichswehr und Schupo heranmachen, sie verhetzen und mit ihnen poussieren, um sie auf ihre Seite herüberzuziehen".<sup>15</sup>

Das Urteil, das der Staatsgerichtshof gut anderthalb Jahre nach der Tat, am 1. April 1925, gegen die zehn Angeklagten sprach, erfolgte dementsprechend wegen Verbrechen und Vergehen gegen Paragraph 81 des Strafgesetzbuches (Hochverrat), gegen das Sprengstoffgesetz und gegen das Republikenschutzgesetz. Paragraph 7 dieses Republikenschutzgesetzes traf vor allem auf Rimmler zu, den das Gericht zum engeren Funktionärskörper der KPD zählte, „der das Umsturziel der Partei bewußt aufgestellt hat und fördert und in der Richtung auf ungesetzliche Zwecke bestimmte Verrichtungen übertragen erhält und übernimmt".<sup>16</sup> Rimmler galt deshalb als einer der Hauptschuldigen, dem „die Hauptlast der moralischen Verantwortung für die durch das Diebstahlsverbrechen erschwerte Straffälligkeit der örtlichen Täter zufällt“, und wurde zu einer dreijährigen Zuchthaftstrafe verurteilt.<sup>17</sup> Mit diesem Urteil wurde auch das ausgesetzte Dienstpolizeiverfahren gegen Rimmler wegen der beleid-

Abchrift.  
St. R. St. 160/1924.  
 13/14a J. 1321/28.

I n   W a s s e n   d e s   R e i c h s .

I n   d e r   S t r a f e n a c h e   g e g e n

1. den Schiffer Ernst O s t e r t a g aus Eberbach, geboren am 16. Dezember 1888 daselbst, badischer Staatsangehörigkeit,
2. den Heizer Gottlieb L a m m e r aus Neckarsteinach, geboren am 24. April 1888 daselbst, hessischer Staatsangehörigkeit,
3. den Friseur Friedrich S t a e u n d aus Eberbach, geboren am 19. Januar 1902 daselbst, badischer Staatsangehörigkeit,
4. den Schlosser Adolf W e b e r aus Neckargemünd, geboren am 3. August 1889 in Mannheim, badischer Staatsangehörigkeit,
5. den Fabrikarbeiter Adam B u o h l e r aus Schönau, geboren am 26. Juli 1903 daselbst, badischer Staatsangehörigkeit,
6. den Buchdrucker Robert B a u e r aus Neckargemünd, geboren am 16. Juli 1904 daselbst, badischer Staatsangehörigkeit,
7. den Schlosser Herbert J a n d e r aus Mannheim, geboren am 12. Februar 1899 in Hamslau, preussischer Staatsangehörigkeit
8. den Schuldioniere Friedrich R i m m l e r aus Kirchheim, geboren am 17. September 1890 in Eppelheim (Bezirk Heidelberg), badischer Staatsangehörigkeit,
9. den Drucker Gustav K u h l e n aus Mannheim, geboren am 12. Dezember 1885 in Barmen, badischer Staatsangehörigkeit,
10. den Schlosser Ludwig B r e i s o h aus Neckarsteinach, geboren am 17. September 1898 in Mannheim, badischer Staatsangehörigkeit,

sämtlich in Leipzig in Untersuchungshaft,  
 wegen Verbrechen und Vergehen gegen §§ 81<sup>2</sup>, 86, 242, 248  
 Ziffer 2, 3 und 5, 47, 73 StGB., § 7 des Sprengstoffgesetzes,  
 §§ 1, 3 Abs. 1 und 2 der Verordnung über Waffenbesitz vom  
 13. Januar 1919, §§ 7 Ziffer 4 und 5, 9, 10 des Republik-  
 schutzgesetzes,

Urteil des Leipziger Staatsgerichtshofs gegen die Beteiligten der Plünderung des Neckarsteinacher Pulverlagers (Generallandesarchiv Karlsruhe 318 111)

genden Äußerungen vom September 1923 hinfällig: Am 14. Juli 1925 erklärte der Heidelberger Stadtrat Rimmler „seines Amtes als Stadtrat für verlustig“.<sup>18</sup>

Die breiten Ermittlungen, die wegen der Plünderung des Neckarsteinacher Pulverlagers geführt wurden, nutzte die Staatsanwaltschaft Heidelberg auch dazu, sich ein Gesamtbild von Ausbreitung und Arbeit der KPD in der Region zu machen. Überliefert sind die Informationen hierzu in einer im Generallandesarchiv Karlsruhe aufbewahrten Akte mit dem Titel „Links- und rechtsradikale Organisationen & Bestrebungen“.<sup>19</sup> Ausweislich dieser Akte gab es im November 1923, als die KPD infolge der Unruhen des „Deutschen Oktobers“ für einige Monate reichsweit verboten wurde, im Unterbezirk Heidelberg 35 Ortsgruppen, darunter eigenständige Gruppen in den Heidelberger Ortsteilen Handschuhsheim, Kirchheim, Pfaffengrund und Wieblingen. Die Mitgliederzahlen im Unterbezirk Heidelberg waren im Jahr 1923 stark angewachsen, von 472 im März auf 1.330 im September. Von der Ortsgruppe Kirchheim, die von Rimmler geleitet wurde, sind zwei „Ortsfragebogen“ überliefert, mit denen der Parteizentrale Informationen über Mitgliederentwicklung und Tätigkeit mitgeteilt wurden: Im April 1923 gab es in Kirchheim 72 Mitglieder, darunter elf weibliche. In diesem Monat fanden vier Funktionärszusammenkünfte statt, zwei Mitgliederversammlungen, die jeweils von 40 Personen besucht wurden, und eine öffentliche Versammlung, auf der Rimmler sprach, mit 80 Besuchern. Der Ortsfragebogen vom September 1923 nannte 95 Mitglieder, darunter 14 weibliche, und eine deutlich gestiegene Resonanz der Parteiveranstaltungen: Bei den beiden Mitgliederversammlungen waren die Mitglieder fast vollständig (jeweils 80) erschienen, bei den drei Funktionärszusammenkünften fanden sich jeweils 20 Teilnehmer ein, und die öffentliche Versammlung lockte 300 Besucher an. Außerdem verwiesen die Kirchheimer Kommunisten auf zwei von ihnen in diesem Monat veranstaltete Straßendemonstrationen mit 1.000 Teilnehmern. Vermutlich spielte Rimmler bei der öffentlichen Versammlung und den beiden Demonstrationen erneut eine Hauptrolle; eine Aufstellung der Redner des Unterbezirks Heidelberg jedenfalls nennt ihn unter 15 Personen, von denen einige allerdings nur bei „aller grösster Notwendigkeit verwendet“ werden sollten, an erster Stelle mit der Befähigung, über „Politisches“, „Kommunales“, die „Agrarfrage“, die „Gewerkschaftsfrage“, auf „Mitgliederversammlungen“ und vor „Arbeitslosen“ sprechen zu können.

Der weitere politische Lebensweg des Kirchheimer Kommunistenführers, der hier für das Jahr 1923 beschlaglichtet werden konnte, liegt noch weitgehend im Dunkeln und lässt sich durch die vom Verfasser dieser Zeilen eingesehenen Archivalien kaum erhellen. Ein schmaler Faszikel aus dem Landtagsbestand des Generallandesarchivs Karlsruhe enthält eine Petition Rimmlers vom Juli 1925 aus dem Männerzuchthaus Bruchsal, in dem er seine Haftstrafe verbüßte. In dieser Petition forderte Rimmler im eigenen und im Namen aller in Bruchsal einsitzenden politischen Häftlinge, die Vergünstigungen einer neuen Strafvollzugsverordnung – insbesondere die Möglichkeit, Lebensmittel zu kaufen und „politische Literatur“ zu lesen – auch den politischen Häftlingen zukommen zu lassen anstatt sie automatisch in die Kategorie des strengsten Strafvollzugs einzuordnen. Es sei doch „tief traurig, daß man in einer kulturell fortgeschrittenen Zeit politischen Gegnern, die für ein Ideal – das dem Wohl des Menschen dienen wollte – leiden müssen, eine solche schlechte und strenge Behandlung zukommen läßt“.<sup>20</sup>



Karlsruhe, den 12. Juli 1925.

Bad. Landtag  
EINWÄRTIGES KÖNIGREICH

an den Landtag des „Königreichs Baden“  
Karlsruhe.

47 105  
Gemäß § 31 Abs. 1 Schlussatz der  
Geschäftsordnung, weil demnach  
an der  
Berichterstattung  
Karlsruhe, den 21. 9. 25.  
Der Präsident,  
L. Himmeler

Betr.:  
Behandlung politischer Gefangener im  
Kammerzucht haus in Bruchsal.  
Herbe Volkesvertretung!

105  
Seit dem 1. Juli d. J. sind auch wir bedacht  
mit dem Beginn der neuen Strafverfolgung.  
Für Einföhrung derselben hießen sich politische Gefangene;  
Lebensmittel zu kaufen in politische Literatur lesen.  
Durch Einweisung genannter Gefangener in Stufe I,  
- das ist „strengster in höchster Strafverfolgung - sind  
erwähnte Gegenstände „weggefallen“. Da im Zucht haus  
eine 9 monatige Strafverfolgung hinter sich hat, wird  
da Stufe II eingeleitet. Gemüthliche Leute, die 9 Monate  
hier sind, werden aber milder behandelt als wir  
politische Gefangene. „Als Menschen müssen wir stehen  
den gemilderten Strafverfolgung“. Doch schmerzt es uns,  
zu Zeit noch schlechter als: Mord, Diebstahl, Falschmünz,  
Hochverrat, Raubmörder usw. behandelt zu werden.  
Für uns politische Gefangene ist eine solche  
Behandlung, seitens unserer Direktion, doppelt be-  
greifend. Haben wir doch zum Teil bis zu 16 Monaten  
strenge Untersuchungshaft hinter uns. Können wir doch  
die ganze „Härte der Gerechtigkeit“ empfinden, so  
tritt als neue „Härte“: strengster Strafverfolgung  
hinzu.“

Petition Rimmlers an den badischen Landtag mit der Forderung nach Verbesserung der Haftbedingungen im Zuchthaus Bruchsal (Generallandesarchiv Karlsruhe 231 6792)

Nach seiner Haftentlassung kehrte Rimmler zu seiner Familie nach Kirchheim zurück, konnte seinen Beruf als Schuldiener aber nicht mehr ausüben, da er als vorbestrafter Hochverräter im öffentlichen Dienst untragbar war. Irgendwann in den folgenden Jahren fand er ein Auskommen als Sekretär beim Deutschen Freidenkerverband; dies jedenfalls war die Position, aus der die Nationalsozialisten ihn im

März 1933 entfernten. Damit begann für Rimmler, wie eingangs erwähnt, eine mehrjährige Odyssee durch verschiedene Haftanstalten: Nach Schutzhaftaufenthalten in Mannheim und Heidelberg 1933 wurde Rimmler 1934 erneut in Haft genommen wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“. Über die Strafanstalten Heidelberg, Karlsruhe und Mannheim gelangte er ins Gefängnis Schwäbisch Hall, aus dem er – er figurierte in den Akten inzwischen als „Gastwirt“ – im Januar 1937 entlassen wurde. Rimmler verbrachte anschließend zwei Monate in der Tschechoslowakei, wo er aber offenkundig nicht Fuß fassen konnte. Nach seiner Rückkehr wurde er als verdächtiger Remigrant ins Konzentrationslager Dachau verbracht, aus dem er am 20. April 1939 – möglicherweise also im Zuge einer Amnestie zum „Führergeburtstag“ – nach Kirchheim entlassen wurde, wo er sich fortan jeden dritten Werktag bei der Ortspolizeibehörde zu melden hatte.<sup>21</sup> Rimmler gelang es, sich so unauffällig zu verhalten, dass weitere Verhaftungen ausblieben. Wie er während des Zweiten Weltkriegs seinen Lebensunterhalt bestritt, geht aus den eingesehenen Akten nicht hervor. Als er 1947 seinen Antrag auf Wiedergutmachung stellte, nannte Rimmler als seinen Arbeitgeber die Heidelberger Milchversorgung GmbH. Fritz Rimmler starb am 3. Juli 1978 in Kirchheim. Neben der Todesanzeige der Witwe und des Sohnes fand sich in der Presse auch eine Anzeige der Keglervereinigung Heidelberg, die ihres Ehrenmitgliedes gedachte.

## Anmerkungen

- 1 Vgl. Bernhard H. Bayerlein, Leonid G. Babicenکو u.a. (Hgg.): Deutscher Oktober 1923. Ein Revolutionsplan und sein Scheitern, Berlin 2003; Harald Jentsch: Die KPD und der „Deutsche Oktober“ 1923, Rostock 2005; Otto Wenzel: 1923 – die gescheiterte deutsche Oktoberrevolution, Münster 2003.
- 2 Vgl. GLA 480 1182.
- 3 Vgl. ebd., Personalbogen vom 18.10.1947.
- 4 Volkszeitung vom 17.9.1923.
- 5 Vgl. Volksfreund vom 20.11.1922.
- 6 GLA 318 111.
- 7 Ebd.
- 8 Stadtarchiv Heidelberg AA 24/7, Schreiben vom 5.10.1923.
- 9 Vgl. ebd., Mitteilung an den Heidelberger Oberbürgermeister.
- 10 Vgl. Volkszeitung vom 7.12.1923. In der Polizeistation am Bismarckplatz wurden Fensterscheiben eingeworfen, und ein Polizist und ein unbeteiligter Arbeiter erlitten Schussverletzungen.
- 11 GLA 318 111, Abschrift des Urteils des Staatsgerichtshofs Leipzig vom 1.4.1925, S. 11.
- 12 Ebd., S. 13.
- 13 Ebd., S. 14.
- 14 Ebd., S. 15.
- 15 Ebd., S. 30.
- 16 Ebd., S. 38.
- 17 Ebd., S. 41f.
- 18 Stadtarchiv Heidelberg (wie Anm. 8), Mitteilung an den Landeskommissär vom 24.7.1925.
- 19 Vgl. GLA 309 6160.
- 20 GLA 231 6792, Gesuch vom 12.7.1925.
- 21 Vgl. GLA 480 1182.

**Reinhard Riese**

## **„Ich hatte weitgehende Pläne ...“**

**Erich Ross und die Firma Teroson 1930–1950**

Die vorliegende Studie widmet sich der Entwicklung der Heidelberger Chemiefirma Teroson von einem kleinen Familienbetrieb zu einem mittelständischen Industrieunternehmen. Geprägt wurde dieser Aufstieg zwischen 1930 und dem Beginn der 1950er Jahre von Erich Ross, dem Firmenchef der 2. Generation. Welche Haltung nahm er gegenüber der NS-Ideologie und dem NS-Staat ein? War er ein überzeugter Anhänger des Nationalsozialismus oder ein tüchtiger Unternehmer, der sein Verhalten im Interesse der Firma dem NS-System anpasste? In welchem Maße begünstigten der Wirtschaftsaufschwung der 1930er Jahre, die Aufrüstung und die Kriegswirtschaft den wirtschaftlichen Erfolg des Unternehmens? Wie überstand Ross die Zeit der amerikanischen Besatzung und wie führte er den Ausbau der Firma in der frühen Bundesrepublik fort?

### **Die ersten 30 Jahre – ein handwerklicher Familienbetrieb**

Die Keimzelle der Teroson-Werke lag in einem kleinen Familienbetrieb, den der 30-jährige Kaufmann Theodor Roß (1868–1939) 1898 in Mannheim gründete.<sup>1</sup> Er vertrieb zunächst Seifen, Putz- und Pflegemittel für den Haushaltsgebrauch; seit 1907 spezialisierte sich die Firma auf die Herstellung und den Verkauf chemischer Produkte („Terosin“). In den Standortwechseln der Firma während der folgenden zwei Jahrzehnte spiegelt sich das Auf und Ab des geschäftlichen Erfolgs wider. 1914 konnten Produktion und Verkauf räumlich getrennt und ein eigenes Verkaufsgeschäft in P 5,4 eröffnet werden. Die positive Entwicklung seiner Firma veranlasste Roß zu einem gewagten Schritt, als er im Juli 1918 das Wohnhaus Weberstraße 9 im „vornehmen“ Teil Heidelberg-Neuenheims erwarb. Die Produktions- und Verkaufsstätte blieb noch bis September 1924 in Mannheim. Dann erzwangen Wirtschaftskrise und Inflationsfolgen Roß zu einschneidenden Maßnahmen: Er gab die Räume in Mannheim auf und produzierte fortan in einem 12 qm großen Raum in Heidelberg, Neckarstadt 10. Im gleichen Jahr musste er das Wohnhaus in der Weberstraße „aus wirtschaftlichen und finanziellen Gründen“ aufgeben. Der Ersatz – ein Neubau in den „Gabelsäckern“ im Westen Neuenheims – scheiterte an fehlendem Eigenkapital.<sup>2</sup>



Theodor Roß (Quelle: 90 Jahre, wie Anm. 1, S. 2)

Bis Ende der 1920er Jahre wurde in handwerklicher Produktionsweise gearbeitet. Heinrich Zimmermann (geb. 1911), der 1928 als erster kaufmännischer Lehrling und erstes Nicht-Familienmitglied eingestellt wurde, schildert die Arbeit in dem kleinen Werkstattraum am Neckarstaden sowie den „Vertrieb“:

„Der Fabrikationsraum war mit zwei kleinen Rührern à 100 ltr. Inhalt und einer kleinen Zinkbadewanne als ‚Mischgefäß‘ eingerichtet. Mit dieser äußerst bescheidenen Produktionsanlage stellte man dort im Wesentlichen drei bis vier Artikel her, nämlich Teroson-Motorgehäusekitt (MK 26), Teroson-Fluid (= ‚Flüssige Dichtung‘), Teroson-Fix (= ‚Kühlerdichtung‘), Teroson-Paste (= ‚Ventileinschleifpaste‘). Der ‚Versand‘ dieser Artikel erfolgte seinerzeit in gebrauchten Kartons und Kisten, die bei den Großhändlern in der näheren Umgebung mit einem Handwagen [vom Lehrling] zusammengeholt wurden.“<sup>3</sup>



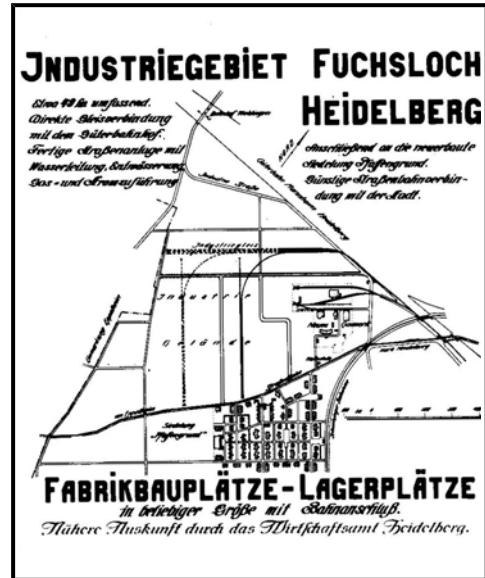
Erich Ross (Quelle: 90 Jahre, wie Anm. 1, S. 2)

Die Schwerpunktverlagerung hin zur Automobilchemie – eine zukunftsweisende Idee des Firmengründers – und die Erhöhung der Beschäftigungszahl auf sechs Mitarbeiter machten 1929 einen Umzug in den gewerblich geprägten Stadtteil Bergheim nötig. Produktionsräume und Geschäftsstelle waren in der Bergheimerstraße 101a, bald darauf im Eckhaus zur Alten Eppelheimer Straße untergebracht. Die Wohnung verblieb am Neckarstaden. Schon in jungen Jahren übernahm der Sohn des Firmengründers, Erich Ross (in geänderter Schreibweise; 1907–1970), größere Verantwortung; wegen der Krankheit seines Vaters wurde er 1933 Geschäftsführer. Von da an firmierte der Betrieb unter dem Anagramm TEROSON („Theodor Roß und Sohn“), 1936 wurde Erich Ross alleiniger Firmeninhaber; drei Jahre später starb sein Vater.

## **Die Firma im Pfaffengrund und die Entwicklung zum Industrieunternehmen**

1934 – genau zehn Jahre nach der Verlegung der Fabrikation von Mannheim nach Heidelberg – wagten Firmengründer Theodor und Geschäftsführer Erich Ross die räumliche Verlagerung der Produktionsstätte in den Westen Heidelbergs. Schon 1921 hatte die Heidelberger Stadtverwaltung erstmals in aktiver Industriepolitik beschlossen, ein neues Gewerbegebiet zu erschließen, um neue Arbeitsplätze zu schaffen und das Gewerbeaufkommen der Stadt dauerhaft zu erhöhen. Dafür war das Areal nördlich der neu entstandenen „Gartensiedlung“ Pfaffengrund zwischen Eppelheimer Straße, Eisenbahnstrecke und Eppelheimer Gemarkungsgrenze, das sogenannte „Fuchsloch“, vorgesehen. Die Realisierung gestaltete sich allerdings angesichts der wirtschaftlichen Lage in den 1920er Jahren schwierig und glückte erst in den 1930er Jahren.<sup>4</sup>

Die Ansiedlung der Fa. Teroson am bis heute bestehenden Standort, Pfaffengrund Hans-Bunte-Straße 4, bedeutete nicht nur eine Standortveränderung mit Erweiterungsmöglichkeiten, sondern markierte auch den Übergang vom handwerklichen Familienbetrieb zum Industrieunternehmen. Zunächst bezog die Firma 1934 ein einfaches einstöckiges Verwaltungsgebäude und einen Speicherschuppen als Dosenlager. Dann wurden in schneller Abfolge innerhalb von vier Jahren auf dem Werksgelände fünf Produktionsgebäude – Mischereien und Lagerhallen – erbaut.<sup>5</sup> 1938 wurde ein neues Zentrallabor für Entwicklung und Qualitätskontrolle eingerichtet – äußeres Zeichen für die Verwissenschaftlichung der Produktentwicklung. Die Leitung übernahm Edmund Schneider als erster „Chef-Chemiker“; unter seiner Ägide wurde ein Klebstoff für die Schuhherstellung entwickelt und erfolgreich vermarktet.<sup>6</sup>



Das neue Industriegebiet im Pfaffengrund (Quelle: Blum: Aufbruch, wie Anm. 4)

Die Firmengeschichte während der NS-Herrschaft wird in den „offiziösen“ Darstellungen erkennbar knapp und einseitig behandelt. Für die Zeit bis 1939 werden die Erfolge des Unternehmers Erich Ross (Produktionsneuheiten, Neubauten) positiv hervorgehoben. Dann stehen die Schwierigkeiten während des Zweiten Weltkrieges im Vordergrund.

„Die TEROSON-Produkte waren in der Branche eingeführt und hatten wegen ihrer hohen Qualität einen guten Namen. [Nach 1940] gab es im Betrieb Schwierigkeiten: Die Personalsituation wurde kritisch und durch die laufenden Einberufungen kam die Produktion fast zum Erliegen. [...] Durch wirkungsvolle Zusammenarbeit mit den für die Motorisierung maßgebenden Stellen der Behörden und der Industrie gelang es [dem Firmenchef], den Betrieb über die Kriegsjahre aufrechtzuerhalten.“<sup>7</sup>

So berichtet das Jubiläumsheft von 1963. In einem Aufsatz aus dem Jahre 2000 heißt es:

„Mangel an Rohstoffen und Personal sind zwar für die Kriegsjahre kennzeichnend, dennoch zeigt sich der Unternehmergeist von Erich Ross gerade auch in der Realisierung seiner Bauvorhaben. Trotz zahlreicher Baubeschränkungen findet er fast immer einen Weg, seine Bauvorhaben Schritt für Schritt umzusetzen.“<sup>8</sup>

Die Versorgung mit Rohstoffen und Baumaterial konnte nur sichergestellt werden, wenn die NS-Führung die Produktion als „kriegswichtig“ einstufte. Die zitierten Darstellungen anhand der Archivalien zu überprüfen, zu ergänzen und – wenn nötig – zu korrigieren, ist ein Ziel der folgenden Untersuchung.

## **Erich Ross – der Nationalsozialist**

Schon im September 1930 trat der 23-jährige Ross in die NSDAP ein. Ob vor oder nach den Reichstagswahlen vom 14. September 1930, lässt sich nicht feststellen. Bei diesen Wahlen steigerte die NSDAP ihr Ergebnis im bürgerlichen Heidelberg von 4,3% (1928) auf 30,2% – weit über ihren Stimmenanteil im Reich (18,3%) hinaus. Bei den Kommunalwahlen am 16. November desselben Jahres erhöhte die Heidelberger NSDAP ihr Ergebnis nochmals auf 35,7% auf Kosten der bürgerlichen Parteien und durch die Mobilisierung bisheriger Nichtwähler. Auf der NSDAP-Liste für die Kommunalwahl dominierten die Selbstständigen (38,7%) vor den Angestellten (28,3%).<sup>9</sup>

In dieses Zahlenbild fügen sich die Person von Ross und seine Entscheidung nahtlos ein. Als „bis dahin unpolitischer Mensch“ – so seine Stellungnahme vom 27. Februar 1947 im Spruchkammerverfahren – habe er den wirtschaftlichen Niedergang mittlerer und Kleinbetriebe wie den der Firma seines Vaters selbst miterlebt. Dafür verantwortlich sei die „Unfähigkeit der ständig wechselnden Regierungen und der unzähligen sich einander und die jeweilige Regierung bekämpfenden Parteien“ gewesen, also das Parteiensystem der vielfach geschmähten Weimarer Demokratie. Von der Weltwirtschaftskrise als globaler Ursache spricht er nicht. „Aus wirtschaftspolitischer Erwägung, die allerdings ideelle Beweggründe einschloss“, versprach er sich Hilfe von der „sich damals noch einfach gebende[n] NSDAP“. <sup>10</sup> Diese Partei vereinte seiner Meinung nach nationale und sozialistische Ziele und hatte „schon eine breite Anhängerschaft gefunden“. Die Hoffnung auf einen Wirtschaftsaufschwung durch eine autoritäre Führung bestimmte also seine Entscheidung von 1930, in die NSDAP einzutreten.

Ross blieb einfaches Mitglied der Partei und trat 1936 als Unternehmer der Deutschen Arbeitsfront (DAF) bei – „mehr oder weniger notgedrungen“, ohne irgendein politisches Amt zu bekleiden. Im Herbst 1933 habe er erwogen, wegen der politischen Methoden der Hitler-Regierung aus der Partei auszutreten. Freunde hätten ihn aber vor den wirtschaftlichen Folgen für seine Firma gewarnt. „Ich hatte weitgehende Pläne, was die Organisation und die Fertigung anlangte, und befürchtete Störungen von Seiten der Partei, falls ich austreten würde.“<sup>11</sup> Er blieb bis 1945 Parteimitglied, auch wenn er – seinem eigenen Zeugnis nach – die antisemitischen Gewaltaktionen des NS-Regimes und Hitlers Kriegspolitik ablehnte. „Meinem ganzen Wesen widersprach der immer mehr in Erscheinung tretende militaristische Umtrieb der Partei und der Staatsführung.“<sup>12</sup> Solche Kritik soll er in Privatgesprächen recht unverhohlen geäußert haben. Offensichtlich war Ross kein aktiver oder gar fanatischer Nazi. Wenn er sich aber nach 1945 als „ein überzeugter und bald auch offener Gegner des Nazismus“ charakterisierte, ist dies damit zu erklären, dass er sich vor der Spruchkammer zu rechtfertigen suchte.

## **Erich Ross – Profiteur des NS-Regimes?**

Im Vertrauen auf die Wirtschaftspolitik der neuen Machthaber und in Erwartung eines Konjunkturaufschwungs investierte Ross seit 1934 in Produktionsanlagen und Fabrikgebäude, was die Produktivität des Betriebes innerhalb von drei Jahren mehr als verdoppelte. Als Personengesellschaft war die Firma nicht verpflichtet, ihre Bilanzen offenzulegen. In der Spruchkammerakte hat sich freilich das Gutachten eines

Wirtschaftsprüfers vom Juni 1948 erhalten, das Einblick in die stürmische Aufwärtsentwicklung der Firma gewährt.<sup>13</sup>

#### Einheitswerte des Betriebsvermögens in RM

1. 1. 1935	16.700
1. 1. 1936	54.400
1. 1. 1937	40.900
1. 1. 1938	61.000
1. 1. 1939	73.800
1. 1. 1940	191.800
1. 1. 1941	304.500
1. 1. 1944	668.000
1. 1. 1946	940.000

Umsatz und Gewinne stiegen nach einer zögerlichen Entwicklung, die durch die Investitionskosten bedingt war, seit 1937 stark an.

	Verkaufserlöse	in RM	Gewinne	
1931	ca. 90.000		3.145	
1932	ca. 90.000		3.399	
1933	ca. 100.000		5.027	
1934	169.000	Verlust	4.250	
1935	240.000		32.700	
1936	531.000		20.174	
1937	484.000		77.720	
1938	526.000		102.274	
1939	830.000		93.500	davon an die Finanzkasse abgeführt
1941	1 875.000		314.196	161.000
1941	3 750.000		604.225	471.670
1943	4 449.000		648.075	420.000
1944	5 404.000		1 062.000	698.900

Die Teroson-Produkte der Autochemie fanden dank der steigenden Motorisierung großen Absatz; daneben wurden Klebstoffe für den Haushalt und die Schuhherstellung produziert. Die Behauptung, der Zweite Weltkrieg habe die Entwicklung der Firma gebremst, wird durch die Zahlen eindeutig widerlegt. Ganz im Gegenteil belieferte die Firma die Zentrale Beschaffungsstelle des Oberkommandos der Wehrmacht (OKW) für Kraftfahrzeug-Ersatzteile, Zubehör und Werkzeuge mit ihren Produkten; geschätzt 90% gingen in den Rüstungsbedarf.<sup>14</sup> Die Nachfrage nach Teroson-Produkten wuchs auch deshalb, weil viele Konkurrenzunternehmen in industriellen Ballungsgebieten durch die alliierten Luftangriffe beeinträchtigt waren.

Die wenigen Angaben über die Zahl der Beschäftigten bestätigen die starke Aufwärtsentwicklung:

1930	4–6	Beschäftigte
1935	ca. 35	Beschäftigte
1940	91	Beschäftigte
1941	126	Beschäftigte
1942	164	Beschäftigte (davon 131 deutsch, 47 männlich, 84 weiblich).

Von den 131 deutschen Beschäftigten waren 20 zur Wehrmacht eingezogen. An ihrer Stelle waren im August 1942 38 Fremdarbeiter eingesetzt, im Dezember 1942

32 russische Frauen und 19 französische Kriegsgefangene, also insgesamt 51 Zwangsarbeiter.<sup>15</sup> Die Personalstärke von 160 Beschäftigten wurde erst wieder in der Nachkriegszeit überschritten (1960: 472, 1970: 1350 Beschäftigte). Dass Erich Ross und seine Firma in wirtschaftlicher und finanzieller Hinsicht von der NS-Wirtschaft profitiert haben, ist unbestreitbar. Seine frühe Parteimitgliedschaft hat ihm dabei zweifellos genützt. Unmittelbar vor dem Einmarsch der US-Truppen im März 1945 gaben die örtlichen NS-Stellen in Anlehnung an Hitlers berüchtigten „Nero-Befehl“ die Weisung „Lahmer Hund“ bzw. „Fauler Hund“ aus, alle Produktionsanlagen zu zerstören. Wie viele andere befolgte Ross diesen unsinnigen Befehl nicht mehr.<sup>16</sup>

Die günstige Entwicklung der Firma ermöglichte es Erich Ross, schon im August 1938 für 30.000 RM in einer hervorragenden Wohnlage die 1910 erbaute, repräsentative Villa am Neckarufer in der Ziegelhäuser Landstraße 65 zu erwerben.<sup>17</sup> So erfüllte sich für den Sohn der Traum, mit dem sein Vater 1924 gescheitert war.

### **Erich Ross – der „Betriebsführer“**

In der Belegschaft (131), die vollständig in der DAF organisiert war, waren die Parteimitglieder (11) relativ gering vertreten. Die Firmenleitung gehörte allerdings vollständig der NSDAP an. Für die Belange seiner „Gefolgschaft“ – so der damalige Sprachgebrauch – kümmerte sich Ross, veranstaltete Weihnachtsfeiern mit der Verteilung kleiner Geschenke und schuf u.a. ein betriebsinternes Versorgungswerk. Dafür zeichnete ihn die DAF 1940 mit dem „Gaudiplom“ aus und würdigte ihn 1941 „in Anerkennung [seines] erfolgreichen Einsatzes im Leistungskampf der deutschen Betriebe“.<sup>18</sup>

„Die Warte [Vertrauensleute der DAF] sind auf besondere Anweisung des Betriebsführers, der selbst alter Pg. ist, gehalten, auf die politische Ausrichtung des Betriebsgeistes ihr gesteigertes Augenmerk zu richten. Es kann hier gesagt werden, daß die Betriebsgemeinschaft auch in politischer Hinsicht voll im Zeichen der Zeit steht.“<sup>19</sup>

So wurde die ideologisch systemkonforme Ausrichtung der Belegschaft 1942 in einem Bericht an die DAF bekräftigt. Entsprach sie der Realität oder war sie auf die Erwartung der Adressaten ausgerichtet? Im Jahre 1947 bewertete Hugo Stemberg, bis 1945 als Assistent der Firmenleitung engster Mitarbeiter von Ross und selbst Parteimitglied, derartige Aussagen: Ross habe die Einmischung von DAF und NSDAP in die innerbetriebliche Organisation auf das Schärfste bekämpft. Durch den Hinweis auf die langjährige Parteimitgliedschaft des Firmenchefs sollten die NS-Organisationen von unerwünschten Nachfragen abgehalten werden.<sup>20</sup> Gleichzeitig wollte Stemberg mit solchen Erklärungen im Vorfeld der Spruchkammerverfahren seinen ehemaligen Chef und sich selbst entlasten.

Wie wichtig die Parteimitgliedschaft für einen Unternehmer sein konnte, zeigt ein Blick auf die Firma Carl Freudenberg in Weinheim, die als Weltunternehmen freilich in einer ganz anderen Liga spielte. Die rüstungspolitische Bedeutung des Unternehmens wurde 1938 durch die Auszeichnung des Firmenchefs Richard Freudenberg (1892–1975) als „Wehrwirtschaftsführer“ gewürdigt. Aber das Misstrauen der Partei gegen die Familie Freudenberg wegen ihrer liberalen Tradition und ihrer persönlichen Kontakte in die Schweiz ließ der Unternehmensführung 1943 keine andere Wahl, als kollektiv der NSDAP beizutreten.<sup>21</sup>



Durch Zufall hat sich die Ansprache von Erich Ross bei der Weihnachtsfeier der Belegschaft am Jahresende 1943 als Konzept erhalten.<sup>22</sup> Ross schlägt einen nationalistisch-militaristischen Ton an. Der Krieg sei Deutschland von den Alliierten aufgezwungen worden, die mit unredlichen Mitteln wie dem „unmenschlichen Bombenterror“ deutsche Städte zerstörten. Ross beschwört die Solidarität der Heimat mit der Front und verherrlicht die Opferbereitschaft der deutschen Soldaten, die „im Osten gegen den Ansturm bolschewistischer Bestialität“ kämpften. „Um Sein oder Nichtsein, um Freiheit oder Knechtschaft, um edle Arbeit oder Sklaverei wird gerungen.“ Im Namen der Belegschaft gelobt er, die Gesamtleistung im kommenden Jahr 1944 zu steigern. Nur durch vermehrte Anstrengungen sei der „Endsieg“ zu erringen. Auffällig ist, welche Begriffe und Namen in der Rede völlig fehlen: Nationalsozialismus, Führer, Hitler, Regierung, Gefolgschaft, Volksgemeinschaft. Am Ende der Rede durfte allerdings der obligatorische „Deutsche Gruß“ „Heil Hitler“ nicht fehlen.

Zu dieser relativen Distanz passt es, dass Ross im Betrieb kein Parteiabzeichen trug, nicht mit „Heil Hitler“ grüßte und die Parteimitglieder in der Belegschaft nicht bevorzugt haben soll.<sup>23</sup> Gleichzeitig hielt Ross aber den nötigen Kontakt zu den lokalen NS-Größen, die er regelmäßig zu den Betriebsfeiern einlud. Nur ein einziges Mal nahm Kreisleiter Wilhelm Seiler (1891–1975) diese Einladung an. Zu Seiler hatte Ross außerdem einen direkten Draht durch den Steuerberater Wilhelm Merle (1898–1961), der damals auch für die Kreisleitung Heidelberg tätig war. Seit 1936 beriet Merle die Firmenleitung und war auch nach 1945 für Ross ein geschätzter „Freund und Berater“.<sup>24</sup>

Einigen politisch oder „rassisch“ Belasteten oder Verfolgten half Ross dadurch, dass er sie in seiner Firma beschäftigte, so Otto Rüdiger Bieringer, Johann Barié und Hildegard Nagelstein. Prominentes Beispiel ist der SPD-Funktionär und Gewerkschaftler Josef Amann (1879–1971), der seit 1933 verfolgt wurde. Nach längerer Arbeitslosigkeit wurde er als Portier und Telefonist eingestellt, stieg aber trotz seiner antifaschistischen Gesinnung rasch zum Versandleiter auf. Im Sommer 1944 wurde Amann erneut verhaftet und nach Dachau deportiert. Während seiner Haft zahlte Ross das Gehalt an die Familie weiter. Nach Kriegsende war Amann Bürgermeister in Heidelberg.<sup>25</sup>

### **Beschäftigung von Zwangsarbeiter/innen bei Teroson**

Wie andere Betriebe beteiligte sich die Firma Teroson im Zweiten Weltkrieg an der Ausbeutung ausländischer Zwangsarbeiter und profitierte von deren Arbeitskraft. In Deutschland waren im gesamten Industriezweig Chemie knapp ein Drittel der Arbeitskräfte ausländische Zwangsarbeiter – so auch bei Teroson. Im Werk arbeiteten am Jahresende 1942 19 französische Kriegsgefangene und 32 „Ostarbeiterinnen“, d.h. russische oder ukrainische Zwangsarbeiterinnen. In der Behandlung und Ausbeutung der Arbeitsleistung galt generell die „Hierarchie des Rassismus“: Deutsche – Westarbeiter – Ostarbeiter.<sup>26</sup> Die Kriegsgefangenen waren in einem Stalag (Mannschaftsstelllager) untergebracht, das der Wehrmacht unterstand. Ihre Lebensbedingungen und ihre Entlohnung waren schlecht, aber vergleichsweise besser als die der Zwangsarbeiterinnen. Diese waren der DAF unterstellt und im ehemaligen Gasthaus „Deutscher Hof“ in Eppelheim sehr schlecht untergebracht und unzureichend versorgt.<sup>27</sup>

Innerhalb des Teroson-Werkes selbst scheinen die ausländischen Arbeitskräfte relativ ordentlich („einwandfrei“) behandelt worden zu sein – so die Aussage des früheren Betriebsleiters Edmund Schneider nach 1945. „Die Arbeitsbedingungen waren normal und der allgemeinen Geschäftsordnung angepasst.“ Die Arbeitskräfte seien keinen „Schikanen oder Repressalien ausgesetzt“ gewesen. Die Firmenleitung habe die Rationen in der Werksküche aufgebessert und für ausreichende sanitäre Anlagen gesorgt.<sup>28</sup> Diese Beschreibung wird durch andere Aussagen bestätigt, die von ganz unterschiedlichen Beschäftigten stammen, darunter auch ehemaligen französischen Kriegsgefangenen.<sup>29</sup> Aber was heißt unter den damaligen Kriegsverhältnissen „einwandfrei“? Welcher Quellenwert kommt solchen „Persilscheinen“ zu, die in der Absicht verfasst waren, die Firmenleitung zu entlasten? Es scheint fast aussichtslos, aus diesen Entlastungszeugnissen ein objektives Bild von den tatsächlichen Lebensverhältnissen der Zwangsarbeiter/innen zu gewinnen. Die Person des Hausmeisters und zeitweiligen Lagerleiters Ludwig Stotz passt jedenfalls nicht in das positive Gesamtbild. Mit einer Hundepeitsche bewaffnet und als Spitzel tätig, soll er ein Schreckensregiment geführt haben. Ross habe sich über ihn so geäußert: „Stotz ist der größte Lump, Spitzbube und Quertreiber im Werk, [...] aber er ist mein willigstes Werkzeug, das mir alles Material liefert.“<sup>30</sup> Auf Verstöße gegen die Arbeitsdisziplin – wie den Diebstahl von Brennspiritus durch die „Ostarbeiterinnen“ oder die Weigerung der Franzosen, in Schwerstarbeit einen Graben auszuheben – reagierte die Firmenleitung meist mit der Drohung, freiwillige Leistungen einzustellen, und nicht mit harter Bestrafung.<sup>31</sup>

Tragisch endete ein Vorfall im Leben einer ukrainischen Zwangsarbeiterin. Maria Melnek (auch: Melnik; geb. 1916), die der Firma seit Mai 1942 von der DAF als Hilfsarbeiterin zugeteilt war, und der französische Arbeiter René Wechsler waren im März 1943 während der Mittagspause in der Packerei bei einem intimen Beisammensein überrascht worden. Der deutsche Arbeiter Peter Büchler meldete den Vorfall an die Betriebsleitung. Die beiden Beteiligten hatten ohne Zweifel gegen die Betriebsordnung verstoßen, was bei deutschen Arbeitern mit der fristlosen Kündigung geahndet worden wäre. Ostarbeitern drohte in diesem Fall die Todesstrafe, Ostarbeiterinnen die Einweisung in ein KZ – so ein in Leipzig erhaltenes Merkblatt der DAF.<sup>32</sup> Ross und seine engsten Mitarbeiter wussten genau, welche schlimmen Konsequenzen eine Meldung für die beiden Beteiligten haben würde. Aber sie glaubten, den Vorfall nicht stillschweigend übergehen oder betriebsintern regeln zu können, weil er im Betrieb rasch bekannt wurde und damit auch an die NS-Behörden gemeldet werden könnte.<sup>33</sup>

Die Folgen waren für die beiden höchst unterschiedlich. Der französische Arbeiter wurde an das zuständige Stammlager zurückgegeben, kehrte aber nach vier Wochen in die Firma zurück. Wegen der „Ostarbeiterin“ wurde die zuständige Dienststelle der DAF informiert. Maria Melnek wurde – so eine Aussage<sup>34</sup> – von der Gestapo abgeholt und mit unbekanntem Ziel, möglicherweise in ein KZ deportiert. Gegen Kriegsende wurde der Lagerleiter Georg Barth in Eppelheim beauftragt, ihre dort verbliebene Kleidung unter die anderen Zwangsarbeiterinnen zu verteilen. Mit großer Wahrscheinlichkeit hat Maria Melnek nicht überlebt; ihr Schicksal sollte im Spruchkammerverfahren von Erich Ross noch eine Rolle spielen.

## 1945/46 – Zeit der Entnazifizierung

Nach dem Ende der NS-Herrschaft und seit dem Beginn der US-Besatzung waren alle Bemühungen von Erich Ross darauf gerichtet, die Verfügungsgewalt über seine Firma zu behalten. Als „Alt-Pg.“ standen die Chancen dafür denkbar schlecht. Allerdings hatte die US-Militärbehörde zunächst keine genauen Direktiven für die Entnazifizierungspraxis in der Privatwirtschaft erlassen. Durch Vermittlung der Handelskammer Heidelberg nahm Ross Gespräche mit Dr. Walter Baur (geb. 1884) auf, der politisch unbelastet war. Er hatte seine bisherige leitende Tätigkeit bei dem Mannheimer Metallbetrieb Joseph Vögele aufgrund der schlechten Wirtschaftslage aufgeben müssen. Er versuchte Ross davon zu überzeugen, wegen seiner Mitgliedschaft in der NSDAP die Geschäftsleitung niederzulegen.<sup>35</sup> Nach einigem Zögern schied Ross als Geschäftsführer und als Teilhaber auf Anraten seines Anwalts Otto Bieringer und von Walter Baur aus der Firma aus. Letzterer wurde im Juli 1945 als Geschäftsführer auf fünf Jahre eingestellt; die Firma wurde am 8. August 1945 vertraglich an eine neu gegründete Betriebsgesellschaft verpachtet. Teilhaber dieser Gesellschaft waren Baur (120.000 RM), Frau Annemarie Ross (70.000 RM) und Bieringer (10.000 RM). Der Gattin des bisherigen Besitzers wurde in dem Vertrag ein Rückkaufsrecht eingeräumt. So versuchte Ross, zumindest einen indirekten Zugriff auf seine Firma zu behalten. Bei Vertragsabschluss lagen noch keine exakten Richtlinien der Militärregierung zur Behandlung von Wirtschaftsvermögen vor; erst mit dem Gesetz Nr. 8 vom 26. September 1945 begann die systematische Entnazifizierung der Wirtschaft.<sup>36</sup>

Zu ihrem großen Entsetzen wurden Ross, Baur und Bieringer zwischen 10. und 15. September – also noch vor dem Erlass des Gesetzes Nr. 8 verhaftet. Die Anklage gegen Ross lautete:

„Der Angeklagte wird beschuldigt, [sich] am oder um den 8. August 1945 mit Otto Bieringer und Walter Baur zusammengetan zu haben, um der Militärregierung den wahren Titel und die Leitung von Erich Ross' Fabrik zu verbergen.“<sup>37</sup>

Die juristische Grundlage der Anklage war umstritten. Aber trotz aller Bemühungen der Verteidigung verhängte das Militärgericht am 5. Oktober 1945 und – nicht einstimmig – in zweiter Instanz am 16. Februar 1946 eine Gefängnisstrafe von einem Jahr und eine Geldstrafe von 50.000 RM gegen Erich Ross, gegen die beiden anderen eine von 10.000 RM. Aus gesundheitlichen Gründen wurden Ross und Baur vorzeitig aus der Haft entlassen. Dem Gesetz Nr. 8 entsprechend wurde die Firma Teroson unter Treuhänderschaft (property control) gestellt; die Geschäftsleitung übernahm als Treuhänder Karl Heinz Luig.<sup>38</sup> Ross' Haus in der Ziegelhäuser Landstraße wurde – wie viele Villen in Heidelberg, besonders in Neuenheim – von der US-Armee beschlagnahmt. Ross wohnte längere Zeit nicht in Heidelberg, sondern in einer bescheidenen Unterkunft in Hainstadt bei Buchen.

### Die Spruchkammerverfahren gegen Erich Ross

Um die Jahreswende 1946/47 wurde das Spruchkammerverfahren gegen Erich Ross eröffnet. In einer ausführlichen Erklärung vom Februar 1947 nahm dieser zu seiner Rolle im NS-System Stellung und beantragte die Einstufung als „Mitläufer“. Er be-

schrieb seine wachsende Distanz zur NSDAP, seine Hilfe für politisch und rassistisch Verfolgte und belegte dies mit 18 Entlastungszeugnissen, „Persilscheinen“ – an erster Stelle dasjenige Josef Amanns. In seiner Selbsteinschätzung attestierte sich Ross sogar, „grundsätzlichen aktiven Widerstand gegen die nationalsozialistische Gewaltherrschaft“ geleistet zu haben.<sup>39</sup> Diese Aussage lässt sich nicht belegen und muss als eine Schutzbehauptung gewertet werden, wie sie in Spruchkammerverfahren häufig geäußert wurde.

Der öffentliche Kläger, Rechtsanwalt Franz Ullrich, beantragte in der Klageschrift vom 28. Mai 1947 die Einstufung als „Minderbelasteter“ mit dem Hinweis auf Ross' frühen Parteieintritt und seine finanziellen Vorteile während der NS-Herrschaft. Es handele sich aber nicht um eine „Nutznießerschaft“ im streng juristischen Sinne, denn Ross habe weder seine politische Stellung noch seine politischen Beziehungen für die Steigerung seines Einkommens ausgenutzt. Die Spruchkammer Heidelberg, die für ihre milde Urteilspraxis bekannt war, entschied unter Vorsitz von Juraprofessor Walter Jellinek in einem schriftlichen Verfahren am 24. Juni 1947, Ross nur als „Mitläufer“ einzustufen und verhängte eine erstaunlich geringe Geldbuße von 1000 RM zugunsten des Wiedergutmachungsfonds. Die Kammer berücksichtigte die Aussagen der Entlastungszeugen – insbesondere die von Josef Amann. Mit der geringen Geldstrafe wollte sie Ross' Gegnerschaft zum NS-System würdigen, wie sie von den Zeugen vorgetragen worden war.<sup>40</sup> Dass sich eine Spruchkammer dem Antrag des Betroffenen bzw. seines Anwalts anschloss, war ausgesprochen ungewöhnlich und eher selten.

Aufschlussreich ist der Vergleich mit einem anderen Verfahren, das Anfang 1947 von derselben Spruchkammer mit demselben Vorsitzenden entschieden wurde. Der Backwarenfabrikant Jakob Lulay, bekannt als „Brezelbäcker“ aus der Weststadt, war 1937 aus wirtschaftlichen Gründen und politischem Druck in die NSDAP eingetreten. Sein „judenfreundliches“ Verhalten, seine Hilfe für Kriegsgefangene und seine Distanz zum NS-Regime erkannte die Kammer ebenso an, wie die Tatsache, dass seine Einkommenssteigerung nicht auf die Parteizugehörigkeit, sondern auf die positive Konjunktorentwicklung zurückzuführen sei. Lulay selbst, der im November 1945 von der US-Behörde als „beschäftigungswürdig“ anerkannt worden war und seinen Betrieb weiterführen durfte, hatte für sich die Einstufung als „Entlasteter“ beantragt; die Kammer entschied auf „Mitläufer“. Der Sühnebetrag wurde auf 1000 RM festgesetzt. Durch diesen geringen Betrag komme „zum Ausdruck, daß der Betroffene kein Mitläufer in des Wortes üblicher Bedeutung gewesen ist“. Trotzdem konnte sich die Kammer nicht zu einer Entlastung durchringen.<sup>41</sup>

Ross hatte im Jahre 1943 mit 651.000 RM ein zwölfmal höheres Einkommen als Lulay (53.700 RM) erzielt. Die Motive der Spruchkammer für die milde Einstufung von Ross und die geringe Geldbuße bleiben im Dunkeln: die größere „Prominenz“ des Fabrikanten Ross, bessere Anwälte oder die Aufweichung der Entnazifizierungskriterien im Laufe des Jahres 1947? Oder hatten die Mitglieder der Kammer die im Strafverfahren über Ross verhängte Haft trotz gegenteiliger Aussage unerschwerlich in ihre Überlegungen einfließen lassen?

Das milde Urteil stieß sofort auf Kritik. Der öffentliche Kläger legte Anfang August 1947 Berufung ein und der Betriebsrat der Firma erhob telegraphisch „schärfsten Protest“. Er verlangte eine mündliche Verhandlung und die Revision des Spruchs.<sup>42</sup> Denn Ross

„hat in vergangenen Jahren neben seinen Millionengewinnen, die ihm durch Heeres- und Parteiaufträge zugeflossen sind, eine Ostarbeiterin der Gestapo ausgeliefert, die nicht mehr zurückkehrte. Er hat außerdem deutsche Angehörige wegen geringfügiger Vergehen, wie angeblichen Arbeitsvertragsbruchs usw. den Richtern ausgeliefert und Bestrafung verlangt. Er hat seine ausländischen Arbeiterinnen mit Arbeiten beschäftigt, die nicht einmal von deutschen männlichen Arbeitern verrichtet werden. Er hat dazu engen Kontakt mit den Parteiinstanzen gepflogen und im übrigen alles getan, das ihn als Aktivisten kennzeichnet.“<sup>43</sup>

Die örtlichen NS-Größen habe er zu den Betriebsfeiern eingeladen. In einer Liste für den Einsatz im Volkssturm sei Ross als Letzter aufgeführt worden, was das Risiko einer Einberufung so gut wie ausschloss.

Dieser Stellungnahme fügte der Betriebsrat eine Reihe von Schriftstücken bei, die zum Teil aus den Unterlagen der Firma stammten und Ross belasten sollten. Initiator war Franz Kappler, der damalige Personalchef, Einkaufsleiter und Vertrauensmann des Treuhänders. Er hatte den Betriebsrat vorgeschoben, um eine schärfere Einstufung von Ross zu erreichen. Der Betriebsratsvorsitzende Herbert Berger war in dieser Zeit in Urlaub; nach seiner Rückkehr erklärte er sich mit dem Vorgehen seiner Betriebsratskollegen nicht einverstanden.<sup>44</sup> Die Ereignisse deuten darauf hin, dass sich in der Firma zwei „Fraktionen“ gebildet hatten, von denen eine die Rückkehr von Erich Ross an die Spitze von Teroson verhindern oder verzögern wollte. Denn unter Betriebsangehörigen wurde die angebliche Aussage von Erich Ross verbreitet, der sich damals um die Rückgabe seiner Firma bemühte: „Herr Ross würde – nach Beendigung der Treuhänderschaft – auch einen Grossteil sämtlicher Leute entlassen, vor allen Dingen die alten Nazis, die noch im Betrieb sind.“<sup>45</sup> Kappler wurde im Januar 1948 auf Weisung der amerikanischen und deutschen Behörden entlassen, da er seine Parteimitgliedschaft und seine Vorstrafen verheimlicht hatte.<sup>46</sup>

Die Entscheidung der Spruchkammer von 1947 stieß auch in der Öffentlichkeit auf Widerspruch. Insbesondere wegen des Falles Melnek forderte das Ukrainische Kulturkomitee eine strengere Bestrafung von Ross.<sup>47</sup> Im Berufungsverfahren wurde Ross von den Rechtsanwälten Otto Bieringer und Richard Hofert vertreten – letzterer war ein vielbeschäftigter Anwalt in Spruchkammerverfahren. Sie legten fast 50 (!) Entlastungszeugnisse vor.<sup>48</sup> Nach Anhörung der Beteiligten – Erich Ross und der Betriebsratsmitglieder – wies die Berufungskammer Karlsruhe unter dem Vorsitz des Heidelberger Rechtsanwalts Helmuth Schubert am 3. Juli 1948 den Einspruch zurück und bestätigte die erstinstanzliche Entscheidung („Mitläufer“).<sup>49</sup> Nach der Lockerung der Entnazifizierungspraxis durch das Gesetz vom 7. Februar 1948 war nicht zu erwarten gewesen, dass der Spruch der ersten Instanz korrigiert und Ross als „Minderbelasteter“ eingestuft werden würde. Die bloße Mitgliedschaft in der NSDAP reichte dazu nach den neuen Bestimmungen nicht mehr aus. Unter Berufung auf das Gutachten des Wirtschaftsprüfers Karl Kastner wies die Kammer die Anschuldigung zurück, Ross habe als Parteimitglied vom NS-System profitiert. Nachdem die Kammer die Vorwürfe des Betriebsrates geprüft hatte, wertete sie Ross' Verhalten gegenüber der DAF und der NSDAP als notwendige äußerliche Anpassung an das Regime. Das vom Betriebsrat 1947 vorgelegte Belastungsmaterial sei nicht geeignet, die positive Einschätzung von Ross zu erschüttern. Bei der Behandlung der Zwangsarbeiter und im Fall Melnek habe er sich nicht persönlich schuldig gemacht. Abschließend urteilte die Spruchkammer: „Der Betroffene war

[...] seit etwa 1933/34 zum bewussten Gegner des Nationalsozialismus geworden.<sup>50</sup> Damit war das Entnazifizierungsverfahren von Ross endgültig abgeschlossen.

### Ausblick: Expansion in der Zeit des „Wirtschaftswunders“

Die finanzielle Lage von Erich Ross war 1948/49 noch so schlecht, dass er darum bat, die aufgelaufenen Verfahrenskosten in Raten abzahlten.<sup>51</sup> Gleichzeitig brachte ihm dieses Jahr die Chance eines Neubeginns: Währungsreform, Abschluss des Entnazifizierungsverfahrens, Ende der Treuhänderschaft, Wiedereinsetzung als Inhaber und Firmenchef von Teroson. Wie andere Unternehmer nutzte Ross, der seine unternehmerische Dynamik nicht verloren hatte, die Gunst der Stunde. Nach zögerlichem Start stieg der Umsatz der Firma von 3,5 Millionen DM (1951/52) auf 52 Millionen DM (1963), also auf das 16-fache, an. Die Investitionen zwischen 1948 und 1963 beliefen sich auf 23 Millionen DM.<sup>52</sup> 1950 arbeiteten 166 Mitarbeiter in der Firma, 1951 223, 1960 472, 1963 ca. 1100 und 1970 1350 Menschen in der Firmengruppe.

Im Konjunkturaufschwung der 1950er Jahre konzentrierte sich die Firma auf zwei Produktbereiche: Bauchemie und Autochemie. Das 1953 eröffnete Zweigwerk in Schönau, die „Odenwald-Chemie“, produzierte vor allem Materialien zur Abdichtung im Baubereich; in der Autochemie dominierten die Produkte zum Unterbodenschutz und zur Geräuschkämpfung. „Teroson“ wurde geradezu zu einem Synonym für den Unterbodenschutz in der wachsenden KFZ-Branche. Das Betriebsgelände im Pfaffengrund wurde dazu bis 1970 um die doppelte Fläche erweitert.<sup>53</sup> Im Zuge der Internationalisierung wurden Anfang der 1960er Jahre Tochterunternehmen in Frankreich (1961), Spanien (1962), Peru und Argentinien gegründet. Das außereuropäische Engagement von Erich Ross hatte allerdings keinen Bestand.

Die günstige Firmenentwicklung und ein dreifaches Jubiläum (65 Jahre seit der Gründung 1898, 10 Jahre Odenwald-Chemie, 30 Jahre seit der Übernahme der Geschäftsführung) veranlassten Erich Ross im Dezember 1963 zur Gründung einer Stiftung über 100.000 DM zugunsten der Universität Heidelberg. Mit der einen Hälfte sollte die Forschungsarbeit am Chemischen Institut, mit der anderen Hälfte Studenten der Chemie gefördert werden.<sup>54</sup> Als Anerkennung dafür und für die Stiftung eines Gewächshauses im Botanischen Garten wurde ihm 1967 der Titel eines Ehrensenators der Universität Heidelberg verliehen.

Inzwischen hatten sich die Eigentumsverhältnisse der Teroson-Werke geändert. Da das Eigenkapital für weitere Investitionen und Expansionen fehlte und Ross keine Aktiengesellschaft gründen wollte, verkaufte



Werbegrafik für Terosonprodukte (Quelle: 90 Jahre, wie Anm. 1, S. 5)

er sein Unternehmen zum Jahresbeginn 1965 an den amerikanischen Konzern W. R. Grace & Co. Schließlich übernahm 1991 die Henkel-Gruppe die Teroson-Werke; seit 1996 heißt das Unternehmen Henkel Teroson. Die Odenwald-Chemie blieb weiterhin im Besitz und zunächst auch unter der Leitung von Erich Ross. Vor knapp 20 Jahren trat die Firma Henkel Teroson der „Stiftung Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ bei und bekannte sich so zur Beteiligung an der Zwangsarbeit im Dritten Reich.<sup>55</sup>

## Fazit

Das vorliegende gedruckte Material über die Entwicklung von Teroson und die Rolle von Erich Ross zeichnet sich durch eine recht unkritische und firmennahe Darstellung aus: Die 1930er Jahre werden als Erfolgsgeschichte gefeiert, die Schwierigkeiten der Kriegs- und Nachkriegszeit überzeichnet. Das Protestschreiben des Betriebsrates aus dem Jahre 1947 bot erste Hinweise darauf, was die offiziöse Erzählung verschweigt. So sehr man die Erregung des Betriebsrates über die allzu milde Einstufung von Ross im ersten Spruchkammerverfahren als „Mitläufer“ nachvollziehen kann, so wenig lassen sich alle dort geäußerten Vorwürfe als objektive Wiedergabe der Wirklichkeit werten. Sie sind vielmehr von der Intention geprägt, eine schlechtere Einstufung von Ross zu erreichen und ihn damit weiterhin vom Betrieb fernzuhalten. Notwendige Korrekturen zu diesem Bild konnten anhand seiner Entnazifizierungsakte vorgenommen werden.

Obwohl Parteimitglied seit 1930, war Ross alles andere als ein aktiver oder gar fanatischer Nationalsozialist. Im Betrieb ließ er eine gewisse Distanz zum Nationalsozialismus zu; nach außen arrangierte er sich mit dem herrschenden System. Seine Parteimitgliedschaft brachte er dann ins Spiel, wenn sie seinen unternehmerischen Zielen förderlich war. In derselben Absicht suchte er den formellen Kontakt zu örtlichen NSDAP-Funktionären. Ohne Zweifel war er ein Nutznießer des NS-Regimes, d.h. als Unternehmer profitierte er von Wirtschaftsaufschwung, Aufrüstung und Kriegswirtschaft in erheblichem Ausmaß. In einer Art Kollaboration verfolgten beide Seiten komplementäre Interessen: Das Unternehmen lieferte dem Staat die kriegswirtschaftlich wichtigen Produkte, der Staat ermöglichte dem Privatunternehmer wachsende Gewinne.

Schon aus Eigeninteresse, um die Produktion reibungslos aufrecht zu erhalten, behandelte Ross seine Arbeiter als sozial engagierter und patriarchalisch handelnder Firmenchef. Der Einsatz und die Ausbeutung der Zwangsarbeiterinnen und Kriegsgefangenen sicherten die Kriegsproduktion der Firma und verschafften Ross hohe Gewinne. Andererseits vermied er gegenüber den ausländischen Arbeitskräften übermäßige Härten. Auch im umstrittenen Fall Melnek lässt sich ihm keine persönliche Schuld und Grausamkeit nachweisen. Im Betrieb waren einige vom System diskriminierte Menschen beschäftigt; hier handelte Ross durchaus als „Helfer“. Daraus aber abzuleiten, er habe Widerstand gegen das NS-Regime geleistet, ist nicht gerechtfertigt. In seinem Verhältnis zum Nationalsozialismus gibt es also kein Schwarz-Weiß; es überwiegen die Grautöne. Eine Einstufung im ersten Spruchkammerverfahren als „Minderbelasteter“ wäre wohl angemessen gewesen. Dass Ross eine größtenteils selbstverschuldete mehrmonatige Haftstrafe ableisten musste und

mehr als drei Jahre von seiner Firma ausgeschlossen war, ist freilich eine größere Sühneleistung als die Einstufung in eine höhere Entnazifizierungskategorie.

Beim Ausbau der Firma von einem kleinen handwerklichen Familienbetrieb zu einem mittelständischen Industrieunternehmen in den 1930er Jahren zeigte er dieselben Unternehmereigenschaften – Risikobereitschaft, Dynamik, Zielstrebigkeit, aber auch Anpassungsfähigkeit – wie beim Wiederaufbau von Teroson nach 1948 zu einer international tätigen Firma. In seinem Denken und Handeln in zwei politischen Systemen ist er durchaus charakteristisch für viele mittelständische Unternehmer.

## Anmerkungen

- 1 Oliver Müller: Theodor Roß und Sohn (TEROSON). Mit Autochemie zum Erfolg, in: Peter Blum (Hg.): Pioniere aus Technik und Wirtschaft in Heidelberg (Sonderveröffentlichungen des Stadtarchivs Heidelberg. Nr. 12), Aachen 2000, S. 54–63, hierzu S. 55–61; 90 Jahre Teroson. Information für Mitarbeiter von Teroson. Juli 1988 (Archivum 128/204), S. 1–4. Vgl.: Auch die Teroson-Werke können mit Freude und Stolz zurückblicken, in: Die Brücke. Jubiläumssheft der Teroson-Werke GmbH und der Odenwald-Chemie GmbH. H. 16, Heidelberg Dezember 1963. Außerdem Materialien zur Firmengeschichte in Kopie, bes. ab 1950, im Stadtarchiv Heidelberg (StAH), KLE 106. Das Zitat in der Überschrift ist in Anm. 11 belegt.
- 2 Schriftwechsel in StAH AA 281/35/9. Die Standorte der Firma in Heidelberg sind mit den Heidelberger Adressbüchern abgeglichen.
- 3 90 Jahre (wie Anm. 1), zit. auch bei Müller (wie Anm. 1), S. 59.
- 4 Peter Blum: Aufbruch aus der Krise. Heidelbergs später Weg zu aktiver Industriepolitik, in: Jörn Bahns (Hg.): Zwischen Tradition und Moderne – Heidelberg in den 20er Jahren. Ausstellungskatalog, Heidelberg 1994, S. 35–48, bes. S. 45f. Vgl. auch Wolfgang Zimmermann: Siedlung und Wirtschaft im Vorort Pfaffengrund bei Heidelberg. Diplomarbeit Wirtschaftshochschule Mannheim WS 1964/65, MS, S. 20–38.
- 5 Müller (wie Anm. 1), S. 60.
- 6 90 Jahre (wie Anm. 1), S. 3.
- 7 Auch die Teroson-Werke (wie Anm. 1), [S. 3].
- 8 Müller (wie Anm. 1), S. 61.
- 9 Herbert Hoffmann: Im Gleichschritt in die Diktatur. Die nationalsozialistische „Machtergreifung“ in Heidelberg und Mannheim, 1930 bis 1936. Phil. Diss. Heidelberg 1982, Frankfurt a.M. u.a. 1985, S. 69–71, 223f.
- 10 Stellungnahme Erich Ross an die Spruchkammer Heidelberg 27.2.1947 in der Spruchkammerakte Erich Ross (SpK) im Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA) 465q Nr. 6996, S. 7–17, Zitat S. 1. Die weitere Darstellung basiert vor allem auf der Auswertung dieser Akte.
- 11 SpK, S. 9.
- 12 SpK, S. 11.
- 13 Gutachten des Wirtschaftstreuhanders und vereidigten Buchprüfers Karl Kastner 7.6.1948 (SpK, S. 219–231, Zahlenangaben ebd., S. 223 und 225).
- 14 Hermann Zieger 12.5.1947 (SpK, S. 40); vgl. ebd., S. 173.
- 15 90 Jahre (wie Anm. 1), S. 3; Halbjahresbericht der Firma Teroson an die DAF 24.7.1942 (SpK B, S. 27); Alice Habersack: Fremdarbeiter in Heidelberg während des Zweiten Weltkriegs (Buchreihe der Stadt Heidelberg. XVI), Heidelberg 2013, S. 335.
- 16 Hugo Stemberg 15.2.1947 (SpK, S. 35) und Albert Nähr 16.2.1947 (ebd., S. 71).
- 17 SpK, S. 191 Hauskauf am 4.8.1936. Zur Geschichte des Hauses: Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg (Hg.): Kulturdenkmale in Baden-Württemberg. Bd. II. 5. 2: Stadtkreis Heidelberg, Teilband 2, Ostfildern 2013, S. 372 und Michael Buselmeier: Literarische Führungen durch Heidelberg. Eine Stadtgeschichte im Gehen, Heidelberg 42016, S. 293f. (1911–1917 hielt sich Ernst Bloch in der Villa auf).
- 18 DAF 19.5.1941 (SpK, B 8e). Zahlen im Halbjahresbericht 1942 (wie Anm. 15).
- 19 Halbjahresbericht an die DAF 24.7.1942 (wie Anm. 15).



- 20 Hugo Stemberg 20.11.1947 (SpK, S. 42) und 5.11.1947 (ebd., S. 33). Laut Liste vom Mai 1945 war Stemberg NSDAP-Mitglied (StAH AA 239 b 9d, Liste C Nr. 745).
- 21 Joachim Scholtzseck: Freudenberg. Ein Familienunternehmen in Kaiserreich, Demokratie und Diktatur, München 2016, hier S. 313–320. Die Studie bietet eine Fülle von Anregungen über die regionale Wirtschaftsgeschichte hinaus.
- 22 Entwurf 13.12.1943 (SpK B 1).
- 23 Protokoll und Spruch der Berufungs-Spruchkammer Karlsruhe 3.7.1948 (SpK, S. 319ff., hier S. 321 und 335).
- 24 Spruchkammerakte Wilhelm Merle (GLA 465q 2908). Nachruf auf Merle in: Die Brücke. Werkzeitschrift Teroson-Werke GmbH. Odenwald-Chemie GmbH. Nr. 8, Dez. 1961 und Die Brücke. Jubiläumsschrift (wie Anm. 1).
- 25 SpK, S. 3–45. Amann 23.11.1946 (ebd., S. 3 und 21). Vgl. RNZ 25.5.1946, S. 2: Die vier Spitzenkandidaten zur Stadtratswahl.
- 26 Ulrich Herbert: Geschichte der Ausländerpolitik in Deutschland. Saisonarbeiter, Zwangsarbeiter, Gastarbeiter, Flüchtlinge, München 2001, S. 136–166, Zahlenangaben S. 146, Zitat S. 154.
- 27 Habersack (wie Anm. 15), S. 335, 343; die Verpflegung der Zwangsarbeiter ist an Beispielen dokumentiert ebd., S. 133–162 (Ostarbeiter ab S. 146).
- 28 Edmund Schneider 5.11.1947 (SpK S. 33).
- 29 Henri Viot und Maurice Wechsler 2.3.1948 (SpK, S. 235–237). Ähnlich Josef Amann und Hanns Haaf 4.12.1947, Prokurist Albert Nähr 8.12.1947, Angestellte Liselotte Martin 14.9.1947, Betriebsarzt Hugo Zeitz 24.8.1947, Arbeiter Hans Pritzius (auch Pricius) 3.7.1948 (ebd., S. 21, 14a, 23, 18, 39, 321).
- 30 Unterlagen des Betriebsrates 15.4.1947 (SpK, B S. 4, 13).
- 31 Hugo Stemberg 20.11.1947 (SpK, S. 42f.), Albert Nähr 8.12.1947 (SpK, S. 23 und 23a), Edmund Schneider 8.1.1948 (SpK, S. 34a).
- 32 Merkblatt in der Gedenkstätte für Zwangsarbeit in Leipzig, zit. in: Natascha Wodin: Sie kam aus Mariupol, Reinbek bei Hamburg <sup>8</sup>2017, S. 264.
- 33 Hugo Stemberg 20.11.1947 (SpK, S. 42, Text S. 3) und Edmund Schneider 5.11.1947 (SpK, S. 33). Einige Informationen zu Maria Melnek im StAH (Zwangsarbeiter. Russland. Mappe 103, Bl. 57–59): geb. 4.7.1916 in Kremana/Horodok, vom 18.5.1942 bis 10.3.1943 bei Teroson. Im Online-Archiv des Internationalen Zentrums über NS-Verfolgung/Arolsen Archives ist kein Eintrag vorhanden, der zu Person und Geburtsdatum passt.
- 34 Eidesstattliche Erklärung Hans Pritzius 10.4.1947 (SpK, B 11).
- 35 Hierzu Marchivum 24/1972a Nr. 540: Korrespondenz Cahn-Garnier, insbes. Baur an Cahn-Garnier 31.3.1946; Ross 27.2.1947 (SpK, S. 15f.) und Gnadengesuch seiner Rechtsanwältin 22.11.1946 (SpK, S. 81–85).
- 36 Zur Entnazifizierung der Industrie in Heidelberg StAH AA 408, 21 und Friederike Reutter: Heidelberg 1945–1949. Zur politischen Geschichte einer Stadt in der Nachkriegszeit (Buchreihe der Stadt Heidelberg. Bd. V), Heidelberg 1994, S. 91f.
- 37 Anklageschrift 29.9.1945 (Marchivum 24/1972a Nr. 540).
- 38 SpK, S. 38.
- 39 Ross an Spruchkammer Heidelberg 27.2.1947, S. 17 (SpK, S. 7–17). Die Entlastungszeugnisse ebd., S. 21ff.
- 40 Klageschrift 28.5.1947 (SpK, S. 109) und Spruchkammer 24.6.1947 (ebd., S. 115–118); vgl. StAH Mitteilung Entnazifizierung Erich Ross 1947/48. Zur Entnazifizierungspraxis der Heidelberger Spruchkammer Angela Borgstedt: Entnazifizierung in Karlsruhe 1946 bis 1951. Politische Säuberung im Spannungsfeld von Besatzungspolitik und lokalpolitischem Neuanfang (Karlsruher Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus. 5), Konstanz 2001, S. 101ff. Grundlegend Clemens Vollnhals, Thomas Schlemmer (Hgg.): Entnazifizierung. Politische Säuberung und Rehabilitation in den vier Besatzungszonen 1945–1949 (dtv Dokumente), München 1991.
- 41 Spruch der Spruchkammer Heidelberg Jakob Lulay 18.1.1947 (StAH). Zur Firmengeschichte vgl. Volker von Offenberg: Brezeln aus Heidelberg. Die „Badische Brezelfabrik Gebr. Lulay“ in der Weststadt (1921–1976), in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt. Jg. 20, 2016, S. 221–231, hierzu S. 223f.

- 42 Berufung des öffentlichen Klägers und Telegramm des Teroson-Betriebsrates 4.8.1947 (SpK, S. 121–124).
- 43 Betriebsrat an den Verein der Verfolgten des Naziregimes August 1947, in: Peter Merz (Bearb.): *Damit nichts bleibt wie es ist. Dokumente zur Geschichte der Arbeiterbewegung in Heidelberg 1845–1949*, Heidelberg 1986, S. 305. Ausführlicher Bericht des Betriebsrates 12.8.1947 (SpK, S. 133–135, 155–215). Die vom Betriebsrat vorgelegten Unterlagen sind gesondert in der Spruchkammerakte mit der Bezeichnung B zusammengefasst.
- 44 Aussagen der Betriebsratsmitglieder im Protokoll der Berufungskammer Karlsruhe 3.7.1948 (SpK, S. 321–323).
- 45 Aussage von Ilse Späth 10.3.1947, zit. im Spruch der Berufungskammer Karlsruhe 3.7.1948 (SpK, S. 336).
- 46 Rechtsanwälte Geiler, Zutt, Schilling [Febr. 1948], (SpK, S. 285f.).
- 47 Ukrainisches Kulturkomitee 10.9.1947 (SpK, S. 159).
- 48 Bieringer, Hofert 24.2.1948 (SpK, S. 251ff.); zu Hofert vgl. Borgstedt (wie Anm. 40), S. 154.
- 49 Spruch der Berufungskammer Karlsruhe 3.7.1948 (SpK, S. 333–336).
- 50 Ebd., S. 336.
- 51 Ross 4.2.1949 (SpK, S. 349).
- 52 Zur Firmenentwicklung nach 1948: 90 Jahre (wie Anm. 1), S. 3ff.; Redemanuskript Erich Ross 7.12.1963, in: *Die Brücke*. H. 16, 1963 (wie Anm. 1), S. 2–6. Knapper Überblick bei Müller (wie Anm. 1), S. 61–63.
- 53 Lageplan in: 90 Jahre (wie Anm. 1) S. 9 und in: StAH KLE 106.
- 54 Redemanuskript Erich Ross (wie Anm. 52), S. 8.
- 55 <https://www.stiftung-evz.de/stiftung/geschichte/entstehung/präambel.html> (Aufruf 25.3.2020).



[www.swhd.de](http://www.swhd.de)

*für wissensdurstige  
für kulturhungrige  
für dich*


Wir versorgen Heidelberg,  
auch mit Bildung und Kultur.  
Mehr unter [www.swhd.de](http://www.swhd.de)

stadtwerke  
heidelberg 

# Zukunft gestalten, nachhaltig investieren.

Mit Heidelberg Nachhaltigkeit Globale Aktien.

Unterschätzen Sie die Zukunft nicht.


 Sparkasse  
Heidelberg

 Deka  
Investments

Lassen Sie sich  
jetzt beraten.



DekaBank Deutsche Girozentrale. Allein verbindliche Grundlage für den Erwerb von Deka Investmentfonds sind die jeweiligen Wesentlichen Anlegerinformationen, die jeweiligen Verkaufsprospekte und die jeweiligen Berichte, die Sie in deutscher Sprache bei Ihrer Sparkasse oder von der DekaBank Deutsche Girozentrale, 60625 Frankfurt und unter [www.deka.de](http://www.deka.de) erhalten.

 Finanzgruppe



**Volker von Offenberg**

## **Die „getarnte Weiterführung eines jüdischen Unternehmens?“**

**Zur Geschichte der Hopfenhandlung Weil & Eisemann**

### **Ein spezieller Fall von „Arisierung“**

Nach 1945 wollten manche Institutionen, Firmen und Privatpersonen die jüngste Geschichte ihres Betriebs, Geschäfts oder ihrer Immobilie lieber nicht thematisieren. Die „Arisierung“ in der NS-Zeit war tabu.

Auf eine Definitions-Diskussion des Begriffs „Arisierung“, der in jüngster Zeit eine, durchaus begründbare, Erweiterung in den Kultur- und Kunstbereich erfahren hat, soll hier verzichtet werden. Für die vorliegende Untersuchung ist der mit offenem oder subtilem Druck erzwungene Übergang von Eigentum jüdischer Einwohner in nichtjüdische Hand gemeint. Hierzu zählt auch manch „freiwilliger“ Verkauf in der NS-Zeit, der bei genauerem Hinsehen so freiwillig nicht war. Es handelte sich um Notverkäufe, die der Finanzierung der lebensrettenden Flucht ins Exil dienen sollten. Die Verkaufsverhandlungen verliefen unter unfairen Bedingungen, der Preis wurde weit unter den Marktwert gedrückt. Im Grunde sind diese Vorgänge besonders infame Formen von Enteignung.

Während Nutznießer und Profiteure der „Entjudungen“ rasch Gras über die Vorgänge wachsen lassen wollten, mussten die Opfer in den Nachkriegsjahren meist einen zähen und langen Kampf um ihre Ansprüche auf Entschädigung und „Wiedergutmachung“ führen. Die Öffentlichkeit schien lange am Thema „Arisierung“ wenig interessiert. Firmengeschichten wiesen für die Jahre 1933–1945 bemerkenswerte Lücken auf oder griffen zu euphemistischen Formulierungen und nebulösen Darstellungen, die nichts erklärten. Langsam erst kam die Aufarbeitung der wahren Hintergründe in Gang, und ungeschönte Chroniken einzelner Firmen und Ortschaften entstanden. Doch es bleibt noch viel zu recherchieren, auch für Heidelberg steht eine detaillierte und umfassende Darstellung der „Arisierungen“ noch aus.

Ein ungewöhnlicher und interessanter Fall ist die „Arisierung“ der damals in Heidelberg ansässigen Handelsfirma mit dem offiziellen Namen „Hopfenhandlung Leon Weil – Mitinhaber Max Eisemann“. Die Quellenlage zu diesen Vorgängen ist sehr gut. Dokumente aus dem Archiv der Firma Hildegard Eisemann KG<sup>1</sup>, dem Stadtarchiv Heidelberg und dem Generallandesarchiv Karlsruhe ergänzen sich und lassen in der Zusammenschau ein detailliertes und nahezu lückenloses Bild dieser besonderen „Entjudung“ entstehen.

### **Gründung und Aufstieg der Firma (1868–1933)**

Zum besseren Verständnis muss die Vorgeschichte der Firma kurz umrissen werden. Die Gründung des Betriebs erfolgte 1868 durch Leon Weil in Walldorf, mitten im nordbadischen Hopfenanbaugebiet. Walldorf war zudem ein bedeutender Han-

delsplatz für Hopfen, im Sickingerhof gab es eine Hopfen-Börse. Der 1841 als „Sohn des Isaac Weil, israelitischen Bürgers und Handelsmanns dahier“<sup>2</sup> geborene Weil wurde ein erfolgreicher Hopfenhändler und zog 1880 mit Familie und Firma nach Heidelberg in die Plöck 9. 1890 stieg Weils 1867 in Meckesheim geborener Schwiegersohn Max Eisemann in die Offene Handelsgesellschaft (OHG) ein. Auch Eisemanns Vater Nathan war „Handelsmann“ und „mosaischer Religion“<sup>3</sup>, Max Eisemann hatte eine kaufmännische Ausbildung genossen und im väterlichen Getreidehandel in Meckesheim gearbeitet.



Briefkopf der Firma Leon Weil (Quelle: Hildegard Eisemann Archiv)

Die Geschäfte der Hopfenhandlung von Weil und Eisemann liefen gut, allerdings gab es Probleme mit den Nachbarn in der Plöck. Diese beschwerten sich bei der Stadt, weil sie Feuergefahren durch die Darröfen und Gesundheitsschädigungen durch die beim Schwefeln des Hopfens entstehenden Dämpfe befürchteten. Weil und Eisemann suchten nach einem neuen Standort und fanden ihn im aufstrebenden Gewerbe-

viertel des Stadtteils Bergheim. Nahe beim Haupt- und Güterbahnhof errichteten sie neue Büro- und Lagergebäude. 1904 wurde der Neubau in der Kirchstraße 18/20 eingeweiht. Durch die bis heute erhaltene große Einfahrt in der nördlichen Gebäuhälfte (Nr. 18) konnten Fuhrwerke Hopfen anliefern oder den aufbereiteten Hopfen in Säcken, Dosen oder Ballots, also in Ballen gepresst, abholen. Im Hof waren die Schuppen, in denen das „grüne Gold“ gelagert, getrocknet, verarbeitet und verpackt wurde.

Der Hopfen kam aus den klassischen Anbaugebieten Tettngang, Saaz, der Hallertau und aus der nordbadischen Region, in kleineren Mengen auch aus den damals noch selbstständigen Dörfern Rohrbach und Kirchheim. Enge Kontakte bestanden zu Händlern und Depots in Nürnberg, dem Zentrum des Hopfenhandels. Neben den lokalen und regionalen Brauereien wurden Kunden im ganzen Deutschen Reich beliefert, darunter auch Münchner, Dortmunder und Berliner Großbrauereien.

Weil und Eisemann waren anerkannte Kaufleute und wohl gut in die Heidelberger Bürgerschaft integriert. Als 1908 die Brauerei Zum Goldenen Fäßchen vorm. Carl Rapp in Konkurs ging, wurde Leon Weil gebeten, die Auflösung der GmbH und den Verkauf an die Kronenbrauerei abzuwickeln. Ab 1912 war Max Eisemann Vorstandsmitglied in der Handelskammer Heidelberg. Leon Weil, sein Sohn Ernst Weil und Max Eisemann waren der jüdischen Gemeinde eng verbunden, Spenden für das Berliner Rabbiner-Seminar und den hiesigen Rabbiner Dr. Pinkuss sind belegt, Leon Weil war langjähriges Mitglied im Synagogenrat, bis er 1912 aus „Gesundheitsrücksichten“ aus diesem Gremium ausschied.<sup>4</sup> Ernst Weil und Max Eisemann waren vor allem in der Jugendarbeit der Gemeinde engagiert.

In den 1920er Jahren entwickelte sich die Firma, deren offizielle Bezeichnung, obwohl Leon Weil 1917 verstorben war, noch „Hopfenhandlung Leon Weil – Mitin-



Grab des Firmengründers Leon Weil auf dem jüdischen Friedhof am Bergfriedhof, Heidelberg (Foto: privat)

haber Max Eisemann“ lautete, zu einem der führenden Branchenbetriebe in Südwestdeutschland. In der Kirchstraße durfte der Betrieb nicht nur Hopfen aufbereiten und verpacken, sondern auch siegeln. Das quasi hoheitliche amtliche Siegelrecht war eine Folge der guten Reputation, die der Betrieb genoss. Nach Leon Weils Tod wurde die Firma von den Anteilseignern Max Eisemann und Ernst Weil geführt. Eisemanns Sohn Alfred war Miteigentümer ohne Kapitaleinlage.

Der Betrieb war so stabil, dass er einigermaßen unbeschadet durch den Ersten Weltkrieg mit Kontingentierungen und Absatzeinbruch im Brauwesen, durch die Inflation 1923 und auch durch die Wirtschaftskrise 1929 gekommen war. So waren die ersten 65 Jahre der Firma, bei allen konjunkturellen Schwankungen, insgesamt eine Aufstiegs- und Erfolgsgeschichte.

### „Kein Boykottschaden“ (1933–1935)

Die Machtübertragung auf Adolf Hitler und die Etablierung der NS-Diktatur hatte für die Familien Eisemann und Weil persönlich und geschäftlich gravierende Folgen. Doch die ersten Maßnahmen trafen die Firma zunächst kaum.

Anfang April 1933 organisierten NSDAP und SA reichsweit Boykott-Aktionen gegen jüdische Geschäfte und Firmen. Die hiesige Kreisleitung der NSDAP verbreitete ein „Verzeichnis jüdischer Geschäfte Heidelbergs“, in dem auch die Firma „Weil, Kirchstraße 18/20“ aufgeführt war.<sup>5</sup> Allerdings zeigte der Boykottaufruf in diesem Fall kaum Wirkung, wie aus den Geschäftsbüchern der Firma abzulesen ist, denn Hopfen war kein Gut des täglichen Bedarfs für den Durchschnittsbürger. Hopfenhandel war und ist ein spezielles Gewerbe, ein guter Hopfenhändler braucht Fachkenntnisse, Erfahrung und über Jahre gewachsene, vertrauensvolle Verbindungen zu Hopfenbauern und Brauereien. Mit seinem Know-how ist er nicht einfach zu ersetzen. Viele Hopfenhändler, in Nordbaden fast alle, waren Bürger jüdischen Glaubens. Woher also so rasch „arische“ Händler nehmen? Da auch die Nazis gerne Bier tranken, konnten und wollten sie zunächst nicht gegen den (jüdischen) Hopfenhandel vorgehen.

So lässt sich für die Hopfen-Verkaufssaison 1933/34 kein Rückgang der Handelsgeschäfte feststellen, die, wie in den Vorjahren, 13 Seiten im Einkaufsbuch um-



fassen.<sup>6</sup> „Kein Boykottschaden“, konstatierte auch Alfred Eisemann rückblickend im Wiedergutmachungsverfahren nach 1945.

Allerdings scheint der Handel mit dem Ausland Einbußen erlitten zu haben, wie aus der Korrespondenz zwischen Weil/Eisemann mit der Münchner Hacker-Bräu AG im Juli 1934 hervorgeht.<sup>7</sup> Weil und Eisemann hatten mit ihren Kontakten Hacker-Bräu geholfen, die Geschäftsbeziehungen der Brauerei in Palästina zu erhalten. Doch klagte Hackerbräu, dass dort inzwischen eine „deutschlandfeindliche Stimmung“ herrsche. Als Beleg schickte die Brauerei die Abschrift eines Briefes, den ihr Meir ben Elieser aus Haifa im Juni 1934 geschrieben hatte. In der „Palestine Post“ sei ein Inserat erschienen, in dem Hackerbräu einen Vertreter für Palästina suche. Elieser stellt die Frage, ob es der Bevölkerung in Palästina angesichts der antijüdischen Hetze im „Stürmer“ zuzumuten sei, „deutsches Bier zu trinken.“ „Ein Volk, das wehrlose Menschen gefoltert und ermordet hat, darf sich nicht wundern, wenn wir vor deutschen Waren einen Ekel haben. Das ist nicht Emigrantenhetze [...] sondern [...] Ehrgefühl und ein Akt von Selbstverteidigung.“ Hackerbräu dankte Weil und Eisemann für die Vermittlungsbemühungen. Im Antwortschreiben bekundete die Hopfenhandlung, selbst Probleme mit dem Auslandsgeschäft zu haben, sodass man aufgrund „antideutscher Stimmung“ Hopfenaufträge aus den USA nicht mehr erhalte. Und das als „nichtarischer“ Betrieb und „trotz bester verwandtschaftlicher Beziehung.“



Gebäude Kirchstraße 18–20, rechts Hofeinfahrt (heutiger Zustand) (Foto: privat)

Die innerdeutschen Geschäfte liefen jedoch weiterhin gut. Der 1934er Hopfen füllte sogar 16 Seiten im Verkaufsbuch, auch der 1935er Hopfen schlug noch mit 15 Seiten zu Buche.<sup>8</sup> Wobei die Konditionen für den Ankauf von Hopfen sich änderten. Die NS-Wirtschaftspolitik, die alles kontrollieren wollte, erzwang eine Umstrukturierung des Hopfenhandels. Früher kauften die Händler in der Regel bei einzelnen bewährten Hopfenbauern ein. Nun lief der Verkauf über „Hopfenfachschaften“ oder ähnliche Korporationen. Mit solchen Vereinen, die es auch in Sandhausen, Walldorf und Reilingen gab, wurde der Handel abgewickelt.

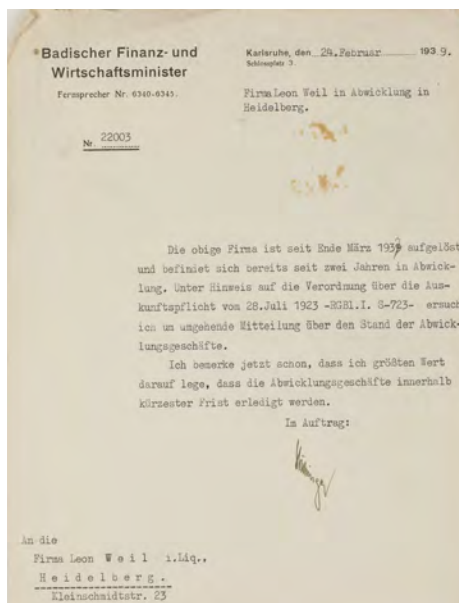


## Die Liquidation der Firma (1936–1939)

Ab 1936 wuchs der Druck auf Weil und Eisemann, ihre Firma zu liquidieren und das Grundstück Kirchstraße zu verkaufen. Zur Verschärfung der Situation hatten insbesondere die Nürnberger „Rassegesetze“ vom September 1935 beigetragen. Diese sollten eine weitere ideologische und juristische Legitimation für die Diskriminierung und Verfolgung der Bürger jüdischen Glaubens darstellen. Deren systematischer Ausschluss aus dem wirtschaftlichen, kulturellen und gesellschaftlichen Leben wurde energisch vorangetrieben.

Nun bröckelte auch die Treue der alten Brauereikunden. Die Geschäftstätigkeit der Hopfenhandlung fiel drastisch ab, 1937 war kaum mehr Verkauf zu verzeichnen. Vertreter Karl Schachner aus Bergheim, der seit den 1920er Jahren für Weil und Eisemann arbeitete, konnte noch kleinere Geschäfte mit den nordbadischen Hopfenfachschaften vermitteln.<sup>9</sup> Doch das Ende der Firma war absehbar.

Parallel zu der sich Jahre hinziehenden Liquidationsphase begann die Geschäftstätigkeit der neuen Firma von Hildegard Eisemann. Ab September 1936 existierten parallel zwei Hopfenhandlungen. Zum einen die alteingesessene Firma, nun „Leon Weil in Liquidation“, mit den Inhabern Max Eisemann, Alfred Eisemann und Ernst Weil. Zum anderen die Firma „Hildegard Eisemann“, geführt von Alfred Eisemanns „arischer“ Ehefrau. Formal-juristisch handelte es sich um zwei getrennte, unabhängige Betriebe.



Bemerkenswert ist, dass die Liquidation weniger über Ämter der Stadt Heidelberg, etwa das Gewerbeamt, sondern vorrangig über NS-Stellen und vor allem durch die Polizeidirektion, speziell die Kriminalpolizei (!), abgewickelt wurde.

Im November 1936 teilte Ernst Weil der IHK Mannheim und der Polizeidirektion Heidelberg mit, die Liquidation habe noch nicht stattgefunden. „Die Aufgabe meiner seit 1868 betriebenen Hopfenhandlung [...] ist [...] auf Ende der laufenden Hopfensaison – Ende März 1937 – ins Auge gefasst.“ Eine Aktennotiz besagte: „Der Gesellschafter Ernst Weil hat ergänzend bemerkt, ein Uebergang des Geschäfts auf die Firma Hildegard Eisemann komme nicht in Frage“.<sup>10</sup> Weils Bemerkung spiegelt wohl Trauer und Zorn über das gewaltsame Ende der fast 70 Jahre alten, von seinem Vater

Das Ministerium drängt auf Liquidation der Firma (Quelle: Hildegard Eisemann Archiv)

gegründeten Firma wider. Vielleicht spielte auch die taktische Überlegung eine Rolle, der frisch gegründeten Firma Hildegard Eisemanns den Start zu erleichtern und sie nicht mit „jüdischem Einfluss“ in Verbindung zu bringen.

Am 18. Januar 1938 dokumentierte das Registergericht beim Amtsgericht Heidelberg: „Die Gesellschaft ist aufgelöst – Liquidatoren sind die Gesellschafter Max Eisemann und Ernst Weil. Jeder von ihnen ist zur alleinigen Vertretung berechtigt.“<sup>11</sup> Allerdings war der Verkauf der Firmengebäude mit einem Grundstück von immerhin über 7a und einem Steuerwert über 72.000 M. immer noch nicht abgewickelt. Das Badische Finanz- und Wirtschaftsministerium in Karlsruhe, welches den Vorgang unter dem Aktendeckel „Entjudung des Betriebes Leon Weil“ dokumentierte, wurde ungeduldig.<sup>12</sup> Das Ministerium monierte, dass die „jüdische OHG“ doch eigentlich seit März 1937 aufgelöst sei, die Enteignung und Liquidation, die im Schreiben euphemistisch „Abwicklung“ genannt wird, jedoch schon zwei Jahre dauere. Man erwarte die baldige endgültige „Löschung“ der Firma. Karlsruhe verwies auf die „Auskunftspflicht“ und bemerkte drohend, man lege „größten Wert“ darauf, „dass die Abwicklungsgeschäfte innerhalb kürzester Frist erledigt werden.“

In seiner Antwort beteuerte Ernst Weil, der nun auch den Namenszusatz „Israel“ führen musste, dass das Büro- und Lagergebäude Kirchstraße zahlreichen potenziellen Käufern angeboten worden sei. Zwar hätten Stadt, Schuhfabrikanten und Getreidehändler Interesse gezeigt, aber nicht zugegriffen. Zum Teil sei noch Ware im Magazin gelagert. „Althopfen sind noch in einer Menge von 66 Zentnern vorhanden, aber solange unverkäuflich, als die Versuche das Material für Pappfabrikation zu verwerten nicht abgeschlossen sind.“<sup>13</sup>

Ende 1938 musste der 70-jährige Max Eisemann die Verhandlungen alleine weiter führen, da sein Sohn Alfred und Ernst Weil vom 10. November bis kurz vor Weihnachten im KZ Dachau interniert waren. Den Eigentümern war klar, dass der Verkauf der Firmengebäude nicht mehr hinauszuzögern oder gar zu verhindern war. Schließlich wurde ein Käufer gefunden und es kam zu der äußerst fragwürdigen Kaufabwicklung.<sup>14</sup> Der Kaufvertrag für die Kirchstraße 18/20 wurde im April 1939 vor dem Notariat Heidelberg unterzeichnet. Als Verkäufer fungierten die Liquidatoren Max Eisemann und Ernst Weil, Käufer war der Baumeister Willi Reimold aus Eppelheim. Der Kaufpreis betrug 33.800 RM samt Inventar wie Büroeinrichtung und Hopfenbearbeitungsgeräte.

Bereits einen Tag später schrieb Käufer Reimold an die Polizeidirektion Heidelberg, um den Kaufpreis zu drücken. Er habe das „jüdische Anwesen“ erworben, „um in demselben zur Behebung der großen Wohnungsnot ca. 12 Kleinwohnungen [...] einzurichten.“ Reimold rechnete hohe Umbaukosten und geringe zu erwartende Mieteinnahmen vor. Daher sei der Kaufpreis angesichts der geringen Rentabilität zu hoch. Er halte 30.000 RM für angemessen. Ferner habe sich inzwischen ergeben, dass der auf der Hofseite angebaute Darrofen, der Schuppen und verschiedene Tragkonstruktionen im Innern des Gebäudes kostspielig entfernt werden müssten. Schließlich wolle er dem Wohnungsmangel abhelfen. Doch die Kaschierung des Kaufinteresses als selbstlose soziale Tat verfiel nicht. Die NSDAP-Kreisleitung Heidelberg teilte im Juni 1939 der Polizeidirektion mit, der Preis im Kaufvertrag sei angemessen, Reimolds Wunsch nach Ermäßigung unberechtigt. Nach langwierigem Hin und Her zwischen Verkäufern, Käuferinteressent, Architekt, Stadt Heidelberg, Polizeidirektion, NSDAP und Kreisbauernführer stimmte abschließend das badische Finanz- und Wirtschaftsministerium der „Grundstücksentjudung“ zum Kaufpreis von 33.800 M zu.

Vor seiner Flucht nach Südamerika unterzeichnete Ernst Weil noch im Oktober 1939 eine Vollmacht für Alfred Eisemann, dem er seinen Anteil an der aufgelösten Firma übertrug,<sup>15</sup> denn es war klar, dass von der Familie Weil niemand in Deutschland bleiben würde.

Somit war nach rund dreijähriger Liquidationsphase die von Leon Weil gegründete und mit Max Eisemann weiterentwickelte Hopfenhandlung Geschichte. Sie lebte aber in anderer Form weiter.

### **Hildegard Eisemanns Firmengründung (1936)**

Während die alte Hopfenhandlung liquidiert wurde und ihre Angehörigen der Verfolgung ausgesetzt waren, gelang es Hildegard Eisemann ihre neue Firma, die in gewisser Weise doch die alte war, zu gründen und zu entwickeln. Dies war nur möglich durch Kompromisse mit den Behörden, eine nicht angreifbare Fassade und taktisch geschicktes Verhalten.

Das offizielle Gründungsdatum der Hopfenhandlung von Hildegard Eisemann war der 11. September 1936 mit dem Eintrag ins Handelsregister beim Amtsgericht Heidelberg.<sup>16</sup> Vorher war die Zustimmung der Gewerbepolizei, des Finanzamts, der Industrie- und Handelskammer, des Brauwirtschaftsverbands Süddeutschlands (München) und des „Reichsnährstands“ (Karlsruhe) eingeholt worden. Der Betrieb war „zunächst“ mit Sitz Kirchstraße 18/20, also im Gebäude der alten, in Liquidation befindlichen Firma angemeldet.

Die Polizei stellte den Lebenslauf der 1894 in Mannheim geborenen Hildegard Eisemann zusammen und prüfte ihre Eignung als Hopfenhändlerin. Die Firmeninhaberin habe Erfahrungen im Ankauf, Verkauf und in der Behandlung des Hopfens gesammelt. „Die Eisemann hat zur Führung des Hopfenhandels einen Berechtigungsschein“ und besitze einen Ausweis zum Aufkaufen von Hopfen, vermerkten die Polizeiakten. Mehrfach wurde betont, dass Hildegard Eisemann katholisch und „arisch“ sei. Die Firmeninhaberin habe gegenüber den Behörden versichert, dass ihr Ehemann Alfred keinerlei Funktion in ihrer Firma habe, nicht einmal Zutritt zu den Firmenräumen. Auch sonst habe ihr Betrieb keine jüdischen Mitarbeiter, Lieferanten oder Kunden.<sup>17</sup>

In Wirklichkeit ist es unvorstellbar, dass Alfred Eisemann mit seiner Erfahrung und Fachkenntnis und aufgrund der räumlichen Nähe nicht hinter den Kulissen mitgeholfen und das Büro betreten hat. Die offiziell bekundete Verleugnung ihres Ehemanns dürfte Hildegard Eisemann schwer gefallen sein und eine nicht geringe psychische Belastung dargestellt haben.

Anpassung nach außen, um nicht aufzufallen, war die Devise. Die Kassenbücher der Firma belegen regelmäßige Beiträge für die „Adolf-Hitler-Spende“, das „Winterhilfswerk“ oder Sonderzuwendungen zum 1. Mai. Auf der anderen Seite hatte Hildegard Eisemann die liberal orientierte „Frankfurter Zeitung“ abonniert, die vor allem im Kulturteil erstaunlich kritische Artikel an der NS-Zensur vorbeischmuggelte und sich wohltuend von der NS-Einheitspresse, angeführt vom „Völkischen Beobachter“, unterschied.

Die Geschäftsbücher zeigen, dass Hildegard Eisemann im September 1936 ihre Geschäftstätigkeit rasch und planvoll aufnahm.<sup>18</sup> Es fielen Kosten an für den Eintrag ins Handelsregister, für Firmenstempel und Büromaterial, auch für erste Spesen we-

September 1936 1

*Konto* *Haben*

		<u>Postcheck</u>	<u>Kasse</u>
29	Per L. W. No. 16459		10 -
	Reisespesen Karlsruhe		7 -
	München		54 -
	Eintrag i. d. Handelsregister		83 34
	Reisespesen München		45 -
	Poste Koin f. 1 Firmenstempel		2 0
	Nachn. Braun. Tel. Rechn.		3 1
	Briefmarken		2 1
	Pfennigsprache 2787		7 -
	Reisespesen 18.9. Leckenh. - Wilm. & Co		5 -
	21.9. Frankenthal		8 -
	22.9. Gung. d. Parnel.		12 -
	23.9. Worms		11 -
			12 -

Geschäftsbuch Hildegard Eisemann 1936 (Quelle: Hildegard Eisemann Archiv)

gen Fahrten zu Hopfenbauern und Brauereien. Da die Hopfenhandlung noch in den Räumen Kirchstraße arbeitete, fielen Mietzahlungen an „Leon Weil in Liquidation“ an. Sicher wäre die neue Firma gerne in den für die Bedürfnisse einer Hopfenhandlung eingerichteten Räumen geblieben. Das war aber nicht möglich.

Für eine kurze Übergangsphase gab es eine direkte Geschäftsverbindung zwischen alter und neuer Firma.<sup>19</sup> Ende 1936 kaufte Hildegard Eisemann größere Mengen Hopfen von der Firma Leon Weil, 20 Säcke für ca. 7500 M. Es wurden Zahlungen an die Vorgängerfirma für Umpacken, Nachpflücken, Schwefeln, Abtrocknen und Pressen von Siegelhopfen getätigt. Mit dem Aufkauf von Beständen der Firma Leon Weil waren zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen. Die alte Firma, die eigentlich schon gar nicht mehr handeln durfte, wurde ihre Bestellungen und Bestände los, und die neue Firma verfügte auf einen Schlag über Handelsware.

Die Firmenchefin strebte eine baldige räumliche Trennung von der Vorgängerfirma an, die eben nicht als solche erscheinen durfte. Zumal die Heidelberger Kriminalpolizei, Abt. III Gewerbepolizei, genau auf die Adresse des Betriebes achtete. Man stellte fest, die Geschäftsinhaberin habe den Betrieb zum 1. Januar 1938 in den Odinspfad 3 verlegt, dann erfolgte zum 1. September 1938 die Verlegung nach Kaiserstraße 94. Dort wohnte Friedrich Bürgermeister, der seit 16. August 1938 als Einzelprokurist für die Firma Hildegard Eisemann eingetragen war.<sup>20</sup> Ein Jahr später zog Hildegard Eisemanns Firma nach Anerkennung als „arischer“ Betrieb wieder in den Odinspfad 3, wo nun auch die Familie wohnte.

Zwar arbeitete der neue Betrieb seit September 1936, war aber immer noch nicht abschließend als „arisch“ anerkannt. Im August 1938 äußerte sich die NSDAP Gauleitung Baden zustimmend, „die Fa. Eisemann als arisches Unternehmen zu be-

trachten.“ Auch die in Nürnberg ansässigen Branchenverbände stimmten zu. Die Zeit drängte, da die Hopfensaison begann. So schaltete Hildegard Eisemann zur Beschleunigung des Verfahrens die Rechtsanwälte von Campenhausen, Leonhard und Schlatter ein, die dem badischen Wirtschaftsministerium erläuterten, dass die Firma selbstständig, „arisch“ und erfolgreich sei. Immerhin habe sie im letzten Jahr einen Umsatz von ca. 125.000 RM erzielt. Es sei auch sichergestellt, dass der Betrieb kein Kapital von jüdischer Seite verwende. Auch Frau Eisemanns Depots in Nürnberg seien „selbstverständlich rein arisch.“ Prokurist Friedrich Bürgermeister, in dessen Räumlichkeiten die Firma ihren Sitz habe, sei zuverlässiger Parteigenosse. Kurzum: Die Firma Hildegard Eisemann habe keinerlei Verbindung zu „nichtarischen Kreisen“.

Die Einschaltung der Anwälte beschleunigte das Verfahren. Nachdem auch der Gauwirtschaftsberater, der Kreiswirtschaftsberater und die IHK keine Bedenken hatten, erklärte am 3. September 1938 das Ministerium die Firma Hildegard Eisemann für „arisch“ Diese Bestätigung gab Sicherheit, nun konnten alle Handelspartner bedenkenlos mit Hildegard Eisemann Geschäfte machen.

Betrachtet man den ganzen Vorgang genau, drängt sich die Vermutung auf, dass die Familie Eisemann bei der Stadt, im Gewerbeamt, der Polizei, der NSDAP oder in sonstigen NS-Organisationen Freunde und „stille Helfer“ hatte, die die Distanzierungsmanöver durchschauten, aber beide Augen zudrückten. Denn bei genauer Betrachtung hätte man merken müssen, dass es zwischen alter und neuer Firma vielfältige Verbindungen und Kontinuitäten gab.

Was die Hopfenlieferanten und die Brauereikunden betrifft, war es ein fließender Übergang. Die alten Geschäftspartner waren auch die neuen. Ausstellung und Einlösung von Wechseln gingen 1936/37 zwischen beiden Firmen hin und her. Bei genauer Prüfung hätte man rasch bemerkt, dass zum Teil sogar die Geschäftsbücher der alten Firma nahtlos weitergeführt wurden. So das „Wechsel-Copierbuch Nr. 6“, das 1933 begonnen worden war und ab 1937 von Hildegard Eisemann für viele Jahre fortgesetzt wurde.<sup>21</sup> Ungebrochene Kontinuität dokumentiert auch das Hopfen-Einkaufsbuch, das von 1925 bis 1942 weitergeführt wurde.<sup>22</sup> Hier ist sogar noch der alte Stempel „Leon Weil Hopfenhandlung Heidelberg“ eingedruckt. Solche Geschäftsbücher wurden wohl nur intern genutzt, für eventuelle Überprüfungen gab es auch neue Bücher, die erst mit Hildegard Eisemanns Firmengründung einsetzten.

Kontinuität gab es auch bei einigen Mitarbeitern. So war der bereits erwähnte Vertreter Karl Schachner aus der Bergheimer Straße 1937 noch für die Firma Leon Weil tätig, aber auch schon für Hildegard Eisemann. Prokurist Friedrich Bürgermeister muss ein Freund der Familie gewesen sein. Er stellte seine Wohnung zeitweise als Firmenadresse zur Verfügung und arbeitete als Einzelprokurist für Hildegard Eisemann. Motorradfahrer Bürgermeister machte für die Firma den Auto-Führerschein, um Kunden zu besuchen. Weder Alfred noch Hildegard Eisemann besaßen einen Führerschein. Wie sehr Bürgermeisters Position „Tarnung“ war, wird deutlich, als unmittelbar nach dem Ende der NS-Herrschaft Alfred Eisemann ihn offiziell als Prokuristen ablöste. Friedrich Bürgermeister war die perfekte Legende und unangreifbar, denn er war Parteigenosse und in der NSKK-Motorradstandarte 153 Heidelberg aktiv.<sup>23</sup>

Als „stillen Helfer“ kann man wohl auch Handwerksmeister Konrad Bender sehen, der seine Räumlichkeiten im Odinspfad 3 der Familie Eisemann als Wohnung und Büro zur Verfügung stellte, nachdem Eisemanns aus ihrer von einer städtischen

Wohnungsgesellschaft gemieteten Wohnung in der Rohrbacherstraße hatten ausziehen müssen.

Unter den Brauereikunden ist die Engelbrauerei in der Heidelberger Altstadt zu nennen, deren Direktor Heinrich Wirth ein bekannter Nazi-Gegner war. Wirth stellte Eisemann Brauereiräume für die Hopfen-Lagerung zur Verfügung und unterstützte Alfred Eisemann auch noch nach 1945 durch Aussagen im Wiedergutmachungsverfahren.<sup>24</sup>

Bei der Polizei war durchaus Thema, inwieweit die neue Firma doch die alte war. Polizeikommissar Walter betonte in internen Vermerken, Hildegard Eisemann habe das alte Geschäft „nicht übernommen, sondern sich ein eigenes gegründet“.<sup>25</sup> Solche wohlwollenden Bemerkungen halfen der neuen Firma. Doch noch drei Jahre später wurde im September 1939 in einer Aktennotiz der Polizeidirektion Heidelberg die entscheidende Frage gestellt: „Die Firma Leon Weil, die bisher in nichtarischer Hand war (Eisemann & Weil), wird von Frau Eisemann, die arisch ist, weitergeführt. Es erhebt sich die Frage, ob nicht eine getarnte Weiterführung eines jüdischen Unternehmens anzunehmen ist.“<sup>26</sup> Hier hätten eigentlich sämtliche Alarmglocken



Familie Eisemann in den 1920er Jahren (Quelle: Hildegard Eisemann Archiv)

schrillen müssen. Wäre die Firma „enttarnt“ worden, hätte das weitreichende geschäftliche und persönliche Konsequenzen gehabt. Doch diese Randnotiz war intern und blieb es auch. Waren hier schützende Hände am Werk, und der Hinweis wurde „übersehen“? Jedenfalls ergaben sich hieraus keine negativen Konsequenzen.

Die für „arisch“ befundene Firma von Hildegard Eisemann arbeitete nun ohne Schwierigkeiten seitens der Behörden. Doch dann setzten die Kriegsjahre dem Braugeschäft und dem Hopfenhandel spürbar zu. Kontingentierungen der Rohstoffe führten zu „Dünnbier“, der Absatz brach ein, einige Brauereien und Teile der Infrastruktur waren zerstört. So schrumpften auch Eisemanns Umsätze drastisch. Die

Geschäftsbücher, besonders das Kassen- und das Einkaufsbuch, zeigen, dass der Umsatz 1937 noch 155.409,67 RM betrug, 1940 auf 97.573,69 RM gesunken war und 1944 nur noch bei 28.091,57 RM lag.<sup>27</sup>

## **Die Verfolgung der Familien Weil und Eisemann**

Wenn auch die Firma durch die Umstrukturierung gerettet schien, so bekamen die Familien Weil und Eisemann Diskriminierung, Entrechtung und Verfolgung durch den NS-Staat persönlich zu spüren.

Sichtbar ist dies auch durch die Veränderung der Wohnsituation. Nehmen wir 1933 als Stichjahr: Max Eisemann wohnte mit Tochter Alice und Schwiegersohn Dr. Berthold Fuchs in der Blumenstraße 15. In der 230 qm großen Acht-Zimmer-Wohnung im Erdgeschoss betrieb Dr. Fuchs auch seine Facharztpraxis für Innere Medizin. Zwei Häuser weiter wohnte in der Blumenstraße 11 Max Eisemanns Schwager und Kompagnon Ernst Weil mit Familie. Und ebenfalls in der Weststadt, Rohrbacher Straße 93, lebte Alfred Eisemann mit Ehefrau Hildegard und dem kleinen Sohn Rudolf.

Die meisten Wohnungs- oder Hausbesitzer hielten dem von den NS-Stellen ausgeübten Druck nicht stand und lösten die Verträge mit ihren jüdischen Mietern, die nun versuchen mussten, bei wohlmeinenden mutigen Vermietern oder Glaubensgenossen unterzukommen.

Ende 1938 wohnte keiner der Genannten mehr in derselben Wohnung wie Anfang der dreißiger Jahre. Max Eisemann fand Aufnahme in einem Fremdenheim in der Leopoldstraße 9, heute Friedrich-Ebert-Anlage. Seine Tochter Alice war 1937 nach schwerer Krankheit verstorben, ihr Ehemann Dr. Berthold Fuchs, inzwischen zum „Krankenbehandler“ herabgestuft, kam für kurze Zeit im Haus Häusserstraße 20 unter. Die Praxiszerstörung am Tag nach der „Reichskristallnacht“ nahm ihm die letzte Lebensgrundlage. Ernst Weil und seine Familie mussten aus der Blumenstraße 11 ausziehen, sie fanden Aufnahme im Haus der jüdischen Familie Seidemann, Kleinschmidtstraße 23. Auch Alfred Eisemann konnte nicht in seiner Wohnung bleiben. Die Häuser Rohrbacher Straße 93/95 gehörten einer städtischen Wohnungsbaugesellschaft, die sozialdemokratisch und gewerkschaftlich orientiert gewesen war, nun aber von den Nazis kontrolliert wurde. Als die Familie ausziehen musste, half der bereits erwähnte Gipsermeister Konrad Bender, der in der Rohrbacher Straße 91 wohnte und Eisemann als Nachbarn kannte. Bender ließ Familie Eisemann in seinem neuen Haus im Rohrbacher Odinspfad 3 wohnen.

Doch die erzwungenen Wohnungswechsel waren nicht die einzige Konsequenz der Verfolgungsmaßnahmen. Am 10. November 1938, also am Tag nach der „Reichskristallnacht“, wurden Alfred Eisemann und Ernst Weil in das KZ Dachau gebracht, wo sie bis kurz vor Weihnachten interniert blieben. Bei der Haftentlassung wurde ihnen nahegelegt Deutschland zu verlassen. Ernst Weil sah keine andere Perspektive und bereitete nun, parallel zu den Liquidationsverhandlungen für die Firma, die Flucht seiner Familie vor. Alfred Eisemann emigrierte nicht, vermutlich aus Rücksicht auf seinen über 70-jährigen Vater Max und seine Ehefrau Hildegard, die ja nun die Hopfenhandlung führte. Vielleicht vertraute er auch auf den Schutz durch seine „Mischehe“ mit einer „Arierin“ und den zu erwartenden Dank des Vaterlands für seinen Einsatz im Ersten Weltkrieg mit Kriegsgefangenschaft in Russland.

Der 1927 geborene Sohn Rudolf war katholisch getauft worden, Alfred Eisemann selbst war zum Katholizismus konvertiert.<sup>28</sup> Doch dies alles sollte sich als nur sehr begrenzter Schutz erweisen. Denn nach NS-Ideologie waren „Blut und Rasse“ entscheidend, auch ein getaufter „Jude bleibt Jude“. Seit der Liquidierung der alten Firma war Alfred Eisemann bis 1945 arbeitslos und durfte offiziell in der Hopfenhandlung seiner Frau nicht mitarbeiten.

1939/40 spitzte sich die Situation weiter zu. Dr. Fuchs zog nach der Zerstörung seiner Praxis nach Mannheim, von dort gelang ihm Anfang 1940 die Flucht in die USA, wo er als Dr. Bert Fuchs eine Praxis eröffnete. 1954 starb er in New York, „früher Heidelberg, Mannheim“, wie in der Todesanzeige stand.<sup>29</sup> Ernst Weils Fluchtpläne wurden nun konkret. Seine neue Adresse in der Kleinschmidtstraße war auch Anlaufstelle für den von ihm geleiteten Verein Zedokoh der jüdischen Gemeinde. Dieser Verein bot Hilfe für die Gemeindemitglieder, die die weitere Entwicklung in Deutschland nicht abwarten wollten, sondern sich zur Flucht ins Ausland gezwungen sahen. Weil musste, wie alle anderen Auswanderwilligen, Schmuck, Edelmetall und weitere Wertsachen beim städtischen Leihamt weit unter Wert abliefern. „Sühneleistungen“ und eine „Reichsfluchtsteuer“ waren zu zahlen. Und im November 1939 musste Ernst Weil noch seine Aktien von der Dortmunder Ritterbrauerei weit unter Kurswert dem Reichsfinanzministerium „zur Verfügung“ stellen.<sup>30</sup> Kurz darauf verließ Ernst Theodor Weil mit seiner Familie Deutschland, rettete dadurch sein Leben, ging nach Uruguay und fing in Montevideo als Ernesto Weil neu an. Er kehrte nach 1945 nicht mehr in seine Heimat zurück.

Das härteste Schicksal erlitt Max Eisemann. Unter normalen Umständen hätte er sich wohl spätestens zu seinem 70. Geburtstag aus der Firmenleitung zurückgezogen und seinen Anteil an Sohn Alfred überschrieben, der zusammen mit Ernst Weil die Hopfenhandlung weitergeführt hätte. So musste Max Eisemann die Liquidierung seiner Firma betreiben und die Internierung seines Sohnes und Schwagers miterleben. Im Januar 1939 ließ das Amtsgericht Heidelberg in das Meckesheimer Geburtenbuch eintragen, Max Eisemann habe sich den „weiteren Vornamen Israel beigelegt“.<sup>31</sup>

Auch in der Leopoldstraße 9 konnte Max Eisemann nicht lange bleiben. Anfang 1940 musste er erneut umziehen und war nun in der Bunsenstraße 19a untergebracht, in einem der „Judenhäuser“, in denen jüdische Bürger auf engstem Raum zusammenleben mussten. Seine Aktien und die meisten Wertgegenstände hatte Eisemann bereits abliefern müssen, darunter Bronzefiguren, Gemälde und wertvolle Teppiche aus der früheren Wohnung.<sup>32</sup> Von der Bunsenstraße wurde Max Eisemann am 22. Oktober 1940, dem letzten Tag des jüdischen Laubhüttenfests, abgeholt und als einer von 300 Heidelberger jüdischen Bürgern zum Hauptbahnhof gebracht. Die Sonderzüge, die insgesamt etwa 6.500 Juden aus Baden, der Pfalz und dem Saargebiet, darunter viele Alte, Kranke, Kinder und Frauen, nach Frankreich transportierten, waren mehrere Tag unterwegs. Das in Südwestfrankreich gelegene Lager Gurs, ursprünglich für inhaftierte Spanienkämpfer eingerichtet, war völlig überfüllt. Die Zustände waren katastrophal: Mangelernährung, Kälte, Strohlager auf vom Regen durchweichten Böden und Ungeziefer waren zu ertragen. Krankheiten wie Ruhr, Typhus, Tuberkulose, Lungenentzündung und ansteckende Hirnhautentzündung grassierten. Hinzu kamen die Angst vor der ungewissen Zukunft und die Sorge um Angehörige. Der im 73. Lebensjahr stehende Max Eisemann verstarb schon





Briefkopf Firma Hildegard Eisemann (Quelle: Hildegard Eisemann Archiv)

bald nach seiner Ankunft unter nicht näher geklärten Umständen. Sein Tod im Außenlager Pau des Camp de Gurs ist am 6. November 1940 vermerkt.<sup>33</sup>

Die Nachricht vom Tod des Vaters, Schwiegervaters und Großvaters erreichte Alfred, Hildegard und Rudolf Eisemann in einer Situation, in der sie selbst gefährdet waren. Noch kurz vor Kriegsende bestand die Gefahr, dass der 1927 geborene Rudolf Eisemann, nach NS-Terminologie „Halbjude“, noch im „Volkssturm“ hätte eingesetzt werden können. Aus unbekanntem Gründen wurde er aber „zurückgestellt“.<sup>34</sup> War hier ein stiller Helfer am Werk? Im Februar 1945 wurde Alfred Eisemann ein zweites Mal in einem KZ interniert und nach Theresienstadt deportiert. Auch diesen KZ-Aufenthalt überstand er und schlug sich nach der Befreiung durch die Rote Armee zu Fuß nach Heidelberg durch.

## Nach 1945

Nach dem Ende von Krieg und nationalsozialistischer Herrschaft lag auch die Brauwirtschaft – und damit der Hopfenhandel – am Boden. Als Brauereigebäude wieder aufgebaut wurden, die Infrastruktur wieder hergestellt wurde und politische und wirtschaftliche Stabilität entstanden, konnten Handel, Wirtschaft und auch das Hopfengeschäft Aufschwung nehmen.

Hildegard Eisemanns Hopfenhandlung, nach wie vor im Odinspfad 3 beheimatet, wo auch die Familie wohnte, begann wieder mit der Arbeit. Einzelprokurist Friedrich Bürgermeister, der in der Nazi-Zeit als „arisches“ Aushängeschild fungiert hatte, machte Alfred Eisemann Platz.<sup>35</sup> Die Firma knüpfte an die tradierten Verbindungen mit Hopfenproduzenten, Händlern und Brauereien an.

Die Rahmenbedingungen hatten sich allerdings stark verändert. So waren einige Geschäftsverbindungen abgerissen, Ostdeutschland oder die tschechoslowakischen Hopfengebiete waren hinter dem „Eisernen Vorhang“ verschwunden. Die nordbadische Hopfenproduktion war deutlich zurückgegangen und kam schließlich ganz zum Erliegen. Und für die Familien Eisemann und Weil war zu klären, wie mit den in der NS-Zeit erlittenen Schäden umzugehen sei.

Inwieweit konnten und sollten die „Arisierung“ und ihre Folgen rückabgewickelt werden? Eisemann und Weil hätten ihre früheren Büro- und Lagergebäude in der Kirchstraße 18/20 zurückfordern können. Schließlich waren diese samt Inventar nur

durch Druck und weit unter Wert verkauft worden. Anspruchsberechtigt waren Alfred Eisemann für sich und als Erbe für seinen Vater Max, ferner Ernst Weil. Hildegard Eisemanns Firma konnte keine Ansprüche stellen, da sie ja formal eine völlig neue war und nicht zurückfordern konnte, was sie nie besessen hatte.

Alfred Eisemann und Ernst Weil verlangten keine Rückgabe der Immobilie. Weil hatte kein Interesse, sein Leben spielte sich nun in Südamerika ab. Eisemanns hätten Weil seinen Anteil auszahlen müssen. Das Anwesen in der Kirchstraße war inzwischen zu Wohnraum umgebaut worden, die Geräte und Maschinen für die Hopfenverarbeitung waren schon lange entfernt worden. Man hätte die Mieter hinausexpedieren bzw. -klagen müssen. Dann hätte man, sofern genehmigt, den Wohnraum wieder zurückbauen und Gewerbe einrichten müssen. Es hätte also viel Zeit und kräftiger Investitionen bedurft. Eisemann, Weil und Reimold bzw. deren Anwälte, einigten sich in einem Schlichtungsverfahren auf die Beibehaltung der aktuellen Besitzverhältnisse, allerdings erhielten Weil und Eisemann die Differenz zum üblichen Marktwert der Immobilie Kirchstraße.

So blieben Firmensitz und Wohnung der Eisemanns im Odinspfad 3. Gelagert wurde der Hopfen in angemieteten Kühlräumen, u.a. in den Kellern der hiesigen Brauereien Engelbräu und Schlossquell, ferner in Dispositionslagern in der Hallertau und in Nürnberg. Da ein Neubau in Heidelberg räumlich und finanziell problematisch war, entschied sich die Familie, ins Umland zu ziehen. Firma und Familie zogen 1964 nach Spechbach. Im dortigen Neubau und den inzwischen errichteten Erweiterungsbauten arbeitet und lebt die Familie bis heute.

Alfred Eisemann musste nach 1945 einen jahrelangen Kampf um „Wiedergutmachung“ führen, ein problematischer Begriff. Denn wie konnte das, was in der NS-Zeit geschehen war, „wieder gut“ gemacht werden? Eine materielle Entschädigung musste, mit Hilfe von Anwälten in einem zähen Verfahren, das sich bis in die 1960er Jahre hinzog, erstritten werden. Die Behörden verlangten immer neue Belege für die erhobenen Ansprüche, bis endlich für Verdienstausfall u.a. gezahlt wurde. Für die Zeit der Internierung in den Konzentrationslagern Dachau und Theresienstadt wurden Alfred Eisemann 600 DM Entschädigung zugesprochen.<sup>36</sup>

## **Fazit**

Die hier dargestellte „Arisierung“ dürfte nicht nur in der Heidelberger Wirtschaftsgeschichte ein Sonderfall sein. Möglich wurde er durch die besondere Personenkonstellation und die Spezifika der Handelsware Hopfen. Eine herausragende Rolle spielt hierbei Hildegard Eisemann. Zwar hatte der NS-Staat seine Ziele „Arisierung“ und Auslöschung der seit 1868 existierenden Firma erreicht. Aber mit Mut, Fachkenntnis und Tatkraft baute Hildegard Eisemann eine neue Firma auf und konnte den Betrieb in veränderter Form fortsetzen. Als Firmenchefin meisterte sie die Gratwanderung zwischen taktisch notwendiger äußerer Anpassung und Selbstbehauptung. Frau Eisemann widerstand auch auf privater Ebene dem Druck und trennte sich nicht (wie manche Zeitgenossen) von ihrem jüdischen Ehepartner. Sie führte die „Mischehe“ weiter und musste neben der Sorge um Ehemann Alfred, Sohn Rudolf und Schwiegervater Max auch noch aufpassen, dass die „getarnte Weiterführung“ der alten Firma nicht als solche auffiel. Und das als Frau in den damals von Männern dominierten Strukturen und Hierarchien in Verwaltung, Wirtschaft und Politik.

So fällt die Bilanz der Jahre 1933 bis 1945 für die Familien Eisemann und Weil wirtschaftlich und persönlich gemischt aus. Einerseits: Die traditionsreiche Firma in ihrer alten Form war liquidiert, ihre Teilhaber hatten materielle Zerstörung und große Vermögensverluste erlitten, Alfred Eisemann und Ernst Weil waren zeitweise in Konzentrationslagern interniert, Max Eisemann kam im Lager Gurs/Pau zu Tode, Ernst Weil und Dr. Berthold Fuchs mussten ins Exil flüchten.

Schaut man aber beim Resümee genauer hin, dann kann man durchaus positive Aspekte entdecken. Nicht nur wegen der bereits gewürdigten respektablen Leistung von Hildegard Eisemann. Man kann es als Triumph der Nach-Geschichte sehen, dass es den Nationalsozialisten weder gelungen ist, die Firma noch die Erinnerung an die verfolgten Personen auszulöschen. Die Hopfenhandlung existiert bis heute, sie konnte 2018 im Kraichgau ihr 150-jähriges Firmenjubiläum feiern. Einige „stille Helfer“ waren am Werk und schützten, soweit möglich, Familie und Firma. An das Schicksal von Max und Alfred Eisemann erinnert die Gedenktafel am Platz der zerstörten Altstadt-Synagoge, und seit Februar 2020 liegen vor dem Haus Blumenstraße 15 Stolpersteine für Max Eisemann und seinen Schwiegersohn Dr. Berthold Fuchs. In mehreren Publikationen wird die Erinnerung an die Geschichte der Firma und der Familien Weil und Eisemann wachgehalten.

## Anmerkungen

- 1 Archiv der Hildegard Eisemann KG, Spechbach (im Folgenden HE). Es enthält Geschäftsbücher ab 1904, Einkaufsbücher, Hopfensack-Kontobücher, Wechsel-Copierbücher, einzelne Dokumente.
- 2 Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA) 390, Nr. 6101, kath. u. israelit. Standesbuch Walldorf 1841–1853, § IX.
- 3 GLA 390, Nr. 1837, israelit. Standesbuch Meckesheim, Geborene 1867, Nr. 1, S. 37.
- 4 Chronik der Stadt Heidelberg für das Jahr 1912, XX. Jahrgang, Heidelberg 1915, S. 57.
- 5 StAH, Wohlfahrts- und Jugendamt Nr. 2460 (in: Peter Blum (Hg.): Geschichte der Juden in Heidelberg, 1996, Abb. Nr. 35).
- 6 HE, Einkaufsbuch 1933, S. 228–241.
- 7 HE, 3 Schriftstücke aus dem Jahr 1934, Fa. Leon Weil – Hackerbräu München.
- 8 HE, Einkaufsbuch 1934, S. 243–259 und Einkaufsbuch 1935, S. 261–276.
- 9 HE, Wechsel-Copierbuch Nr. 6, 1933–1937, Einkaufsbuch 1937, S. 284ff.
- 10 StAH Nr. 2312 Gewerbeakten, Schreiben v. 6.11.1936.
- 11 HE, Mappe mit Steuerunterlagen und weiteren Dokumenten, 1926–1939.
- 12 GLA 237, 1967-19, Nr. 1923, Schreiben des Min. am 24.2.1939 an die Firma Leon Weil in Abwicklung.
- 13 GLA 237, 1967-19, Nr. 1923.
- 14 GLA 237, 1967-19, Nr. 335, 1921, 1922 und 1923; Ferner: HE, Vertragsentwurf vom 18.4.1939.
- 15 HE, Allgemeine Vollmacht, Heidelberg, 30.10.1939, Notariat II.
- 16 StAH Nr. 2312 Gewerbeakten, Schreiben v. 19.9.1936 an die Gewerbepolizei Heidelberg.
- 17 GLA 237, 1967-19, Nr. 335.
- 18 HE, Kassenbuch Sept. 1936–Dez. 1938; Wechsel-Kopierbuch 1936–1966; Kassenbuch 1939–1941, ferner Strazze 1, September 1936–Dezember 1938.
- 19 HE, Ein- u. Verkaufsbuch für deutschen Hopfen (1936–1959), schwarzes Buch.
- 20 StAH Nr. 2312 Gewerbeakten; HE, Handelsregister, Amtsgericht Heidelberg Abt. A, Bd. 11, HRA 705, Eintrag 4.1.1939.
- 21 HE, Wechsel-Copierbuch Nr. 6, 1933–1957.
- 22 HE, Buch Einkauf 1925–1942, 304 paginierte Seiten.
- 23 GLA 237, 1967-19, Nr. 335.
- 24 GLA 480, Nr. 1587 (1 u. 2).
- 25 StAH Nr. 2312 Gewerbeakten, Polizeidirektion Heidelberg, 12.11.1936.

- 26 Ebd., Aktennotiz auf Dokument vom 25.9.1939.
- 27 HE, Kassenbuch Nr. 3, Januar 1942–Sept. 1950; Einkauf 1940, S. 298ff. Einkauf 1941, 1942, S. 304f.
- 28 HE, handschriftlicher Eintrag im Stammbaum der Familie Eisemann/Weil, Taufe im April 1937.
- 29 Aufbau, New York, 13.8.1954, p. 24.
- 30 HE, Mitteilung Dresdner Bank Heidelberg v. 14.11.1939.
- 31 wie Anm. 3, Zusatz zum Geburtenbuch, Eintrag v. 3.1.1939.
- 32 GLA 480, Nr. 13535, Max Eisemann.
- 33 Archiv Sous-préfecture d'Oloron Dep. 64 Pyrénées-Atlantique, Eintrag in Totenliste H depot Pau Q 12, Nr. 220, Max Eisemann; Siehe auch Gedenkbuch, Bundesarchiv Koblenz, 2006.
- 34 HE, Meldeschein Brauer und Mälzerlehrling Rudolf W. H. Eisemann v. 4.7.1944, Polizei Heidelberg.
- 35 StAH Nr. 2312 Gewerbeakten.
- 36 GLA 480, 1587, Nr. 1.

## Die Professoren der Pädagogischen Hochschule Heidelberg und ihre Vergangenheit vor 1945 – Anlass für Nachforschungen?

Wir schreiben das Jahr 1973, als sich in einem Strafprozess im Heidelberger Amtsgericht zwei Parteien gegenüber stehen – allesamt Angehörige der Pädagogischen Hochschule Heidelberg (PH): der ASTA-Vorsitzende Wilhelm Pauli auf studentischer Seite sowie die Professoren Karl Kollnig und Wilhelm Schwab als Vertreter des Lehrkörpers. Gegenstand des Strafprozesses ist eine Anklage gegen den Studenten wegen beleidigender Äußerungen in einem Artikel der Hochschulzeitung „Asta-Info“ vom 30. April. Darin stand zu lesen:

„Die Reaktionäre vom Schlag Schwab und Kollnig sowie ihre studentische Hilfstruppe der RCDS und die ‚liberalen‘ wie Engelhardt und Deckwert haben den Frieden im Haus mal wieder sichergestellt. [...] Offen gestanden sie jedem Staat einschließlich dem faschistischen das Recht und die Pflicht zu, sich gegen seine Feinde zu verteidigen. [...] Diese Herren, die aus der Geschichte, auch ihrer eigenen, nichts gelernt haben, die auch in Zukunft treu Diener und Büttel jedes Herren sein werden, müssen wir uns gut merken. Sie sind Feinde des Volkes und müssen als solche behandelt werden.“<sup>1</sup>

Die raue Sprache dieser Vorwürfe sowie allein der Umstand, dass ein Strafprozess zwischen Lehrenden und Studentenschaft stattfand, machen deutlich, wie turbulent sich die Zeit der Studentenbewegung der 68er-Jahre auch an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg gestaltete. Wie an anderen westdeutschen Hochschulen und Universitäten erlebten an der PH der Generationenkonflikt sowie die Vergangenheitsdebatte zu dieser Zeit einen neuen Aufschwung.<sup>2</sup> Doch mit welcher Berechtigung verwendeten die Studierenden der damaligen Zeit solche Ausdrücke wie „Feinde des Volkes“ gegenüber ihren Lehrenden? Gab es tatsächlich Hinweise auf eine NS-belastete Vergangenheit der Heidelberger Professoren? Oder handelte es sich bei den Vorwürfen lediglich um leere Worte, die den Sprachjargon der damaligen Zeit aufgriffen?

In der Stadt Heidelberg hatte in den Jahren 1945/46 eine relativ strikte Entnazifizierung stattgefunden. Dennoch barg der Lehrkörper der Universität in den 1968er-Jahren durchaus Konfliktpotenzial für die Vergangenheitsdebatte der Studentenbewegung.<sup>3</sup> Wie an den Universitäten in ganz Westdeutschland war das Handeln des einen oder anderen Hochschullehrers geprägt von den typischen Strategien der „Vergangenheitsbewältigung“. Dazu gehörten die Umdeutung der eigenen wissenschaftlichen Tätigkeit in der Vergangenheit sowie die Verwertung geknüpfter Netzwerke, die jetzt der kollegialen Entlastung dienen.<sup>4</sup> Wie es sich mit dem Lehrkörper an der Heidelberger PH verhielt, ist im Gegensatz zur Universität bisher nicht detailliert erforscht worden.

Um den Hintergrund der studentischen Aussagen aus dem Jahr 1973 mit ihrer Kritik an den Lehrenden dennoch zu ergründen, wird nun der Versuch einer groben Rekonstruktion der Lebenswege von drei Professoren vorgenommen sowie deren Umgang mit ihrer Vergangenheit beleuchtet. Herangezogen wurden dafür öffentlich

zugängliche Quellen wie Veröffentlichungen, Zeitungsartikel, Internetseiten sowie Archivalien. Da es sich dabei um perspektivgebundene Quellen handelt, erhebt die Rekonstruktion keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit. Konstatiert werden muss ebenfalls, dass allein eine wissenschaftliche Tätigkeit in den Jahren 1933 bis 1945 keinesfalls einen Hinweis auf eine nationalsozialistische Gesinnung darstellt, weshalb ein differenzierter Blick auf die Wissenschaftler dieser Zeit geworfen werden muss.<sup>5</sup>

## **Karl Kollnig**

Karl Kollnig wurde 1910 in Mannheim-Seckenheim geboren, wo er ein Realgymnasium besuchte und 1928 erfolgreich die Reifeprüfung ablegte. Im selben Jahr begann er ein Studium der Fächer Geschichte und Neuere Sprachen an der Universität Heidelberg. Während seines fünfjährigen Studiums befasste sich Karl Kollnig intensiv mit der Lokalgeschichte seiner pfälzischen Heimat sowie dem Bauertum der Kurpfalz. Die Arbeit in diesem Themengebiet vertiefte er in seiner Dissertation über „Die Zehnt Schriesheim“, welche er 1933 bei dem Historiker Prof. Willy Andreas verfasste.<sup>6</sup>

Von 1934–1935 absolvierte er den Vorbereitungsdienst für das Lehramt an höheren Lehranstalten an der Oberrealschule Heidelberg. Ein Engagement für den Nationalsozialismus kann 1934 festgestellt werden, als er in die örtliche SA eintrat, kurze Zeit später zum Rottenführer und schließlich zum Scharführer befördert wurde. Rückblickend begründete er 1947 – im Rahmen seines Spruchkammerverfahrens – diesen Beitritt damit, dass der stark nationalsozialistisch angehauchte Rektor der Oberrealschule die Referendare dazu gedrängt habe, der SA beizutreten.<sup>7</sup>

Nach Abschluss seines Examens ließ sich Kollnig aus dem Schuldienst beurlauben, um wissenschaftlichen Arbeiten nachgehen zu können. Als Stipendiat der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) forschte er ab 1935 als wissenschaftlicher Mitarbeiter unter der Leitung der Professoren Eugen Fehrle (Volkskunde) und Günther Franz (Geschichte) – beides überzeugte Nationalsozialisten<sup>8</sup> – an der Universität Heidelberg über die Thematik „Volkstum und Stammescharakter der Großstadt“.<sup>9</sup> Eine daraus entstandene Veröffentlichung wurde im Jahr 1973 aufgegriffen und hieraus unter anderem folgende antisemitisch gefärbte Formulierung von Studierenden als „Blütenlese“ veröffentlicht:

„Zu Beginn des 18. Jh. nahm das Verhalten der Juden in der Stadt so aufreizende Formen an, daß sich die Beschwerden der Bürger beim Stadtrat häuften. Man braucht ja nur einen Blick in die Mannheimer Rathausprotokolle zu werfen, um zu erkennen, wieviel Unruhe und Beschwernis die Bürger durch die Juden erlitten.“<sup>10</sup>

In einem Empfehlungsschreiben äußerte sich Günther Franz positiv über Kollnig, der „ein begabter aufnahmefähiger junger Forscher“ sei und in seinem Forschungsbereich „über sehr gute Kenntnisse“ verfüge.<sup>11</sup> Kollnig strebte wohl an, auch weiterhin im wissenschaftlichen Bereich tätig zu sein, was aus Bewerbungen für eine Dozentenstelle an der Hochschule für Lehrerbildung in Karlsruhe aus den Jahren 1936 sowie 1937 hervorgeht.<sup>12</sup> Das Bewerbungsschreiben gibt ebenso Hinweise auf Kollnigs politische Aktivitäten: „Ich bin SA-Scharführer, Verwaltungsführer des Sturmes 7/171 und vorgeschlagen, jetzt in die NSDAP aufgenommen zu werden. [...] Heil

Hitler!<sup>13</sup> Diese Formulierung könnte mit der nationalsozialistischen Ausrichtung der Karlsruher Hochschule zusammenhängen, welche in der Personalrekrutierung besonderen Wert auf die nationalsozialistische Gesinnung der Bewerber legte.<sup>14</sup>

Ab 1937 war Kollnig im Rahmen eines Forschungsauftrags über Elsässische Weistümer zwei Jahre am Elsass-Lothringen-Institut Frankfurt tätig. Kurzzeitig unterbrochen wurden Kollnigs Forschungen durch seine freiwillige Tätigkeit beim Heer von Mai bis Juli 1937.<sup>15</sup> Im Mai desselben Jahres wurde Kollnig NSDAP-Mitglied, wozu er sich 1947 folgendermaßen äußerte: „Ich wehrte mich damals nicht gegen die vollzogene Aufnahme in die Partei, da ich es für zweckmäßiger hielt, offiziell als politisch zuverlässig zu gelten.“<sup>16</sup> Zwei Jahre später, im August 1939, folgte eine weitere Unterbrechung seiner wissenschaftlichen Laufbahn, als Kollnig zum Wehrdienst eingezogen wurde. Mit Kriegsende im Mai 1945 geriet Kollnig in Kriegsgefangenschaft.

Nach seiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft war Kollnig als Dolmetscher bei der Reichsbahndirektion Karlsruhe tätig, bis eine Rückkehr in den Öffentlichen Dienst möglich war.<sup>17</sup> Aufgrund des Lehrermangels in der Nachkriegszeit wurde Kollnigs Entnazifizierung vordringlich behandelt und im Juni 1947 abgeschlossen.<sup>18</sup> Karl Kollnig gab in seinem Antrag auf Amnestierung an, dass er als Mitläufer zu betrachten sei, da er: „am Nationalsozialismus nicht mehr als nominell teilgenommen [habe], ihn nur unwesentlich unterstützt habe, weder Nutznießer noch Militarist war, [sowie sich] vielmehr frühzeitig und nachweisbar vom Nationalsozialismus distanziert habe“.<sup>19</sup> Im Jahre 1947 trat Kollnig wieder in den Staatsdienst ein und unterrichtete an verschiedenen Gymnasien vorwiegend Geschichte, Englisch sowie Gemeinschaftskunde. Kollnig war bestrebt, auch seine wissenschaftlichen Studien zur Landesgeschichte fortzuführen und hielt immer wieder fachwissenschaftliche Vorträge.<sup>20</sup>

Seit 1957 war Kollnig als Professor in den Fachbereichen Soziologie sowie politische Erziehung am Pädagogischen Institut Heidelberg tätig, dessen Leitung er in den Jahren 1960 bis 1962 übernahm. Nach der Umwandlung des Pädagogischen Instituts in die Pädagogische Hochschule war er auch hier als Dozent tätig und besetzte Führungspositionen. Nach der Eröffnung der PH wurde er zum Prorektor ernannt, 1965 zum Rektor und im Jahr 1971 erneut zum Prorektor der Hochschule.<sup>21</sup> Neben seiner Tätigkeit in der Lehrerbildung publizierte Kollnig bereits seit vielen Jahren in den Bereichen Landesgeschichte, Volkskunde sowie politische Bildung und Erziehung; unter anderem war er Mitherausgeber der „Heidelberger Veröffentlichungen zur Landesgeschichte und Landeskunde“.<sup>22</sup>

An der PH nahm Karl Kollnig durch seine Position als Rektor beziehungsweise Prorektor eine zentrale Stellung ein.<sup>23</sup> Auf diesen Umstand ist es vermutlich zurückzuführen, dass er in den Jahren der Studentenunruhen zur Zielscheibe der Proteste linker Studierendengruppen wurde. In Flugblättern und Studentenzeitschriften aus diesen Kreisen wurde Kollnigs Auftreten als „reaktionäre Politik“ bezeichnet, in welcher er „formale Fißelchen [sic!] benutzte, um seine inhaltliche Alleinbestimmung [...] durchzusetzen“.<sup>24</sup> Die Auseinandersetzungen reichten dabei so weit, dass es im Mai 1973 zur eingangs erwähnten Strafanzeige gegen den Studenten Wilhelm Pauli kam, da die Professoren Kollnig und Schwab in einer studentischen Hochschulzeitung als „Reaktionäre“ und „Feinde des Volkes“<sup>25</sup> betitelt wurden. Im Rahmen des folgenden Strafprozesses gegen Wilhelm Pauli im Jahr 1973 begann sich ein Teil

der Studentenschaft für die Rolle Kollnigs im NS-Staat zu interessieren und sie im Rahmen der hochschulpolitischen Öffentlichkeit zu beleuchten.<sup>26</sup> Um die Leerstellen in Kollnigs Lebenslauf aus den Jahren 1938 bis 1945 füllen zu können, stellte beispielsweise am 4. Oktober 1973 ein studentisches Mitglied einen Antrag im Großen Senat, die Personalakten Kollnigs einsehen zu dürfen, was jedoch aus juristischen Gründen abgelehnt wurde.<sup>27</sup> Des Weiteren untersuchten die Studierenden die Werke, die Kollnig in der NS-Zeit veröffentlicht hatte. In der Studentenzeitung der Kommunistischen Hochschulgruppe (KHG) wurde am 5. November 1973 ein Artikel mit der Überschrift „Die wissenschaftliche Erkenntnis des K. Kollnigs um 1939 – Wissenschaft im Dienste des Faschismus“ veröffentlicht, in welchem eine „kleine Blütenlese“ aus Kollnigs 1939 erschienener Schrift „Mannheim, Volkstum und Völkerkunde einer Großstadt in ihren geschichtlichen Grundlagen“ erfolgte. Zitate wie das nachstehende sollten Einblicke in Kollnigs frühere wissenschaftliche Arbeiten geben:

„Gegenüber den Gefahren eines europäischen Bildungsausgleiches, einer geistigen Verflachung und Materialisierung zu Beginn des Zeitalters der Maschine und der Technik besaß Mannheim aber doch stets ein starkes geistiges Gegengewicht. [...] Nur bis zu einem gewissen Grade konnte der Mannheimer jüdischer Kulturdekadenz verfallen und hat sich heute rasch wieder davon erholt.“<sup>28</sup>

Darüber hinaus konnte die Studierendenschaft keine Informationen zu konkreten Tätigkeiten Kollnigs herausfinden. Nach Beendigung des Prozesses ließ das Interesse an der Vergangenheit des Professors nach, sodass sich neben der „Blütenlese“ keine weiteren Artikel oder Erkenntnisse in den gesichteten studentischen Veröffentlichungen finden.

Im Frühjahr 1975 wurde Kollnig emeritiert und konnte sich so seinen literarischen und publizistischen Tätigkeiten widmen. In den folgenden Jahren erhielt er zahlreiche Auszeichnungen wie 1997 die Richard-Benz-Medaille der Stadt Heidelberg oder 2001 die Ehrenbürgerschaft der Pädagogischen Hochschule Heidelberg. Am 9. September 2003 verstarb Karl Kollnig im Alter von 93 Jahren. Zahlreiche Traueranzeigen zeugen von der Beliebtheit und dem großen Ansehen, welches Karl Kollnig genoss.<sup>29</sup> Auch nach seinem Tod blieb Kollnig im Gedächtnis der Heidelberger; im Jahr 2006 wurde ein kleiner Platz im Stadtteil Handschuhsheim nach ihm „Karl-Kollnig-Platz“ benannt.<sup>30</sup>

Hinweise zu Karl Kollnigs Umgang mit der eigenen Vergangenheit nach 1945 liefern ausgewertete Dokumente und Archivalien. In den nach 1945 verfassten Lebensläufen versuchte er, seine Tätigkeiten während der NS-Herrschaft als strategisches Verhalten darzustellen – eine typische Vorgehensweise der deutschen Wissenschaftler in der Nachkriegszeit. Allerdings sah er von Umdeutungen seiner Vita ab. Stattdessen legte er im Rahmen seines Spruchkammerverfahrens 1946 sowohl seine Mitgliedschaft in der SA als auch in der NSDAP offen.<sup>31</sup> Des Weiteren erwähnte er in einem Lebenslauf aus dem Jahr 1956 sämtliche Titel seiner größeren wissenschaftlichen Arbeiten, die er bis zu diesem Zeitpunkt verfasst hatte. Kollnig gewährte dadurch einen Einblick in sein Forschungsfeld vor 1945, ließ jedoch andere Details aus seinem beruflichen Werdegang unerwähnt. Während er in einem Lebenslauf aus dem Jahr 1937 noch seine Tätigkeit am Heidelberger Volkskundemuseum unter der Leitung von Fehrlé sowie Franz hervorhob, so sparte er diese Informationen 1956 aus.<sup>32</sup>



In einer siebenseitigen Beilage zum Meldebogen in der Spruchkammerakte Heidelberg versuchte Kollnig 1947 sein Verhalten sowie die Zugehörigkeit zu SA und NSDAP zu erklären. Darin schrieb er unter anderem:

„Ich galt als der Offizier unseres Stabes, der dem NS am kritischsten gegenüberstand. [...] Ich hörte feindliche Sender ab und gab die abgehörten Nachrichten im Gespräch mit Offizieren und Mannschaften weiter. [...] Ich habe jedenfalls den Mut gehabt, im Kreise von Stabsangehörigen gegen den NS Stellung zu beziehen.“<sup>33</sup>

Aufgrund von fehlenden Archivalien lassen sich die Aussagen von 1947 nicht mit solchen aus der Zeit vor 1945 abgleichen. Es kann daher nicht beurteilt werden, ob und inwieweit diese Aussagen Beschönigungen und Umdeutungen beinhalten.

Kollnig interagierte nach 1945 weiterhin in seinen geknüpften sozialen Netzwerken, was anhand der von ihm eingereichten Entlastungszeugnisse („Persilscheine“) zur Entnazifizierung deutlich wird. Gegenseitig unterstützten sich die Wissenschaftler bei ihrer Rehabilitierung, von einer öffentlichen Thematisierung der Vergangenheit sah man ab.<sup>34</sup> Die Aktenlage deutet darauf hin, dass Kollnig bis in die 1970er Jahre hinein nicht öffentlich mit seiner Vergangenheit konfrontiert wurde; auch er selbst äußerte sich nicht dazu. Im Rahmen der Studentenproteste des Jahres 1973, als Kollnig Nachfragen zu seinen Aktivitäten während der NS-Zeit ausgesetzt war, hielt sich der Professor bedeckt. Summa summarum kann festgehalten werden, dass sich Kollnig selbst laut Quellenlage Zeit seines Lebens nicht öffentlich zu seiner Vergangenheit äußerte.<sup>35</sup>

## **Wilhelm Schwab**

Wilhelm Schwab wurde am 1. September 1911 in einem Ortsteil Wertheims geboren und besuchte die örtliche Volksschule sowie das dortige Humanistische Gymnasium. Im Sommersemester 1932 begann er ein Studium der Fachrichtungen Theologie, Philosophie, Psychologie, Pädagogik und Geschichte. Seine vierjährige Studienzeit absolvierte Schwab an vier verschiedenen Universitäten. Erste Kontakte zum Nationalsozialismus sind auf das Jahr 1933 zu datieren, als Schwab sowohl in die SA-Standarte 3/216 Tübingen als auch in den Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund (NSDStB) eintrat. Knapp ein Jahr nach dem Eintritt in den NSDStB kam es laut Schwab zu einer weltanschaulichen Auseinandersetzung, weshalb er die Organisation bereits im Sommer 1934 wieder verließ.<sup>36</sup> In der SA verblieb er zunächst, ohne Amt und Rang zu besitzen, wie in seiner Spruchkammerakte 1948 vermerkt wurde.<sup>37</sup> Äußerungen über Schwabs Engagement in dieser Organisation finden sich in seiner SA-Akte: „Er hat [...] seinen SA-Dienst ordnungsgemäß und regelmäßig besucht und seine Führung war tadellos.“<sup>38</sup>

Am 27. September 1936 schloss Schwab sein Studium erfolgreich ab und wurde als Geistlicher in der Badischen Landeskirche ordiniert. Anschließend übernahm er die wissenschaftliche Inspektorenstelle des evangelischen Studentenhauses Johannenum Berlin. Ebenfalls im Verlauf des Jahres 1936 trat Schwab aus der SA aus, da nun „eine Zugehörigkeit zur SA aus Studiengründen nicht mehr nötig war“.<sup>39</sup>

Ab Oktober 1937 war Schwab als geistlicher Religionslehrer der badischen Landeskirche sowie in der Pfarrseelsorge tätig. Zusätzlich erwarb er 1938 den theologischen Dokortitel mit der Dissertation „Die vereinigte evangelisch-protestantische

Landeskirche Badens als besonderer Typ einer Unionskirche“ an der Universität Berlin. In den Jahren 1939 bis 1941 arbeitete Schwab neben seiner Tätigkeit als Religionslehrer an einer zweiten Dissertation im Fachbereich Philosophie.<sup>40</sup> Die Promotion zum Dr. phil. mit dem Thema „Die Religiosität des Christian Gotthilf Salzmann gesehen im Lichte der Integrationspsychologie. Zugleich ein Beitrag zu Wesen und Grundlage des deutschen Frommseins“ schloss er im April 1941 erfolgreich an der Universität Marburg ab. Aus dieser Schrift stammt folgendes Zitat:

„Wir haben aber in der deutschen Geistesgeschichte, und ganz besonders in der jüngst vergangenen Epoche, weiterhin eine Überflutung des deutschen Geistes vom ‚Gegentypus‘ her gehabt, nicht nur auf dem allgemein kulturellen, geisteswissenschaftlichen und künstlerischen Gebiet, sondern ebenso auch auf dem religiösen Gebiet. Darum ist es heute, da auf allen Gebieten ein Ringen um echte deutsche Lebensgestaltung begonnen hat von besonderer Wichtigkeit, die Religiosität eines Menschen wie Salzmann, der am stärksten gegen diesen zu bekämpfenden ‚Gegentypus‘ steht, kennenzulernen.“<sup>41</sup>

Von Februar 1940 bis Juli 1941 leistete Schwab Kriegsdienst ab und schied anschließend auf eigenen Wunsch aus dem Kirchendienst aus, um als wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Heerespsychologie tätig zu sein. In die Zeit seines Heeresdienstes lässt sich Schwabs Antrag auf eine Mitgliedschaft in die NSDAP verorten.<sup>42</sup> Zu seiner Parteizugehörigkeit liegen widersprüchliche Angaben vor. Während ein Mitgliedsausweis mit dem Aufnahmedatum 1. April 1941 existiert, gab Schwab 1948 an, dass seine Aufnahme nie stattgefunden habe. Ein Meldebogen in Schwabs SA-Akte nennt als Eintrittsdatum in die NSDAP den 8. Juli 1943 und in seiner Spruchkammerakte wird Schwab als NSDAP-Anwärter von 1941–1943 gezählt.<sup>43</sup>

Ab Juli 1942 wurde Schwab für seine wissenschaftlichen Arbeiten neun Monate vom Heeresdienst beurlaubt. Außerdem legte er im Jahr 1942 sowie 1943 Prüfungen für die „Erlangung einer Lehrberechtigung an Höheren Schulen beziehungsweise Heeresfachschulen“ ab. Im Frühjahr 1943 folgte Schwabs Ernennung zum Heeresstudienrat. Ebenfalls im Winter 1942/43 wurde auf Anordnung des Propagandaministeriums seine Dissertation über Salzmann beschlagnahmt – die Gründe dafür waren ihm unbekannt. Schwab berichtet von einer anschließenden polizeilichen Überwachung und davon, dass nun die Aussicht auf eine wissenschaftliche Laufbahn versperrt war. Welche Tätigkeit Schwab von 1943 bis 1944 ausführte, kann nicht zweifelsfrei festgestellt werden, da sich in seinen angefertigten Lebensläufen Lücken zwischen seiner Beschäftigung in der Heerespsychologie, die bis 1943 andauerte, und seiner Kriegsgefangenschaft, deren Beginn auf 1. September 1944 datiert ist, befinden.

Im Herbst 1944 geriet Schwab während der Invasion in Frankreich in Kriegsgefangenschaft.<sup>44</sup> Seine circa zweieinhalbjährige Kriegsgefangenschaft verbrachte Schwab in verschiedenen Ländern. Einen Großteil der Zeit befand er sich in kanadischen Kriegsgefangenenlagern, wo er in der Gemeindearbeit tätig war und Bibelstunden, Gottesdienste sowie auch Deutsch- und Geschichtsunterricht abhielt. Schwab wurde als Lagerpfarrer in den Lagern New Yorks und nach seiner Überführung nach England im März 1946 als Lehrender für systematische Theologie in Norton Camp 174, einem theologischen Studienlager für deutsche Kriegsgefangene, eingesetzt. Weil theologische Dozenten fehlten, kam Schwab im Sommer 1946 der Bitte des Dekans nach, auf seine Repatriierung zu verzichten und weiterhin als Lehrender tätig zu sein.<sup>45</sup>

Nach Beendigung des Wintersemesters, im März 1947, kehrte Schwab zurück nach Deutschland und wurde im Juni desselben Jahres wieder unter die Pfarrkandidaten der Badischen Landeskirche aufgenommen. Ebenfalls ab Juni nahm Wilhelm Schwab eine Lehrtätigkeit als Religionslehrer am Gymnasium Mosbach wahr.<sup>46</sup>

Im Oktober 1947 erfolgte Schwabs Sühnebescheid aus seinem Spruchkammerverfahren in Mosbach, in welchem er in die Gruppe der Mitläufer eingestuft wurde und eine Geldsühne in Höhe von 100 Reichsmark zu begleichen hatte.<sup>47</sup> Schwab verfasste mehrere Anträge auf Amnestierung, in denen er notierte:

„Ich gehöre zur Gruppe V, zur Gruppe der Entlasteten. Ich bin auf Anordnung der Studentenschaft in SA und NSDStB eingetreten, weil der Eintritt in diese Organisationen zum Studiengebühren-Erlass Voraussetzung war. [...] Ich habe in keiner Organisation ein Amt gehabt und bin trotz dreijähriger nomineller Zugehörigkeit zur SA infolge mangelhaften Dienstes und semesterlanger Beurlaubungen nicht befördert worden. Im Übrigen gehöre ich seit 1942 bzw. 1943 nachweisbar zu den politisch Verfolgten, polizeilich Überwachten und im beruflichen Fortkommen Geschädigten.“<sup>48</sup>

Sein Einspruch wurde von der Mosbacher Spruchkammer abgelehnt.<sup>49</sup>

Im Jahr 1950 ernannte ihn die Landeskirche zum Pfarrer, 1952 folgte seine Verbeamtung auf Lebenszeit im Kirchenbeamtenverhältnis. Im Juli 1959 wurde er an das Pädagogische Institut Heidelberg abgeordnet und 1960 endgültig versetzt. Hier hatte Schwab fortan – auch nach der Umwandlung zur PH – den Lehrstuhl im Fachbereich Philosophie inne.<sup>50</sup>

Die Durchsicht der Archivalien hat ergeben, dass auch er Angriffsfläche für die Proteste aus der Studentenbewegung bot. Sein Seminarstil wurde in studentischen Flugblättern folgendermaßen kritisiert: „Schwab will seinen Stoff vortragen, Kritik und Diskussion darüber aber nur soweit zulassen, wie sie ihm genehm ist, wie sie von ihm akzeptiert wird.“<sup>51</sup> Wie auch Karl Kollnig war Wilhelm Schwab 1973 am Strafprozess gegen den Studenten Wilhelm Pauli beteiligt, da in der studentischen Zeitung neben Kollnig ebenso Schwab als „Feind des Volkes“<sup>52</sup> betitelt wurde. Auch in seinem Fall recherchierten die Studierenden, um Details aus Schwabs bisheriger Vita herauszufinden. Dem vergeblichen Antrag auf Personalakteneinsicht im Oktober 1973 folgte – wie bei Kollnig – die Untersuchung von Schwabs Publikationen aus der Zeit des NS-Regimes.<sup>53</sup> In der Kommunistischen Hochschulzeitung der PH vom 14. November 1973 erschien ein Artikel, der nach der „Blütenlese“ aus Kollnigs Schrift nun die publizistische Vergangenheit von Wilhelm Schwab thematisierte und Passagen aus dessen zweiter Dissertation über Salzmann abdruckte.<sup>54</sup> Die Zitatensammlung der linken Studentengruppen sollte die Doktorarbeit ihres Professors als Schrift bewerten: „die in ekelregender Weise nazistische Rassenlehre mit christlicher Religionsphilosophie verband.“<sup>55</sup> Die Recherchen der Studenten konnten jedoch außerdem keine Details aus Schwabs NS-Vergangenheit aufdecken und ebten mit Beendigung des Strafprozesses ab.

Bis zu seinem 65. Lebensjahr lehrte Wilhelm Schwab an der PH Heidelberg und beschäftigte sich in seinen Seminaren mit Themen wie Friedenspädagogik, Wahrheit und Humanismus sowie den Denkmodellen von Marxismus, Sozialismus oder Nationalsozialismus. Nach Ablauf des Sommersemesters 1976 trat er in den Ruhestand. Am 25. Juni 1992 verstarb Wilhelm Schwab.<sup>56</sup>

Im Umgang mit seiner Vergangenheit nach 1945 weist Wilhelm Schwabs Vorgehen Ähnlichkeiten mit dem Verhalten seines Kollegen Kollnig auf. Schwab erwähnte

in den vorliegenden Lebensläufen aus der Nachkriegszeit seine Mitgliedschaft im NSDStB, in der SA sowie in der NSDAP, allerdings bot er darin Erklärungen für seine Zugehörigkeit zu den nationalsozialistischen Organisationen an. Auffällig an Schwabs Angaben in Lebensläufen sowie Ausführungen in Personalbögen und Briefen ist die selektive Darstellungsweise seiner bisherigen Vita. Auf sehr ausführliche Weise beschrieb Schwab beispielsweise die Beschlagnahmung seiner zweiten Dissertation im Jahr 1942/43 sowie die darauf folgenden Vernehmungen, während er andere Tätigkeiten lediglich am Rande erwähnte.<sup>57</sup> Dies galt vor allem für seinen Wehrdienst in den Jahren 1940 bis 1945, welcher z.B. im Lebenslauf aus dem Jahr 1947 innerhalb eines Satzes zusammengefasst wurde: „Frühjahr 1940 wurde ich Soldat.“<sup>58</sup>

Neben dieser womöglich strategischen Gewichtung einzelner Aktivitäten wandte Schwab eine zweite Strategie an – das Verschweigen. In sämtlichen Ausführungen bezeichnete er seine Dissertationen als wissenschaftliche Veröffentlichungen auf dem Gebiet der Theologie beziehungsweise der Religionspsychologie, Titel und Thematik seiner Arbeiten ließ er jedoch offen. Die Namen seiner Doktorväter beziehungsweise anderer Wissenschaftler sparte Schwab aus. Ebenso schwieg er über sein Tätigkeitsfeld in der Wehrmacht und seine Einsatzinheit.

Ob Schwab weiterhin in alten sozialen Netzwerken interagierte und wie er darin mit der eigenen Vergangenheit umging, konnte nicht herausgefunden werden, da keine Informationen zu bekannten beziehungsweise befreundeten Kollegen vorliegen. Hinweise auf eine öffentliche Thematisierung der eigenen Vergangenheit durch Schwab nach seinen Ausführungen im Spruchkammerverfahren sind nicht bekannt. Als 1973/74 auch Schwab mit seiner eigenen Vergangenheit konfrontiert wurde, hielt er sich in der Öffentlichkeit weiterhin bedeckt. Bei der Staatsanwaltschaft Heidelberg reichte er jedoch im Dezember 1973 ein Schreiben ein, in welchem er seine Person sowie seine Vergangenheit verteidigte. Erneut wies er dabei auf die Beschlagnahmung seiner Dissertation durch die Geheime Staatspolizei hin und fügte eine Fotokopie aus dem Jahr 1943 bei, welche das Verbot bestätigte.<sup>59</sup>

Zusammenfassend gilt es festzuhalten, dass laut Quellenlage auch Schwab bis zu seinem Tode von der Praxis des „kommunikativen Beschweigens“<sup>60</sup> Gebrauch machte.

Die Skizzierung der Lebenswege von Karl Kollnig sowie Wilhelm Schwab hat aufgezeigt, dass die Situation an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg im Jahr 1973 außergewöhnlich war – für Studierende und Professoren. Denn linksorientierte Gruppen innerhalb der Studierendenschaft machten die bisher unbeleuchtete Vergangenheit ihrer Lehrenden zu einem öffentlich diskutierten Gegenstand. Erwähnenswert erscheint dabei, dass laut Quellenlage nicht alle Lehrenden im Fokus der studentischen Nachforschungen standen und somit die Vergangenheit anderer PH-Professoren – wie beispielsweise die durchaus erwähnenswerte des Geschichtsprofessors Hermann Löffler – noch verborgen blieb.<sup>61</sup>

## **Hermann Löffler**

Hermann Löffler wurde am 13. Februar 1908 in Ottweiler/Saarland geboren. Nach seinem Abitur begann er 1927 ein Studium mit dem Berufsziel Lehrer. Erste Berührungspunkte mit den Nationalsozialisten sind auf das Jahr 1928 zu datieren, als er

in die NSDAP eintrat, welche zu dieser Zeit noch eine völkische Splitterpartei darstellte. Circa vier Jahre später, im Jahr 1932, folgte Löfflers Eintritt in die SA.<sup>62</sup>

Im Studium und nach dessen Abschluss profilierte sich Löffler im politischen Bereich. 1934 trat er in den nationalsozialistischen Lehrerbund (NSLB) ein, außerdem engagierte er sich als Mitarbeiter des Ordnungsdienstes.<sup>63</sup> Im April 1935 folgte sein Eintritt in die SS. Ein politisches Führungszeugnis desselben Jahres beschreibt Löffler als einen der „ältesten Kämpfer der nationalsozialistischen Bewegung in Ottweiler“ und hebt hervor, dass er „ganz und gar Nationalsozialist“<sup>64</sup> sei. Mitte 1935 begann er, nebenberuflich eine Tätigkeit als Schulungsleiter der 85. SS-Standarte (Saar) auszuüben und war unter der Obhut des Rasse- und Siedlungshauptamtes (RuSHA) für die Durchführung der weltanschaulichen Schulung zuständig. Auf eigenen Wunsch erfolgte 1936 eine Versetzung nach Berlin und schließlich eine Beurlaubung aus dem Schuldienst, um im RuSHA als Abteilungsleiter einen Arbeitsplatz zu besetzen, „an dem er sich stärker weltanschaulich-kämpferisch betätigen könne“.<sup>65</sup> Löffler verfasste dabei Anschauungsmaterial für die SS, erstellte Schulungsvorträge und war als Schulungsleiter von SS, Hitlerjugend sowie Polizei aktiv.

Ebenfalls 1938 wurde Hermann Löffler in die SS-Forschungsgemeinschaft „Das Ahnenerbe“ versetzt – eine Institution mit dem Ziel, die Erforschung der Überlegenheitstheorie der germanischen Völker und deren Rasse voranzutreiben. Außerdem arbeitete Löffler seit 1938 an seiner Dissertation mit dem Thema „Der Anteil der jüdischen Presse am Zusammenbruch Deutschlands“, die er vermutlich 1940 fertig stellte.<sup>66</sup> Betreut wurde er bei der Anfertigung seiner Doktorarbeit durch Günther Franz, einem Historiker, der bestrebt war, talentierte und ideologisch verlässliche Akademiker zu fördern.<sup>67</sup>

1940 wechselte Löffler erneut seinen Arbeitsplatz, als er zum Sicherheitsdienst der SS (SD) versetzt wurde. Seinem Arbeitsfeld blieb Löffler jedoch treu, denn im SD befasste er sich weiterhin mit der Thematik der Gegnerforschung.<sup>68</sup> 1941 wurde Hermann Löffler zudem Assistent und später Dozent für Mittlere und Neuere Geschichte an der Reichsuniversität Straßburg, welche im Sinne der nationalsozialistischen Weltanschauung gestaltet werden und als „Bollwerk des deutschen Geistes“<sup>69</sup> fungieren sollte. Im Jahr 1942 habilitierte sich Löffler mit einer Schrift namens „Franz Josef von Buss: Ein Beitrag der Geschichte der katholischen Bewegung im 19. Jahrhundert“.<sup>70</sup> 1945 folgte die Ernennung zum außerplanmäßigen Professor. Bis ins Jahr 1945 war Löffler an der Reichsuniversität Straßburg nebenberuflich tätig, zeitweilig unterbrochen durch einen SD-Einsatz im Sommer 1943. Gemeinsam mit anderen Historikern wie beispielsweise Günther Franz arbeitete Löffler neben seiner Dozentur an der Reichsuniversität Straßburg durchgängig für den SD. Es war vorgesehen, dass er an der geplanten Führerakademie der Sicherheitspolizei und des SD eine Dozentenstelle besetzen sollte.<sup>71</sup>

Dieses Vorhaben wurde jedoch nie in die Tat umgesetzt, da mit der Kapitulation 1945 sowohl Löfflers Arbeitgeber als auch die ideologische Legitimierung seiner bisherigen Tätigkeiten entfielen. Er verlor am 8. Mai 1945 seine Stelle als außerplanmäßiger Professor in Straßburg und wurde aus seinem Dienstverhältnis entlassen. In den ersten Nachkriegsjahren arbeitete Löffler daher als freiberuflicher Lektor sowie Übersetzer, gab Nachhilfestunden und hielt Fachvorträge. Ab 1948 wurde er Werbeleiter der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft. Diese hatte Ernst Anrich, Historiker und ehemaliger Dekan an der Universität Straßburg, gegründet. 1949 wurde

Löffler der Beamtenstatus wieder zuerkannt.<sup>72</sup> Am 10. Mai 1951 erfolgte die offizielle Entnazifizierung Löfflers, als er laut Sühnebescheid unter die Kategorie Mitläufer eingestuft wurde, der keinerlei Sühnemaßnahmen abzuleisten hatte. Als Begründung wurde vermerkt, dass Löffler innerhalb der NSDAP keinerlei Ämter bekleidet hatte und 1944 lediglich ehrenhalber den Rang des SS-Sturmbannführers verliehen worden sei, während für ihn selbst seine wissenschaftliche Tätigkeit oberste Priorität gehabt habe.<sup>73</sup>

Ab Juli 1952 wurde Löffler in den Schuldienst des Landes Rheinland-Pfalz übernommen,<sup>74</sup> 1954 wechselte Löffler nach Baden-Württemberg an das Zeppelin-Gymnasium in Stuttgart. Bereits seit 1952 hatte Löffler versucht, in Baden-Württemberg eine Stelle im Höheren Schuldienst zugewiesen zu bekommen. Diese Verzögerung ist darauf zurückzuführen, dass Angaben über seine bisherige Verwendung im Öffentlichen Dienst fehlten, was zu Nachforschungen des Kultusministeriums führte. Löffler wird in Briefen aus dieser Zeitspanne als Persönlichkeit betitelt, die „nicht ganz durchsichtig“<sup>75</sup> erscheine. Dennoch erfolgte knapp zwei Jahre später die Einstellung Löfflers.<sup>76</sup> Nebenberuflich engagierte sich Löffler in der Erwachsenenbildung und hielt wissenschaftliche Vorträge ab, vermittelt durch seine sozialen Netzwerke. So hielt er beispielsweise 1960 die Studium-Generale-Vorlesung an der Universität Stuttgart-Hohenheim, an welcher zu diesem Zeitpunkt sein ehemaliger Fachkollege und Förderer Günther Franz den Lehrstuhl für Geschichte innehatte.

Im Sommersemester 1962 wurde Löffler Professor für das Fach Geschichte an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg, wo er bis zu seinem Ruhestand lehrte.<sup>77</sup> Löffler engagierte sich auch außerhalb seiner Lehrtätigkeit an der PH und unternahm zahlreiche Dienstreisen zu internationalen Historikertreffen wie beispielsweise 1964 den Historikertagen in St. Pölten oder 1965 in Wien. Von eigenen wissenschaftlichen Veröffentlichungen sah Löffler nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges jedoch ab.<sup>78</sup>

Im April 1973 trat Löffler in den Ruhestand, übernahm aber bis 1975 Lehraufträge im Fach Geschichte. Eine Thematisierung von Löfflers Vergangenheit in der Pädagogischen Hochschule fand laut Quellenlage nicht statt. Während andere Dozenten zu dieser Zeit stark kritisiert wurden, blieb Löfflers frühere Karriere unbeachtet. Eine Erklärung dafür könnte sein, dass Löffler zum Zeitpunkt der Studentenunruhen an der PH bereits emeritiert war und somit nicht mehr im Fokus der kritischen Studierenden stand. Drei Jahre später, im Alter von 70 Jahren verstarb Hermann Löffler am 20. Oktober 1978.<sup>79</sup>

Löffler selbst schwieg sich nach Kriegsende über seine Tätigkeiten bis 1945 aus – trotz mehrfacher Konfrontation mit seiner eigenen Vergangenheit. Vielmehr machte er von den gängigen Strategien wie der Umdeutung der eigenen wissenschaftlichen Tätigkeiten oder dem Verschweigen Gebrauch, um seine Chancen für eine Wiedereinstellung im Öffentlichen Dienst zu erhöhen. Löffler verschwieg daher nicht nur seine Mitgliedschaft in der SS, sondern ebenfalls die Tätigkeit im SD. Lediglich die Mitgliedschaft in der NSDAP wurde von ihm in einem selbst verfassten Lebenslauf aus der Nachkriegszeit erwähnt: „Ich stehe voll innerer Überzeugung auf dem Boden der demokratischen Lebensordnung, betone aber, dass ich der NSDAP angehört habe. Ich kann dies nur bedauern und bereuen.“<sup>80</sup>

Anhand des bereits erwähnten Lebenslaufs wird das Ausmaß an „chronologischer Flexibilität“<sup>81</sup> und Umdeutung seiner „wissenschaftlichen“ Tätigkeiten deutlich.

Mit keinem Wort erwähnte er im Lebenslauf seine Laufbahn im RuSHA sowie im SS-Ahnenerbe, stattdessen funktionierte er seinen SD-Einsatz aus dem Jahr 1943 bis 1944 zu einem Auslandsaufenthalt aufgrund wissenschaftlicher Archivstudien um. Den Umdeutungen zum Opfer fiel ebenso der Titel seiner unveröffentlichten Dissertation. Aus dem eigentlichen Titel, der die jüdische Presse fokussierte, machte Löffler „Die Haltung der deutschen Presse am Ende des Ersten Weltkrieges“. Unterstützt wurde dieser Schwindel durch Löfflers Doktorvater Günther Franz, der ihm – auch bei der Berufung nach Heidelberg – Rückendeckung gab. Anhand dieser Verhaltensweise wird eine weitere Strategie Löfflers deutlich, die typisch für die Wissenschaftler der Nachkriegszeit war: Bewusst agierte Löffler weiterhin in seinen sozialen Netzwerken, um die Vorteile der stark ausgeprägten Kollegialität zu nutzen, die oftmals zu gegenseitigen Entlastungen führten.<sup>82</sup>

Im Jahr 1962 sah sich Löffler erstmals mit seiner Tätigkeit im SD konfrontiert, als er zur Staatsanwaltschaft Stuttgart vorgeladen wurde, um als Zeuge in einem Ermittlungsverfahren gegen den Leiter seines damaligen Einsatzkommandos, Dr. Wilhelm Beiser, auszusagen. In der Vernehmung behauptete Löffler, dass er weder Kenntnisse über vermeintliche „Judenaktionen“<sup>83</sup> noch über die Aufgabe und Tätigkeit des SD-Einsatzkommandos in Jugoslawien besessen habe. Anschuldigungen gegenüber Löffler im Rahmen des Ermittlungsverfahrens gegen Beiser wurden keine erhoben.<sup>84</sup>

Im Jahr 1970 wurde Löfflers Vergangenheit aufgegriffen, als der englische Historiker Michael H. Kater im Rahmen einer Studie über das SS-Ahnenerbe Details zu Löfflers Vergangenheit herausfand und in einem Brief sowohl an das Kultusministerium Baden-Württemberg als auch die Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen in Ludwigsburg weiterleitete. Kater äußerte darin seine Empörung darüber, dass „ein Mann wie Löffler nach 1945 wieder zu akademischem Amt und Ehren kommen konnte“.<sup>85</sup> Kater forderte den Kultusminister Prof. Wilhelm Hahn dazu auf, im Falle Löffler tätig zu werden, da er ansonsten selbst die Einzelheiten über Löfflers SS-Vergangenheit publik machen werde. Ob Löffler von diesem Brief Kenntnis besaß, kann aus den vorliegenden Archivalien nicht entnommen werden. Vier Monate später teilte das Ministerium Kater mit, dass den erhobenen Vorwürfen im Falle Löffler nachgegangen worden sei und „keinerlei Anhaltspunkte für Verfehlungen des Beamten vor[lägen], die ein disziplinar- oder gar strafrechtliches Einschreiten gegen den Beamten rechtfertigen könnten“.<sup>86</sup>

Nach diesem Vorfall deuten keine weiteren Hinweise auf eine Auseinandersetzung Löfflers mit seiner eigenen Vergangenheit hin, weshalb die Vermutung nahe liegt, dass der Professor bei der Praxis des „kommunikativen Beschweigens“<sup>87</sup> blieb.

## Fazit

Die exemplarisch dargestellten Kurzbiographien der PH-Professoren haben aufgezeigt, dass es durchaus notwendig ist, die Vergangenheit des Lehrkörpers der Pädagogischen Hochschule Heidelberg und ihre Kontakte zum Nationalsozialismus zu erforschen. Auch hier kamen im Umgang mit der Vergangenheit teilweise Strategien wie die Umdeutung, das Verschweigen von Details aus der Vergangenheit sowie die Nutzung alter Seilschaften aus der NS-Zeit zum tragen. Dabei wurde deutlich, dass eine differenzierte Betrachtung der Wissenschaftler unabdingbar ist. Hermann Löff-

ler war ein aktiver NS-Wissenschaftler und als SS-Mann in vielfacher Hinsicht in das NS-Regime verstrickt. Demgegenüber weisen die Biographien Karl Kollnigs sowie Wilhelm Schwabs deutlich weniger Anknüpfungspunkte zum NS-Regime auf. Allerdings gehörten auch sie NS-Organisationen wie SA und NSDAP an und hatten mitunter Verbindungen zu den Straßburger Wissenschaftlern.<sup>88</sup> Die Nachforschungen haben ergeben, dass sich die eingangs zitierten Vorwürfe gegenüber Kollnig und Schwab „als Feinde des Volkes“<sup>89</sup> aus dem Jahr 1973 nicht mit Fakten belegen lassen und daher nicht haltbar sind. Ein Blick in die Vergangenheit der PH-Dozenten bleibt durchaus eine lohnende Forschungsaufgabe.

## Anmerkungen

- 1 AStA-Info 30.4.1973, in: LKA (Landeskirchliches Archiv Karlsruhe) Abt. 150.091. Nachlass Schwab, Wilhelm. Pfarrer und Professor Dr. theol. et phil.
- 2 Vgl. Bernd-A. Rusinek: Von der Entdeckung der NS-Vergangenheit zum generellen Faschismusverdacht – akademische Diskurse in der Bundesrepublik der 60er Jahre, in: Axel Schildt, Detlef Siegfried, Karl Christian Lammers (Hgg.): Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften, Hamburg <sup>2</sup>2003 (Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte. Bd. 37), S. 140ff. Vgl. Unterlagen zur Gründung von Studentenverbindungen und -vereinigungen, in: GLA (Generallandesarchiv Karlsruhe) 535 Zugang 2001-66. Studentenverbindungen und -vereinigungen 4438; Anzahl der Flugblätter, in: GLA 535 Zugang 2001-66, Flugblätter.
- 3 Detailliert nachzulesen in: Volker Sellin: Politische Säuberung des Lehrkörpers 1945, in: Peter Meusbürger, Thomas Schuch (Hgg.): Wissenschaftsatlas der Universität Heidelberg, Knittlingen 2011, S. 144f. und Volker Sellin: Die Universität Heidelberg im Jahre 1945, in: Volker Sellin, Jürgen Heß, Hartmut Lehmann (Hgg.): Heidelberg 1945, Stuttgart 1996, S. 98f.
- 4 Vgl. Bernd Weißbrod: Dem wandelbaren Geist. Akademisches Ideal und wissenschaftliche Transformation in der Nachkriegszeit, in: Ders.: Akademische Vergangenheitspolitik. Beiträge zur Wissenschaftskultur in der Nachkriegszeit, Göttingen 2002, S. 26.
- 5 Der vorliegende Aufsatz ist entstanden im Zusammenhang des Projektseminars „Die 68er Lehrer/innen und was aus Ihnen geworden ist“ unter der Leitung von Prof. Dr. Alavi. Die Thematik ist näher ausgeführt in meiner wissenschaftlichen Arbeit vom 13.6.2017.
- 6 Vgl. Ausbildung und wissenschaftlicher Werdegang. 28.4.1937, in: GLA 235-1 Nr. 2390; Lebenslauf. 6.10.1956, in: HSA (Hauptstaatsarchiv Stuttgart) EA3/803 Bü 264 und Lebenslauf Karl Kollnig [http://ww1.heidelberg.de/buergerinfo/vo0050.asp?\\_\\_kvonr=13773](http://ww1.heidelberg.de/buergerinfo/vo0050.asp?__kvonr=13773) (aufgerufen am 15.3.2020).
- 7 Vgl. Antrag auf Amnestierung. 16.3.1947, in: GLA 465 q Nr. 24377. Vgl. Personalakte Kollnig, in: GLA 235-1 Nr. 2390.
- 8 Michael Grüttner: Biographisches Lexikon zur nationalsozialistischen Wissenschaftspolitik (Studien zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte, Bd. 6), Heidelberg 2004, S. 46, 52.
- 9 Vgl. Lebenslauf. 6.10.1956, in: HSA EA3/803 Bü 264 und Brief Kollnig an Ministerium des Kultus und Unterricht. 7.7.1936, in: GLA 235-1 Nr. 2390.
- 10 Kommunistische Hochschulzeitung (KHZ) PH 5.11.1973, in: LKA Abt. 150.091, NI. Schwab; zitiert nach Karl Kollnig: Mannheim. Volkstum und Volkskunde einer Großstadt in ihren geschichtlichen Grundlagen, Karlsruhe 1938, S. 33.
- 11 Brief Franz an Hochschule für Lehrerbildung Karlsruhe. 30.4.37, in: GLA 235-1 Nr. 2390.
- 12 Vgl. Brief Kollnig an Ministerium für Kultus und Unterricht. 7.7.1936; Berufungsvorschlag Dr. Kollnig. 7.5.1937; Ausbildung und wissenschaftlicher Werdegang. 28.4.1937, in: GLA 235-1 Nr. 2390.
- 13 Ebd.
- 14 Vgl. Hans-Georg Merz: Lehrerbildung in Baden in der Weimarer Republik und in der NS-Zeit, in: Lehrerbildung und Erziehungswissenschaften. 25 Jahre Pädagogische Hochschule Freiburg, Freiburg 1987 (Schriftenreihe der Pädagogischen Hochschule Freiburg. Bd. 3), S. 63.
- 15 Vgl. Lebenslauf. 6.10.1956, in: HSA EA3/80 Bü 264; Ausbildung und wissenschaftlicher Werdegang. 28.4.1937, in: GLA 235-1 Nr. 2390; Meldebogen. 23.10.1946, in: GLA 465q



- Nr. 24377 und Brief Kollnig an Ministerium für Kultus und Unterricht. 5.4.1937, in: GLA 235-1 Nr. 2390.
- 16 Antrag auf Amnestierung. 16.3.1947, in: GLA 465 q Nr. 24377.
  - 17 Vgl. Antrag auf Amnestierung. 16.3.1947, in: GLA 465 q Nr. 24377; Lebenslauf. 6.10.1956, in: HSA EA3/80 Bü 264.
  - 18 Vgl. Antrag auf vordringliche Behandlung des Spruchkammerverfahrens. 6.11.1946, in: GLA 465q Nr. 24377; Brief Kultusministerium BW an Staatsministerium BW. 26.8.1976, in: GLA 466-24 Nr. 25.
  - 19 Antrag auf Amnestierung. 16.3.1947, in: GLA 465 q Nr. 24377.
  - 20 Vgl. Lebenslauf. 6.10.1956, in: HSA EA 3/803 Bü 264 und Brief Kollnig an Andreas. 16.3.1952, in: GLA NI. Andreas Nr. 853.
  - 21 Vgl. Lebenslauf von Karl Kollnig, in: [http://www.s197410804.online.de/Personen/Kollnig\\_K.htm](http://www.s197410804.online.de/Personen/Kollnig_K.htm) (aufgerufen 25.3.2020, 17:30 Uhr) und Lebenslauf Karl Kollnig, in: [http://ww1.heidelberg.de/buergerinfo/vo0050.asp?\\_\\_kvonr=13773](http://ww1.heidelberg.de/buergerinfo/vo0050.asp?__kvonr=13773); (aufgerufen 25.3.2020, 17:30 Uhr). Vgl. auch Pädagogische Hochschule Heidelberg, Vereinigung der Freunde der Pädagogischen Hochschule e.V. (Hgg.): Einblicke in 100 Jahre Lehrerbildung in Heidelberg: ein langer Weg zu einer forschungsbasierten bildungswissenschaftlichen Hochschule, Heidelberg 2004, S. 50f.
  - 22 Vgl. Lebenslauf. 6.10.1956, in: HSA EA 3/803 Bü 264.
  - 23 Vgl. Brief Kollnig an Staatsanwaltschaft 23.11.1973, in: LKA Abt. 150.091, NI. Schwab.
  - 24 PH-Zeitung. 6.11.1972, in: LKA Abt. 150.091, NI. Schwab.
  - 25 AstA-Info 30.4.1973, in: LKA Abt. 150.091, NI. Schwab.
  - 26 Vgl. KHZ PH 17.10.1973, in: LKA Abt. 150.091, NI. Schwab.
  - 27 Vgl. Senatsprotokoll Großer Senat. 4.10.1973, in: GLA 535 Zugang 2001-66 Karton A, Großer Senat.
  - 28 KHZ PH. 5.11.1973, in: LKA Abt. 150.091, NI. Schwab, zitiert nach Kollnig (wie Anm. 10), S. 16.
  - 29 Vgl. Lebenslauf Karl Kollnig, in: <http://ww1.heidelberg.de/buergerinfo/vo0050.asp?kvonr=13773> (aufgerufen 25.3.2020, 17:30 Uhr). Vgl. Rhein-Neckar-Zeitung. 11.9.2003, in: Privataarchiv.
  - 30 Vgl. Benennung eines Platzes nach Karl Kollnig, in: [http://ww1.heidelberg.de/buergerinfo/vo0050.asp?\\_\\_kvonr=13773](http://ww1.heidelberg.de/buergerinfo/vo0050.asp?__kvonr=13773); aufgerufen am 25.3.2020 um 17:30 Uhr.
  - 31 Vgl. Meldebogen. 23.10.1946, in: GLA 465q Nr. 24377.
  - 32 Vgl. Lebenslauf. 6.10.1956 in: HSA EA3/80 Bü 264. Vgl. ebenso Ausbildung und wissenschaftlicher Werdegang. 28.4.1937, in: GLA 235-1 Nr. 2390.
  - 33 Brief Kollnig an Spruchkammer Heidelberg. 16.3.1947, in: GLA 465 q Nr. 24377.
  - 34 Vgl. Zeugnisse zum Zweck der Entnazifizierung ausgestellt von Thesing. 15.3.1946, Schilling. 19.9.1946, Orch. 15.3.1947, Hårdle. 15.3.1947, in: GLA 465q Nr. 24377. Zeugnis ausgestellt von Andreas. 10.1.1946, in: GLA NI. Andreas Nr. 853.
  - 35 Vgl. Flugblatt KHG. 14.11.1974, in: LKA Abt. 150.091, NI. Schwab; KHZ PH. 10.12.1974, in: GLA 535 Zugang 2001-66 Aussonderung Karton A und K, Flugblätter.
  - 36 Vgl. Personalbogen. 4.10.1960, in: HSA EA 3/150 Bü 3081; Tabellarischer Lebenslauf. Undatiert (nach 1962 verfasst), in: HSA EA 3/150 Bü 3081; Lebenslauf. 7.1.1948 und Mitgliedskarte NSDStB. 21.4.1933, in: LKA Abt. 150.091, NI. Schwab.
  - 37 Vgl. Spruch Spruchkammer Mosbach. 7.1.1948, in: LKA Abt. 150.091, NI. Schwab.
  - 38 Bestätigung des SA-Dienstes. 10.5.1936, in: GLA 465c Nr. 3490. Vgl. Mitgliedsausweis SA. 1.1935-8.1936, in: LKA Abt. 150.091, NI. Schwab.
  - 39 Personalbogen. 4.10.1960, in: HSA EA 3/150 Bü 3081; Lebenslauf. 7.1.1948, in: LKA Abt. 150.091, NI. Schwab.
  - 40 Vgl. Personalbogen. 4.10.1960 und Tabellarischer Lebenslauf. Undatiert (nach 1962 verfasst), in: HSA EA 3/150 Bü 3081; Lebenslauf. 7.1.1948, in: LKA Abt. 150.091, NI. Schwab.
  - 41 KHZ PH. 14.11.1973, in: LKA Abt. 150.091, NI. Schwab; zitiert nach: Wilhelm Schwab: Die Religiosität des Christian Gotthilf Salzmann gesehen im Lichte der Integrationspsychologie. Zugleich ein Beitrag zu Wesen und Grundhaltung deutschen Frommseins, Berlin, Heidelberg 1941, S. 2f. – Salzmann (1744–1811) war Pfarrer und Pädagoge.
  - 42 Vgl. Personalbogen. 4.10.1960 und Tabellarischer Lebenslauf. Undatiert (nach 1962 verfasst), in: HSA EA 3/150 Bü 3081; Lebenslauf. 7.1.1948 und Brief Schwab an Oberkirchenrat. 10.4.1947, in: LKA Abt. 150.091. NI. Schwab.

- 43 Vgl. ebd; Mitgliedsausweis NSDAP. 15.7.1942, in: LKA Abt. 150.091, NI. Schwab; Auflistung der SA-Standorte. 20.1.1937, in: GLA 465c Nr. 3490.
- 44 Vgl. Brief Schwab an Oberkirchenrat. 10.4.1947; Lebenslauf. 7.1.1948, in: LKA Abt. 150.091, NI. Schwab; Personalbogen. 4.10.1960 und Tabellarischer Lebenslauf. Undatiert (nach 1962 verfasst), in: HSA EA 3/150 Bü 3081. Vgl. Personalbogen. 4.10.1960, in: HSA EA 3/150 Bü 3081.
- 45 Vgl. Klaus Loscher: Studium und Alltag hinter Stacheldraht. Birger Forells Beitrag zum theologisch-pädagogischen Lehrbetrieb im Norton-Camp/England (1945–1948), Neukirchen-Vluyn 1997, S. 105, 108f. Dazu auch Brief Schwab an Oberkirchenrat 10.4.1947, in: LKA Abt. 150.091, NI. Schwab.
- 46 Vgl. Lebenslauf. 7.1.1948, in: LKA Abt. 150.091, NI Schwab.
- 47 Vgl. Sühnebescheid. 29.10.1947, in: HSA EA 3/150 Bü 3081.
- 48 Lebenslauf. 7.1.1948, in: LKA Abt. 150.091, NI. Schwab.
- 49 Vgl. Spruch der Spruchkammer Mosbach. 7.1.1948 und Einschreiben Spruchkammer Mosbach an Schwab. 22.6.1948, in: LKA Abt. 150.091, NI. Schwab.
- 50 Vgl. Personalbogen. 4.10.1960; Tabellarischer Lebenslauf. Undatiert (nach 1962 verfasst); Brief Kultusministerium BW an Kultusminister. 25.5.1959; in: HSA EA 3/150 Bü 3081.
- 51 Flugblatt. 18.11.1973, in: LKA Abt. 150.091, NI. Schwab.
- 52 AstA-Info 30.4.1973, ebd.
- 53 Vgl. Senatsprotokoll Großer Senat. 4.10.1973, in: GLA 535 Zugang 2001-66 Karton A, Großer Senat.
- 54 Vgl. KHZ PH. 14.11.1973, in: LKA. Abt. 150.091, NI. Schwab.
- 55 KHZ HD. 12.11.1973, ebd.
- 56 Vgl. Seminaaraufstellungen in Schwabs Nachlass. Online abrufbar unter: [www.ekiba.de/html/media/dl.html?i=70440](http://www.ekiba.de/html/media/dl.html?i=70440); aufgerufen am 20.7.2016 um 16:45 Uhr. Vgl. ebenso Brief Rektor PH an Kultusministerium BW. 10.12.1976, in: HSA EA 3/150 Bü 3081.
- 57 Vgl. Lebenslauf. 7.1.1948 und Brief Schwab an Oberkirchenrat. 10.4.1947., in: LKA Abt. 150.091, NI. Schwab; Personalbogen. 4.10.1960 und Tabellarischer Lebenslauf. Undatiert (nach 1962 verfasst), in: HSA EA 3/150 Bü 3081.
- 58 Lebenslauf Schwab. 9.6.1947, in: LKA Abt. 150.091, NI. Schwab.
- 59 Vgl. Brief Schwab an die Staatsanwaltschaft Heidelberg. 15.12.1973., in: LKA. Abt. 150.091, NI. Schwab.
- 60 Norbert Frei: 1968. Jugendrevolte und globaler Protest, München 2008, S. 80; der Begriff stammt von Hermann Lübke.
- 61 Vgl. Flugblätter, in: GLA 535 Zugang 2001-66, Flugblätter.
- 62 Vgl. Joachim Lerchenmüller: Die Geschichtswissenschaft in den Planungen des Sicherheitsdienstes der SS. Der SD-Historiker Hermann Löffler und seine Gedenkschrift „Entwicklung und Aufgaben der Geschichtswissenschaft in Deutschland“, Bonn 2001 (Archiv für Sozialgeschichte, Beiheft 21), S. 53f. Vgl. ebenso Lebenslauf. Undatiert (zwischen 1955 und 1960 verfasst), in: HSA EA3/150 Bü3034. Neueste biografische Studie von Wolf-Ulrich Strittmatter: Prof. Dr. phil. Hermann Löffler. Historiker im Dienste der SS, in: Wolfgang Proske (Hg.): Täter Helfer Trittbrettfahrer. Bd. 8: NS-Belastete aus dem Norden des heutigen Baden-Württemberg, Gerstetten 2018, S. 260–278.
- 63 Es handelt sich laut Löffler dabei um eine Kampforganisation der NS-Bewegung, welche die aufgelöste SA im Saargebiet ersetzen sollte. Vgl. Lerchenmüller (wie Anm. 62), S. 56.
- 64 Politisches Führungszeugnis. 9.4.1936. Zitiert nach: Lerchenmüller (wie Anm. 62), S. 56f.
- 65 Brief Eichenauer (Bauernhochschule Goslar) an Kinkel (Stabsamt). 21.12.1935. Zitiert nach: Lerchenmüller (Anm. 62), S. 58.
- 66 Vgl. ebd. S. 58f., 61f., 72f.; Anette Hettinger: Geschichtslehrausbildung im diachronen Vergleich. Das Beispiel Baden-Württemberg, in: Wolfgang Hasberg, Manfred Seidenfuß (Hgg.): Modernisierung im Umbruch. Geschichtsdidaktik und Geschichtsunterricht nach 1945 (Geschichtsdidaktik in Vergangenheit und Gegenwart, Bd. 6), Berlin 2008, S. 211f.
- 67 Vgl. Grüttner (wie Anm. 8), S. 52 und Wolfgang Behringer: Bauern-Franz und Rassen-Günther. Die politische Geschichte des Agrarhistorikers Günther Franz (1902–1992), in: Winfried Schulze, Otto Gerhard Oexle (Hgg.): Deutsche Historiker im Nationalsozialismus, Frankfurt am Main 1999, S. 122, 129, 136.

- 68 Vgl. Lerchenmüller (wie Anm. 62), S. 84f. und Hettinger (wie Anm. 66), S. 212.
- 69 Hettinger (wie Anm. 66), S. 212.
- 70 Vgl. Uwe Uffelmann: Das Fach Geschichte an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg 1962–2004, in: Uwe Uffelmann, Manfred Seidenfuß (Hgg.): Verstehen und Vermitteln. Armin Reese zum 65. Geburtstag, Idstein 2004, S. 9.
- 71 Vgl. Lerchenmüller (wie Anm. 62), S. 132f., 135; Grüttner (wie Anm. 8), S. 110, 112f.; Hettinger (wie Anm. 66), S. 212f.
- 72 Vgl. Lerchenmüller (wie Anm. 62), S.137f.
- 73 Abschrift Sühnebescheid. 10.5.1951, in: HSA EA3/150 Bü3034; Abschrift Sühnebescheid mit Begründung. 10.5.1951, in: GLA 235-1 Nr. 2716.
- 74 Vgl. Personalbogen. 8.10.1960, in: EA3/150 Bü3034.
- 75 Brief Kultusministerium BW an Robert Margulies. 11.6.1952, in: GLA 235-1 Nr. 2716.
- 76 Vgl. Brief Löffler an Kultusministerium BW. 8.4.1952; Aktenfeststellung Kultusministerium BW. 25.4.1952; Brief Kultusministerium BW an Löffler. 3.5.1952; Brief Kultusministerium BW an Robert Margulies. 11.6.1952, in: GLA 235-1 Nr. 2716. Vgl. ebenso Hettinger (Anm. 66), S. 213.
- 77 Vgl. Lerchenmüller (wie Anm. 62), S. 152, 155f.
- 78 Vgl. Reisekostenabrechnung. 27.10.1964 und Reisekostenabrechnung. 29.6.1965, in: HSA EA3/250 Bü3034.
- 79 Vgl. Lerchenmüller (wie Anm. 62), S. 155.
- 80 Lebenslauf HSA EA3/150 Bü3034. Ebenso Lerchenmüller (wie Anm. 62), S.148.
- 81 Lerchenmüller (wie Anm. 62), S. 147.
- 82 Vgl. Lebenslauf. Undatiert (verfasst zwischen 1955 und 1960), in: HSA EA 3/150 Bü 3034.
- 83 Vernehmungsniederschrift. 27.8.1962, in: HSA EA3/150 3034.
- 84 Vgl. Lerchenmüller (wie Anm. 62), S. 132, 148.
- 85 Brief Kater an Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen Ludwigsburg. 17.3.1970, in: HSA EA3/150 3034. Vgl. auch Lerchenmüller (wie Anm. 62), S. 148.
- 86 Brief Kultusministerium BW an Kater. 10.7.1970, in: HSA EA3/150 3034.
- 87 Frei (wie Anm. 60), S. 80.
- 88 Vgl. Ausbildung und wissenschaftlicher Werdegang. 28.4.1937, in: GLA 235-1 Nr. 2390. Vgl. ebenso Mitgliedsausweis SA. 1.1935 – 8.1936, in: LKA Abt. 150.091, NI. Schwab
- 89 AStA-Info 30.4.1973, in: LKA ebd.

Erneut Preisträger!



# BÜCHERSTUBE AN DER TIEFBURG



Dossenheimer Landstr. 2 • 69121 HD-Handschuhsheim  
Telefon 06221/475510 • [rk@buecherstube-hd.de](mailto:rk@buecherstube-hd.de)

[www.buecherstube-handschuhsheim.de](http://www.buecherstube-handschuhsheim.de)

#### Wir bieten

- Kompetente fachkundige Beratung
- Besorgung jedes lieferbaren Buches, auch ausländische Titel
- Antiquarische Suche
- Bestellungen zur Ansicht
- Heute bei unseren Großhändlern bestellen – morgen abholen
- Lieferung bequem nach Hause
- Problemloser Umtausch
- Geschenkverpackung
- Geschenkgutscheine
- Bücherscheck
- Geburtstags- und Weihnachtstisten
- Monatskonto

## **BE** BUCHHANDLUNG AM EICHENDORFFPLATZ

Karlsruher Str. 50  
69126 Heidelberg

Telefon: 06221 373837  
Fax: 06221 315439  
Email: [info@buchhandlung-eichendorffplatz.de](mailto:info@buchhandlung-eichendorffplatz.de)  
Internet: [www.buchhandlung-eichendorffplatz.de](http://www.buchhandlung-eichendorffplatz.de)

Öffnungszeiten: Mo – Fr 9:00 – 13:00 Uhr  
14:00 – 18:30 Uhr  
Sa 9:00 – 13:00 Uhr



**Enno Krüger**

## **Friedrich und Sophie Schlossers Kunstsammlung auf Stift Neuburg**

Johann Friedrich Heinrich Schlosser (1781–1851) und seine Frau Sophia (Sophie) Johanna, geborene Du Fay (1786–1865), sammelten zu Beginn des 19. Jahrhunderts Zeichnungen, Aquarelle und Gemälde zeitgenössischer deutscher Künstler in Rom, der sogenannten Nazarener. Ihre Sammlung befand sich bis ins frühe 20. Jahrhundert hinein auf Stift Neuburg.<sup>1</sup>

Die Sammlung Schlosser besaß ein überregionales Ansehen. Der Münchner Kunstsammler Graf Adolf Friedrich von Schack (1814–1894), dem wir eine Beschreibung der Innenräume von Stift Neuburg verdanken, sah dort „vortreffliche Gemälde und eine interessante Sammlung von Handzeichnungen“.<sup>2</sup>

Der Berliner Kunsthistoriker Gustav Friedrich Waagen (1794–1868) erwähnt sie in der Beschreibung seiner ausgedehnten Kunstreisen durch Deutschland: „Leider gestattete es mir die Zeit nicht, den ganz in der Nähe von Heidelberg lebenden Herrn Christian Schlosser zu besuchen, der eine Reihe werthvoller Gemälde lebender Künstler, wie namentlich von Overbeck, besitzen soll.“<sup>3</sup> Waagen kannte die Sammlung offenbar nur vom Hörensagen, denn er verwechselt Friedrich Schlosser mit seinem jüngeren Bruder Christian in Frankfurt, der ebenfalls Kunst der Nazarener besessen, möglicherweise auch gesammelt hat (ich komme auf ihn zurück).

### **1. Biografie**

Friedrich Schlosser kam aus dem Stand der reichsstädtischen Frankfurter Schicht der Schöffen, Ratsherren und Bürgermeister.<sup>4</sup> Als Jurist hat er sich in seine Familientradition gestellt. In Frankfurt am Main war er der Vertreter von Goethes rechtlichen und finanziellen Interessen.<sup>5</sup> 1814 trat Schlosser mit seiner Frau zum Katholizismus über. Er ist damit prominenten Romantikern gefolgt. In seiner politischen Grundhaltung war Schlosser eher passiv, aber durchaus bereit, sich zu engagieren, wenn der Anlass drängte. Phasenweise hat er sich in die konfessionell polarisierte Frankfurter Kirchenpolitik eingemischt und ist dabei nicht ganz glücklich gefahren. Resigniert zog er sich nach dieser Erfahrung ins Privatleben zurück. Es war das Privatleben eines Gelehrten und Sammlers. Sein Kulturverständnis war historisch und national ausgerichtet. Das hat sich im Zusammentragen und Edieren von historischen Quellen niedergeschlagen. Schlosser war eigentlich ein Buchmensch. Er besaß mit etwa dreißig- bis vierzigtausend Bänden und mittelalterlichen Handschriften eine der größten deutschen Privatbibliotheken, heute in der bischöflichen Martinus-Bibliothek in Mainz. Insbesondere sammelte er Publikationen und Objekte mit Bezug zu Goethes Leben und Werk und baute die erste bedeutende Privatsammlung dieser Art auf.<sup>6</sup>

Sophie Schlosser war die Nachfahrin eines im 16. Jahrhundert nach Frankfurt am Main ausgewanderten Adelsgeschlechts.<sup>7</sup> Ihr Vater war ein wohlhabender Kaufmann. Das Lebenswerk ihres Gatten hat sie bewahrt, einige seiner Schriften nach

seinem Tode veröffentlicht und vor allem die Kunstsammlung nicht veräußert. Die vor seinem Tod in Stift Neuburg gepflegte Gastfreundschaft hat sie weitergeführt und dabei ihre gesellschaftlichen Beziehungen zur hohen katholischen Geistlichkeit ausgebaut.

## **2. Lokal der Sammlung**

Stift Neuburg hatten Schlossers 1825 am 26. Juli erworben und am 1. Dezember bezogen.<sup>8</sup> Hier hielt sich das Paar in der Regel von Mai/Juni bis November/Dezember auf.<sup>9</sup> Die kältere Jahreshälfte verbrachten sie in ihrer Heimatstadt Frankfurt.

Wir können den Raum, in dem zumindest der größte Teil der Sammlung untergebracht gewesen sein dürfte, bestimmen.<sup>10</sup> Auf der Fläche der mittelalterlichen Klosterkapelle hatten die Schlossers nach Plänen von Heinrich Hübsch (1795–1863) neue Räume errichten lassen, die heute nicht mehr existieren. Eine „Kapelle in Gothischem Geschmack“ erwähnt Aloys Schreiber in seiner Reisebeschreibung von 1831.<sup>11</sup> Von der Kapelle führte „ein gotischer Corridor, mit schönen geschnitzten gotischen Schränken“ zu einem Saal.<sup>12</sup> Er war nach Schlossers eigenen Worten „ganz neu mit edelstem Geschmacke und mit großem Aufwande, Parquet, Plafond<sup>13</sup> u.s.w. eingerichtet“. Der Raum wurde später der „Gotische Saal“ genannt. Alexander von Bernus (1880–1965), der letzte private Besitzer des Stiftes, überliefert, dass sich dieser Saal westlich an die Kapelle angeschlossen habe und 1824 [richtig: 1825, E. K.] gleich nach dem Ankauf des Stiftes angelegt worden sei. In ihm habe sich „der Hauptteil der Sammlungen“ befunden.<sup>14</sup>

Von diesem Raum gibt es eine zeitgenössische Beschreibung. Karl Gutzkow (1811–1878) hatte 1839 Zutritt in Abwesenheit der Schlossers und erinnerte sich: „Das Versammlungszimmer ist der umfangreichste Raum des Gebäudes. Die Wände sind oft mit goldumrahmten Gemälden geschmückt, in der Mitte steht eine große, irre ich nicht, mit grünem Teppich belegte Tisch-Tafel, die in der That diesem Raume das Ansehen eines Sessionzimmers giebt“.<sup>15</sup> Einen ungefähren Eindruck von der Räumlichkeit vermittelt ein Foto, das etwa um 1900 herum, also Jahrzehnte nach dem Tod der Schlossers, entstanden sein dürfte.<sup>16</sup> Einiges in der Einrichtung hat sich verändert. Objekte aus den Sammlungen der Nachkommen sind hinzugekommen. An den Wänden hängen Gemälde unterschiedlichen Formats in regelmäßiger Anordnung.

## **3. Die zeitgenössische Dokumentation der Sammlung**

Ein zeitgenössisches Inventar der Kunstwerke in Stift Neuburg scheint nicht mehr zu existieren. Norbert Suhr hat die ihm bekannten Kunstwerke aus dem Besitz der Schlossers zusammengetragen und damit die Grundlage für die weitere Beschäftigung mit der Sammlung geschaffen.<sup>17</sup>

Eine wertvolle Hilfe für die Rekonstruktion des Bestandes ist eine Sammlungsdocumentation aus dem Jahre 1860: „Album Handzeichnungen im Besitze der Frau Sophie Schlosser, geb. Du Fay zu Stift Neuburg bei Heidelberg. Nach den Originalen photographiert von J. Keller in Zürich. Verlag von der Acad. Kunst-Handlung von L. Meder in Heidelberg. 1860.“<sup>18</sup>



Stiftsalbum von 1861, Titelblatt (Quelle: Universitätsbibliothek Heidelberg)

Auf dem Titelblatt sehen wir eine Vignette mit einer Ansicht von Stift Neuburg. Die Mappe enthält drei Hefte mit jeweils sechs Abbildungen, insgesamt sind also 18 Zeichnungen abgebildet. Mit 44,5 × 31,5 Zentimetern haben die Hefte ein repräsentatives Format. Die Reproduktion der Zeichnungen geschah im Lichtdruck, dem ersten fotomechanischen Druckverfahren. Hans Jakob Keller (1811–1880) lebte als Fotograf, später Architekt in Zürich in der Brandschenkestraße 2, ab 1879 an der Tiefenhöfe 4.<sup>19</sup>

Verlegt (und offenbar vertrieben) wurde die Mappe von dem Heidelberger L(udwig) Meder, der im Einwohnerverzeichnis von 1860 als „Kunst- und Musikalienhändler“ in der Östlichen Hauptstraße 42 nachgewiesen ist.<sup>20</sup> Das ist heute Hauptstraße 168/Ecke Kettengasse. Das Geschäft befand sich von 1839 bis 1884 in Familienbesitz.<sup>21</sup>

Ob die Initiative, eine solche Mappe anzulegen, von Sophie Schlosser oder dem Herausgeber ausging, wissen wir nicht. Es fällt auf, dass sie die Gelegenheit, in dieser Publikation der kunstinteressierten Öffentlichkeit etwas Näheres über Entstehung und Konzept der Sammlung mitzuteilen, nicht genutzt hat. Am 14. Oktober 1858 hatte sie ihrem Bekannten Edward von Steinle (1810–1886) geschrieben, das Fotografieren der Kunstwerke gehe seit einigen Tagen gut voran. Alphons von Steinle (Edwards Sohn) merkt dazu als Herausgeber des Briefwechsels an, dass Kel-

ler die Aufnahmen gemacht habe, „nachdem die früheren Albertschen Aufnahmen viel Anklang gefunden hatten.“<sup>22</sup> Der Besuch eines Fotografen Albert in Stift Neuburg ist für 1855 überliefert. Damals soll Albert für das „Stifts-Album“ Zeichnungen fotografiert haben; sein Name erscheint aber nicht auf dem Titelblatt.<sup>23</sup>

Es ist sehr wahrscheinlich Joseph Albert (1825–1886) gemeint, der in München ein großes und renommiertes Fotoatelier betrieb und 1857 zum „Hofphotographen“ des bayerischen Königshauses ernannt worden war.<sup>24</sup> Er hat die Reproduktionsfotografie auf der Grundlage des Lichtdrucks weiterentwickelt.<sup>25</sup> Die Reproduktion von Kunstwerken war damit nicht mehr von den Fähigkeiten des Kupferstechers abhängig. Die Künstler des Nazarener-Kreises haben sich selbst ungenügend auf die mühevollen Ausführung des Kupferstichs eingelassen. Albert hat um 1860 eine Reihe von Lichtdrucken nach Kunstwerken angefertigt und vertrieben, beispielsweise auch Werke von Friedrich Overbeck, der ja auch in der Sammlung Schlosser eine Rolle spielt.<sup>26</sup> Der Münchner mag zu dieser Zeit die beste Adresse für dieses Geschäft gewesen sein, zumindest im süddeutschen Raum, bis sich um 1865 herum die Konkurrenz verschärfte.<sup>27</sup> Deshalb ist es merkwürdig, dass seine Fotografien nicht für das „Stifts-Album“ verwendet wurden. Auch in seinem Nachlass fanden sie sich offenbar nicht.<sup>28</sup> Alberts Monograph Winfried Ranke führt sie denn auch nicht in seinem Werkverzeichnis auf.<sup>29</sup>

Für die Sammlung muss das „Stifts-Album“ eine Empfehlung gewesen sein. Im „Organ für christliche Kunst“ erschien 1861 eine überaus wohlwollende Rezension mit Beschreibungen der einzelnen Blätter.<sup>30</sup> Das Stifts-Album von 1860 ist für seine Zeit ausgesprochen aufwendig, geradezu luxuriös. Für Deutschland handelt es sich um eine sehr frühe Verwendung der Fotografie zur Dokumentation einer privaten Kunstsammlung. Das Album kostete zwölf Gulden, verkaufte sich aber beispielsweise in Frankfurt am Main schlecht.<sup>31</sup>

Nach Sophie Schlossers Tod folgte dem „Stifts-Album“ von 1860 eine weitere aufwändige Sammlungsdokumentation: „Meisterwerke des Stifts Neuburg. Im Besitze des Freiherrn von Bernus, München/London: Friedrich Bruckmann's Verlag, 1880“.<sup>32</sup> Diese Mappe ist in Heidelberg nicht vorhanden und war auch über Fernleihe nicht zu bekommen. Suhr konnte sich Titelblatt und Inhaltverzeichnis als Kopien aus dem Archiv des Bruckmann Verlages besorgen.<sup>33</sup>

#### **4. Christian Schlosser – Begründer der Sammlung?**

Zur Sammlung Schlosser gehörte das gegenseitige Doppelbildnis von Peter Cornelius (1783–1867) und Friedrich Overbeck (1789–1869): Es handelt sich um ein sogenanntes Freundschaftsbildnis, bei dem zwei Künstler sich auf einem Blatt gegenseitig porträtieren. Das Blatt ist von beiden Künstlern signiert und trägt eine Widmung: „Zur Erinnerung an unseren Freundt / C. F. Schlosser, von F. Overbeck mit / J. P. Cornelius in Rom. d. 16. März 1815“ (bei der Jahresangabe wurde die Ziffer 2 nachträglich in 5 umgeändert).<sup>34</sup>

Gemeint ist der Mediziner Christian Friedrich Schlosser (1782–1829), der jüngere Bruder des damaligen Eigentümers von Stift Neuburg. Zu Overbeck, dem wohl prominentesten Nazarener, stand dieser Schlosser in einer engeren persönlichen Beziehung.<sup>35</sup> In Rom hatte Christian Schlosser an abendlichen Zusammenkünften einiger Nazarener in ihrem Wohnsitz, dem aufgehobenen Kloster Sant' Isidoro, teilge-



nommen und unter anderem Dante übersetzt und erläutert. In der Korrespondenz zwischen Schlosser und Overbeck nahmen religiöse Fragen einen breiten Raum ein. Die beiden Protestanten folgten dem Beispiel einer Reihe von Romantikern und konvertierten 1813 in Rom zum Katholizismus; Overbeck am Palmsonntag.<sup>36</sup>

Christian Schlosser starb am 14. Februar 1829 in Rom. Seine Frau Helene Gontard war bereits am 4. November 1820 nach kurzer kinderloser Ehe gestorben und schied als Erbin aus.<sup>37</sup> Christians Kunstbesitz muss ganz oder teilweise an Sophie und Fritz Schlosser gefallen sein. Sie besaßen nämlich eine weitere (Bleistift-)Zeichnung, die Christian 1813 von Overbeck erworben hatte: „Die Speisung der Hungrigen“, mit 1813 bezeichnet.<sup>38</sup>

Sophie und Friedrich Schlosser pflegten ebenfalls eine persönliche Bekanntschaft mit Overbeck. Der Künstler hat das Paar 1831 auf einer ausgedehnten Deutschlandreise zwei Mal in Stift Neuburg besucht. Das erste Mal am 24. und 25. August mit Philipp Veit (1783–1877); als beide Künstler auf der Rückreise am 2. Oktober wiederkamen, hatten sich ihnen die Brüder Clemens (1778–1842) und Christian Brentano (1784–1851) angeschlossen.<sup>39</sup> Es kam 1855 erneut zu einem Besuch; vom 12. bis zum 22. September hielten sich Overbeck, Veit und Edward von Steinle gemeinsam in Stift Neuburg auf.<sup>40</sup>

## 5. Der Sammlungsbestand

Friedrich Schlosser kannte die Sammlung der Brüder Sulpiz (1783–1854) und Melchior (1786–1851) Boisserée und ihres Freundes Johann Baptist Bertrams (1776–1841). Er hatte sie im Juli 1809 in Köln, im Sommer 1811 in Heidelberg und am 3. November 1819 in Stuttgart gesehen.<sup>41</sup> Im Gegensatz zu den Boisserées und Bertram haben Friedrich und Sophie Schlosser ausschließlich Werke zeitgenössischer Künstler gesammelt. Dabei haben sie sich weitgehend auf die erste Generation der sogenannten Nazarener beschränkt, nämlich auf die Mitglieder des 1809 in Wien gegründeten Lukasbundes und die mit ihnen befreundeten Künstler, die ebenfalls für einige Jahre in Rom lebten.<sup>42</sup>

Grundlage der Bestandsrekonstruktion ist Suhrs gründlich recherchierter Katalog mit 91 Nummern (über 101 Stücke und ein Skizzenbuch).<sup>43</sup> Rund vier Fünftel sind Zeichnungen. Zeichnungen hatten sich im 18. Jahrhundert als bürgerliches Sammelgebiet etabliert. Waren sie zuvor internes Arbeitsmaterial, um künstlerische Ideen festzuhalten oder Kompositionen zu entwickeln, wurden sie zunehmend bildmäßig ausgeführt. Das kam auch den künstlerischen Neigungen der Nazarener entgegen. Das Zeichnen spielt bei den Nazarenern eine weit größere Rolle als etwa die Grafik. „Wer die deutschen Künstler des neunzehnten Jahrhunderts in der letzten Feinheit ihres persönlichen Wesens verstehen will, der muss die Zeichnungen kennen“, urteilte Carl Justi (1832–1912).<sup>44</sup> Für Sammler, gerade auch für Italienreisende, waren Zeichnungen leichter als Ölgemälde zu transportieren und zu Hause platzsparender aufzubewahren.

Der Sammlungsbestand ist recht übersichtlich. Fast die Hälfte der Zeichnungen ist in Bleistift ausgeführt. Deutsche Künstler des frühen 19. Jahrhunderts arbeiteten besonders gerne mit dem Bleistift. „Es gilt, in der Linie die Motive in ihrem Bedeutungsgehalt zu konzentrieren, sie zu entmaterialisieren und in der Wahrnehmung zu einer geistig höheren Stufe zu führen.“<sup>45</sup> Es sind auch Arbeiten mit Feder, Kohle und

Kreide verzeichnet. Vom sechsjährigen Franz Pforr (1788–1812) besitzen die Schlossers ein Skizzenbuch von 1794 mit Zeichnungen auf 56 Blättern. Außerdem führt Suhrs Katalog zwölf Ölgemälde auf, fünf Bildnisse Goethes und der Schlossers nicht mitgerechnet. Einige Aquarelle, Kartons und kolorierte Zeichnungen runden den Bestand ab.

Eine Bevorzugung der Historienmalerei ist nicht zu übersehen, während Landschaft und Porträt kaum vertreten sind. Religiöse Themen überwiegen. Die gesammelten Werke verteilen sich auf neunzehn Künstler, die mit drei, vier Ausnahmen der Gruppe der Nazarener oder ihrem Umkreis angehören. Das heißt übrigens auch, dass die Schlossers in der Regel Künstler bevorzugten, die zum kleineren Teil ihrer eigenen Generation angehörten, in der Mehrzahl aber um 1800 geboren, also fünfzehn bis zwanzig Jahre jünger waren als sie selbst.

Der älteste Künstler in dieser Gruppe ist Joseph Anton Koch (1768–1839); ein bedeutender ‚Deutschrömer‘, kein Nazarener, aber ihnen freundschaftlich verbunden.<sup>46</sup> Neun seiner Arbeiten, meist Landschaften, sind in der Sammlung Schlosser nachweisbar. Sein Aquarell „Macbeth und die drei Hexen“ trägt die Jahreszahl 1834, könnte also von Schlossers in Rom vom Künstler selbst erworben, vielleicht sogar in Auftrag gegeben worden sein. Koch lebte in Rom nach 1815 ohne längere Unterbrechung. Das Aquarell ist im „Stifts-Album“ von 1860 abgebildet.<sup>47</sup>

Auch der gebürtige Heidelberger Ernst Fries (1801–1833) war kein Nazarener. In der Sammlung war er mit einer Reihe von Werken vertreten, von denen einige auf eine nähere Beziehung zum Sammler schließen lassen, sehr wahrscheinlich sogar in seinem Auftrag entstanden sind. Fritz Krauß hat in Stift Neuburg Porträtzeichnungen des Ehepaars Schlosser gesehen.<sup>48</sup> Ein kleinformatiges Landschaftsbild mit der Ansicht von Stift Neuburg ist heute verschollen.<sup>49</sup> Sechs kleinformatige Ansich-



Ernst Fries, Stift Neuburg von Süden, 1829/30 (Quelle: Kurpfälzisches Museum Heidelberg)

ten von Stift Neuburg und seiner Umgebung, 1829 in Bleistift gezeichnet, dienen als Vorlagen für die im gleichen Jahr erschienene lithografische Folge.<sup>50</sup> Zwei Erinnerungen an Italien fanden ihren Weg in die Sammlung Schlosser. Eine Bleistiftskizze „Brücke bei Civita Castellana“ entstand am 17. Mai, eine weitere „Tivoli, Blick auf den Vestatempel oberhalb der Schlucht“ am 14. Oktober 1826.<sup>51</sup>

Außer Fries sind nur noch zwei der hier vertretenen Künstler in Heidelberg geboren: Daniel Fohr (1801–1862) und Jacob Götzenberger (1802–1866). Von Götzenberger stammt eine Porträtzeichnung, die nach einer verlorenen Beschriftung von 1826 Sophie Schlosser darstellen soll.<sup>52</sup>

Julius Schnorr von Carolsfeld (1794–1872), Moritz von Schwind (1804–1871) und Philipp Veit sind heute noch bekannte Künstlernamen. Man könnte aus dem Sammlungsbestand noch Joseph von Führich (1800–1876), Ferdinand Olivier (1785–1841) und Alfred Rethel (1816–1859) nennen. Die Übrigen haben keine größeren Künstlerkarrieren durchlaufen.



Eduard von Steinle, Der Türmer, aus: „Stiftsalbum“ (Quelle: Universitätsbibliothek Heidelberg)

Eine Sonderstellung nahm Edward von Steinle (1810–1886) als langjähriger Hausfreund der Schlossers ein. Von ihm stammt der Entwurf für das heute noch existierende Kapellenfenster mit der „Verkündigung an Maria“.<sup>53</sup> Steinle ist quantitativ der mit Abstand am besten vertretene Künstler in der Sammlung. In seinen Zeichnungen und Skizzen entdecken wir zuweilen persönliche, auch ironische Anspielungen auf das Ehepaar Schlosser. Qualitativ drücken seine Arbeiten das Niveau der Sammlung herunter.

Eine Reihe der Zeichnungen hingen an den Wänden und waren so für Besucher sichtbar. Das erfahren wir von Ernst Traumann, der sie vor 1903 in situ gesehen hat:

„Ein grosses Wohnzimmer nimmt uns auf, ein langgestreckter Raum. Durch das Balkonfenster [also im Obergeschoss] blicken die ehrwürdigen Bäume des Parkes, der Springbrunnen murmelt. Wir sehen uns staunend in dem dicht bestellten, behaglich-reichen Gemache um. Wohin, in welche Zeit sind wir geraten? Hier grüsst uns die große Zeichnung Krelings, Faust im Studierzimmer, dort ein Steinle, Overbeck's und Cornelius' Selbstporträts auf Einem Blatt; Alfred Rethel, Schraudolph,

Jos. Anton Koch, Kaulbach mit der prächtigen Zeichnung: ‚Unter der Linden-Tandarde‘ schliessen sich an. Über der Thüre ein großer Schwind. Uns umwittert der Geist jener Zeit, der die Brüder Christian und Fritz in seinen zauberischen Bann zog. Nazarener und Romantiker blicken uns aus tiefen Schwärmeraugen an.“<sup>54</sup>

Wie sind die Schlossers zu ihren Sammelstücken gekommen? Persönliche Kontakte zu den Künstlern haben zweifellos eine Rolle gespielt. Italien bereisten die Schlossers von Oktober 1834 bis Juni 1836. In Rom hielten sie sich vom 28. November 1834 bis zum 5. Mai 1835 und vom 7. September bis zum 2. Oktober 1835 auf. Am 16. Oktober kehrten sie nach Rom zurück.<sup>55</sup> Um bestehende Kontakte zum Kreis der Nazarener zu vertiefen, war es 1834/36 fast zu spät. Overbeck, Koch und ihren späteren Hausfreund von Steinle hätten sie antreffen können, aber eine Reihe der führenden Künstler hatten Rom bereits verlassen: Cornelius 1819, Ferdinand Olivier 1822, Julius Schnorr von Carolsfeld 1827, Joseph von Führich 1829 und Philipp Veit 1830.<sup>56</sup> Wir können nur vermuten, dass ein höherer Anteil aus dem Kunsthandel erworben worden ist. Das war damals wohl kaum in Heidelberg, aber in Italien und Frankfurt am Main möglich. Belegt ist durch ein Reisetagebuch, dass Schlossers am 30. November 1835 in Italien beim Kunsthändler Carl Schulze (um 1792–1855) zwei Zeichnungen von Steinle erwarben.<sup>57</sup>

Die Auswahl der gesammelten Werke entspricht im Großen und Ganzen dem Geschmack der späten Goethe-Zeit. Die Kunst der Nazarener kam bereits zu Lebzeiten der Schlossers aus der Mode. Das beklagte Steinle nach Empfang eines Exemplars des „Stifts-Albums“. In seinem Brief an Sophie Schlosser vom 20. November 1860 schreibt er:

„Das Album ist wirklich recht schön, die Photographien so gut wie möglich, aber die Welt ist überfluthet mit Photographien und hat für das Ernste in der Kunst ganz außerordentlich wenig Sinn. Sie liebt ihrer Natur nach, wenn überhaupt Kunst, nur die moderne, den Meyerbeer mehr als den Beethoven, der Sinn für die wunderliebliche Zartheit der Veitschen Genofeva, für Führichs St. Franciscus, einen Umriss von Cornelius ist stumpf geworden, und die moderne Welt verlangt durch Knalleffecte Aufstachelung; und in der That, sie hat auch ihre Künstler, die es ihr Recht zu machen wissen.“<sup>58</sup>

## 6. Öffentlicher Zugang zur Sammlung

War diese Sammlung öffentlich zugänglich, wie es schon der Besuch von Gutzkow vermuten lässt? In zeitgenössischen Stadtführern und Reisebeschreibungen wird sie gelegentlich erwähnt. Nach 1837 erschien ein weiterer Heidelberger Stadtführer, von dem sich in der Universitätsbibliothek ein Exemplar erhalten hat. Das Titelblatt ist verloren, sodass wir weder den Autor noch das Erscheinungsjahr kennen. Jedenfalls werden im Text die Gartenanlagen von Stift Neuburg ausführlicher beschrieben. Weiter heißt es: „[...] jedoch um das Innere zu besuchen müssen wir erst um Erlaubnis bitten, die aber stets mit der größten Artigkeit gegeben wird“.<sup>59</sup> In diesem Sinne äußert sich auch Heinrich Jakobi in seinem Reiseführer von 1843: „Auch das Innere der Gebäude lasse man nicht unbesucht, nachdem man die Genehmigung zum Zutritt eingeholt hat.“<sup>60</sup>

## 7. Das weitere Schicksal der Sammlung

Ob Sophie Schlosser nach dem Tod ihres Gatten 1851 weitergesammelt hat, wissen wir nicht. Nach ihrem Tod ging die Sammlung an die Familie von Bernus über, die in Frankfurt am Main ebenfalls zum Großbürgertum gehörte. Sophies Nichte Marie war mit Franz von Bernus (1808–1884) verheiratet.<sup>61</sup> Bernus gehörte seit 1853 dem Senat der freien Stadt Frankfurt an. Mit der Einverleibung Frankfurts durch Preußen 1866 war er als bekannter Preußenfeind politisch kaltgestellt. Er zog sich ins Privatleben zurück, das er auf Stift Neuburg verbrachte. Musische Interessen pflegte auch er; mit Frankfurter Künstlern wie Philipp Veit, Edward von Steinle und Moritz von Schwind soll auch er persönlichen Umgang gepflegt haben.<sup>62</sup> In seine Zeit fällt die Publikation der oben behandelten „Meisterwerke des Stifts Neuburg“.

Sein Sohn Friedrich Alexander (1838–1908) hat die Sammlertradition seiner Familie fortgesetzt. Seine Frau Helene war ebenfalls eine geborene Du Fay. Er wohnte von 1886 an als Privatier in Stift Neuburg, in seinen letzten Lebensjahren allerdings in Heidelberg in der Klingenteichstraße 2 (nach 1904 neben dem Hause der Suevia).<sup>63</sup> Er oder sein Vater hat einen großen Teil der Blätter handschriftlich mit seinem Namen versehen.

1913 war zumindest ein größerer Teil der Kunstsammlung noch in Stift Neuburg, das nun öffentlich zugänglich war.<sup>64</sup> In den Jahren nach dem ersten Weltkrieg ist die Sammlung unter einigen Erben aufgeteilt und in mehreren Etappen veräußert worden. Ein großer Teil ist heute in deutschem Museumsbesitz verstreut.

## 9. Sammlungsgeschichtliche Bedeutung

Friedrich und Sophie Schlosser sammelten gleichzeitig mit dem Fabrikanten Christian Adam Fries (1765–1847) und dem Verleger Christian Friedrich Winter (1773–1858), die als Heidelberger Sammler jedoch breiter aufgestellt waren. Die Schlosser'sche Sammlung war eine Liebhabersammlung ohne Anspruch auf Systematik und Vollständigkeit, aber auf einem gehobenen Niveau. Der Schwerpunkt lag nicht auf der Heidelberger Romantik, die räumliche Nähe zu Heidelberg hat sich also nicht auf die Entwicklung der Sammlung ausgewirkt. Mit ihrer Vorliebe für die Nazarener scheint der Sammlungsbestand eher zur Frankfurter Kunstszene zu passen. In Frankfurt am Main hatten die Nazarener eine ganze Reihe von Sammlern und Förderern. Noch ist es zu früh, die Sammlung Schlosser-Bernus in größere Zusammenhänge einzuordnen. Die Sammlungsgeschichte der Nazarener insgesamt ist erst ansatzweise erforscht. In Heidelberg haben die Nazarener insgesamt keine größere Rolle gespielt. Für die Sammlung Schlosser ist am Ort weder eine Parallele noch eine Nachfolge auszumachen. Als der Heidelberger Museumsdirektor Karl Lohmeyer (1878–1957) 1919 Meisterwerke Heidelberger Romantiker ausstellte, blieben die Nazarener eine Randerscheinung.<sup>65</sup> Wenn man so will, handelte es sich in Stift Neuburg um eine Frankfurter Sammlung im Heidelberger Exil.

## Anmerkungen

- 1 Norbert Suhr: Friedrich Schlosser als Förderer der Künstler, in: Helmut Hinkel (Hg.): Goethekult und katholische Romantik: Friedrich Schlosser (1780–1851) (Neues Jahrbuch für das Bistum Mainz. Beiträge zur Zeit- und Kulturgeschichte der Diözese, Sonderband 2001/2002, hg. von Barbara Nichtweiß), Mainz 2002, S. 241–285.
- 2 Adolf Friedrich Graf von Schack: Ein halbes Jahrhundert, zit. nach Edward von Steinle's Briefwechsel mit seinen Freunden, hg. u. durch ein Lebensbild eingeleitet von Alphons Maria von Steinle, Bd. 1, Freiburg im Breisgau 1897, S. 456.
- 3 Carl Gustav Waagen: Kunstwerke und Künstler in Deutschland, Zweiter Theil: Kunstwerke und Künstler in Baiern, Schwaben, Basel, dem Elsaß und der Rheinpfalz, Leipzig 1845, S. 388.
- 4 Oswald Dammann: Johann Friedrich Heinrich Schlosser auf Stift Neuburg und sein Kreis (Sonderdruck Neue Heidelberger Jahrbücher 1934), Heidelberg 1934.
- 5 Johannes Saltzwedel: Anwaltliche Pietät. Johann Friedrich Heinrich Schlosser als Treuhänder und Verehrer Goethes, in: Hinkel (wie Anm. 1), S. 19–44.
- 6 Roland Kany: Schlossers Welt. Funktion und Physiognomie einer Bibliothek, in: Hinkel (wie Anm. 1), S. 181–206.
- 7 Sabine Gruber: Eine unverstandne und unbefriedigte Sehnsucht bleibt immer wach im Herzen: Sophie Schlosser, geb. Du Fay, in: Hinkel (wie Anm. 1), S. 159–178.
- 8 Freies Hochstift – Goethemuseum Frankfurt am Main, Hs 5858 (Hs.-Bd. 91: Friedrich Schlosser: Autobiographische Aufzeichnungen zum Jahr 1825), zit. nach Klaus-Bernward Springer: „Zur Erinnerung“: Aufzeichnungen Johann Friedrich Heinrich Schlossers, in: Hinkel (wie Anm. 1), S. 339.
- 9 Das geht aus Friedrich Schlossers autobiografischen Aufzeichnungen hervor. So heißt es z.B. 1826: „Wir bringen zum erstenmale den Sommer und Herbst daselbst zu“, zit. nach Springer (wie Anm. 8), S. 339. Eine Ausnahme war der Italienaufenthalt 1835.
- 10 Zum Sammlungslokal Thomas Berger: Fritz Schlosser und Stift Neuburg bei Heidelberg, in: Hinkel (wie Anm. 1), bes. S. 146ff.
- 11 Aloys Schreiber: Handbuch für Reisende am Rhein von seinen Quellen bis Holland, in die schönsten anliegenden Gegenden und an die dortigen Heilquellen, vierte, verbesserte u. stark vermehrte Auflage, Heidelberg 1831, S. 150.
- 12 Stift Neuburg, Archiv: Friedrich Schlosser: Konvolut o.J.: „Stift Neuburg. Geschichtliches und nicht mehr vorhandene Verhältnisse betreffend“, hier „Beschreibung desselben“, S. 2; zit. nach Berger (wie Anm. 10), S. 146.
- 13 Ebd.
- 14 Alexander von Bernus: Wachsen am Wunder. Heidelberger Kindheit und Jugend, Neuausgabe der von Bernus überarbeiteten Erstausgabe von 1943, mit einem Beitrag von Elmar Mittler, Bildauswahl Dorothea Hauck, Heidelberg 1984, S. 71f.
- 15 Karl Gutzkow: Gesammelte Werke, zweite Ausgabe, erste Serie, Bd. 11: Reiseeindrücke aus Deutschland, der Schweiz und Italien (1832–1873), 3. Auflage, Jena 1879, S. 57; abgedruckt bei Berger (wie Anm. 10), S. 142.
- 16 von Bernus (wie Anm. 14), Abb. 60, o.S. (aus dem Nachlass des Autors).
- 17 Suhr (wie Anm. 1), S. 265–285, zu den beiden Galeriewerken S. 261f.
- 18 Universitätsbibliothek Heidelberg (UBH): C 6818-25 Großfolio RES. Eine Druckerei ist nicht angegeben. Ein Exemplar dieser Mappe war Suhr nicht zugänglich.
- 19 Stadtarchiv Zürich, Sign. VIII.E.11: Bürgerverzeichnisse, Bürgeretat der Stadt Zürich. Freundliche Hinweise von Frau Angelika Ruider, Fachfrau Information und Dokumentation, E-Mail vom 7.8.2020.
- 20 Einwohner-Verzeichnis der Stadt Heidelberg nebst Angabe ihrer Wohnungen und Gewerbe in alphabetischer Ordnung für 1860 und 1861, Heidelberg 1860.
- 21 URL: [http://commons.wikimedia.org/wiki/category:L\\_Meder\\_Heidelberg](http://commons.wikimedia.org/wiki/category:L_Meder_Heidelberg) (Zugriff 26.2.2020).
- 22 Hinkel (wie Anm. 1).
- 23 Siehe zu diesem Abschnitt A. v. Steinle, in: Hinkel (wie Anm. 1), S. 479.
- 24 Winfried Ranke: Joseph Albert. Hofphotograph der bayerischen Könige, München 1977, S. 48.
- 25 Ebd., bes. S. 29 u. 34f.
- 26 Ebd., bes. S. 37, 41 u. 44.

- 27 Ebd., S. 41f.
- 28 Ebd., S. 47.
- 29 Ebd., S. 95–117.
- 30 N.N., Das Stifts-Album, in: Organ für christliche Kunst 11, 1861, Nr. 5, o. S. (3 S.). Ein Sonderdruck ist dem Exemplar der Heidelberger Universitätsbibliothek beigegeben.
- 31 Sophie Schlosser: Briefe an Edward von Steinle vom 29. Juni u. 15. November 1860, zit. nach Steinle (wie Anm. 23), S. 491 u. 494.
- 32 Titel zit. nach Suhr (wie Anm. 1), S. 264.
- 33 Suhr (wie Anm. 1), S. 262, Anm. 66.
- 34 Bleistift; 42,5 x 37 cm, Münchner Privatbesitz; zur Zeichnung Suhr (wie Anm. 1), S. 265 u. Abb. 55, S. 245.
- 35 Friedrich Overbeck: Sein Leben und Schaffen. Nach seinen Briefen und andern Documenten des handschriftlichen Nachlasses, geschildert von Margaret Howitt, hg. von Franz Binder, Bd. 1: 1789–1833, Freiburg im Breisgau 1886, S. 274.
- 36 Howitt (wie Anm. 35), S. 275; Dammann (wie Anm. 4), S. 61.
- 37 Angaben zur Person bei Dammann (wie Anm. 4), 1930, S. 70.
- 38 19,1 x 24,3 cm (Hamburger Kunsthalle); zur Zeichnung Suhr (wie Anm. 1), S. 271f. u. Abb. 57, S. 247.
- 39 Howitt (wie Anm. 35), S. 537 u. 549f.
- 40 Steinle (wie Anm. 23), S. 308; Howitt (wie Anm. 35), S. 234.
- 41 Von Schlosser sind fortlaufende autobiografische Notizen erhalten, die an Goethes Tag- und Jahreshefte erinnern. Freies Hochstift – Goethemuseum Frankfurt am Main, Hs 5858 (Hs-Bd. 91: Friedrich Schlosser, Autobiographische Aufzeichnungen 1780–1848); zit. nach Springer (wie Anm. 8), bes. S. 316f. u. 327.
- 42 Rudolf Bachleitner: Die Nazarener (Heyne Stilkunde 2, hg. von Rolf Linnenkamp), München 1976.
- 43 Suhr (wie Anm. 1), S. 265–285.
- 44 Zitat nach Ausstellungskatalog Freiheit des Sehens: Zeichenkunst von Kobell bis Corinth aus dem Städel Museum, Frankfurt am Main, Städel Museum, 8. März bis 28. Mai 2012, Petersberg 2012, S. 9.
- 45 Ausstellungskatalog (wie Anm. 44), S. 11.
- 46 Howitt (wie Anm. 35), S. 154 u. 337, über Kochs Verhältnis zu den Nazarenern.
- 47 Suhr (wie Anm. 1), S. 269, Nr. 15 u. Farbabb. 5 S. 234. Köln, Wallraf-Richartz-Museum, Graphische Sammlung, Inv.-Nr. 1926/23.
- 48 Fritz Krauß: Stift Neuburg: Eine Romantikerklause. Ein Wegweiser durch die Sammlungen des Stifts, Kempten 1913, S. 21.; vgl. Suhr (wie Anm. 1), S. 267, Nr. 9.
- 49 Stift Neuburg von der Teufelskanzel aus, 1828/29, Öl/Holz, 28 x 38,5 cm, verschollen, siehe Sigrid Wechsler: Ernst Fries (1801–1833). Monographie und Werkverzeichnis, Heidelberg 2000, S. 312, Nr. 577a.
- 50 Wechsler (wie Anm. 49), S. 308ff., Nr. 605–610; S. 370ff., Nr. 775–780 mit Abb.
- 51 Wechsler (wie Anm. 49), S. 219, Nr. 304 mit Abb.; S. 268, Nr. 439 mit Abb.
- 52 Bleistift auf Papier, wohl 1826, 20,6 x 15,9 cm, Museum Kunstpalast Düsseldorf. Die Identifizierung stützt sich auf die Provenienz: Das Blatt wurde 1919 bei Prestel in Frankfurt am Main aus der Sammlung Erlanger zusammen mit einem mutmaßlichen Bildnis Friedrich Schlossers von Ernst Fries erworben; dazu Katja Mikolajczak: Jakob Götzenberger 1802–1866. Leben und Werk, zugleich Diss. Phil. Univ. Bonn o.J. (Tholos, Kunst-historische Studien, hg. von Georg Satzinger, 9), Münster 2015, S. 284, Kat.-Nr. Pz 1 u. Abb. 322.
- 53 Suhr (wie Anm. 1), S. 278, Nr. 56 u. Abb. F 14 S. 238.
- 54 Ernst Traumann: Stift Neuburg, in: Neue Heidelberger Jahrbücher 12, 1903, S. 58f.
- 55 Ebenfalls von Schlosser selbst festgehalten, siehe Springer (wie Anm. 8), S. 346f.
- 56 Bachleitner (wie Anm. 42), S. 153.
- 57 Nach Suhr (wie Anm. 1), S. 252.
- 58 Zit. nach Steinle (wie Anm. 23), S. 494.

## Anmerkungen

- 59 UBH Sign. Mays (Brosch.) 21,1 RES, S. 60. Im Online-Katalog HEIDI als „Führer“ nach 1837 angegeben.
- 60 H[einrich] Jacobi: Panorama von Heidelberg und seinen Umgebungen, Heidelberg 1843, S. 91.
- 61 Gruber (wie Anm. 7), S. 173.
- 62 O. Heuer: Franz Freiherr von Bernus, in: Allgemeine Deutsche Biographie 46, 1902, S. 436f.
- 63 Heidelberger Adressbuch 1902.
- 64 Krauß (wie Anm. 48), bes. S. 17–21.
- 65 Verzeichnis der im Städtischen Sammlungsgebäude zu Heidelberg vom 15. Mai bis 15. Sept. 1919 ausgestellten Heidelberger Maler der Romantik, bearb. von Karl Lohmeyer, Heidelberg o.J. (1919).



**Florian Schmidgall**

## **Die „Nothkirche“ im Innenhof der Hauptstraße 22**

### **Biografie eines Gebäudes**

Wie häufig in Heidelberg mit seinen Innenhöfen, erwartet den Betrachter<sup>1</sup> auch eine Überraschung, wenn er den Innenhof der Hauptstraße 22 betritt: Hinter einem Treppenaufgang versteckt, stößt der Besucher auf ein Gebäude, dessen ehemalige Funktion erst auf den zweiten Blick zu erkennen ist; in der Fassade erblickt er ein rundes Fenster, eine Statue des Heiligen Joseph und eine Art Kirchturm, der leicht mit einem Schornstein verwechselt werden könnte. Es ist eine ehemalige römisch-katholische Kirche.<sup>2</sup> Sie wird in vielen Darstellungen der Heidelberger Kirchen- und Stadtgeschichte nicht erwähnt.<sup>3</sup> Das mag auch daran liegen, dass nach der Nutzung des Gebäudes als Kirche der sakrale Charakter durch Umbau verloren ging und es als Gotteshaus lange gar nicht mehr zu erkennen war (Einzug einer Zwischendecke, Zumauern der Apsis, Verhüllung der Deckenbemalung). Es wurde danach unter anderem als Korb- und Spielwarengeschäft genutzt und als ehemaliges Kirchengebäude erst in den 1990er-Jahren wiederentdeckt und aufwendig restauriert; seither steht es unter Denkmalschutz. Die Biografie des Gebäudes als Kirche reicht zurück in die Zeit des Ersten Vatikanischen Konzils.



Außenansicht des ehemaligen Kirchengebäudes im Innenhof der Hauptstraße 22 – mit Kirchenfenster, Statue des Heiligen Joseph und schornsteinförmigem Kirchturm (Foto: Florian Schmidgall)

Vor 150 Jahren organisierte sich die katholische Kirche auf diesem Konzil neu, zu dem Papst Pius IX. im Jahr 1868 für Dezember 1869 eingeladen hatte.<sup>4</sup> Mit der „ersten Dogmatischen Konstitution über die Kirche Christi“ (Pastor aeternus) vom 18. Juli 1870<sup>5</sup> ließ sich der Papst für unfehlbar erklären und positionierte die katholische Kirche damit gegen demokratische Bestrebungen und Moderne – von beidem sah sich die Kirche in Rom bedroht.<sup>6</sup> Insbesondere mit dem kurz darauf gegründeten Deutschen Kaiserreich zeichnete sich ein Konflikt ab, der später unter dem Begriff „Kulturkampf“ zusammengefasst wurde. Das Großherzogtum Baden betrieb vorab einen eigenen Kulturkampf, und in Heidelberg beförderten diese Maßnahmen die Gründung einer alt-katholischen Gemeinde, was zum sogenannten Alt-Katholikengesetz führte, was wiederum die Bedingungen für die Einrichtung einer „Nothkirche“ im Innenhof der Hauptstraße 22 schuf – für die papsttreuen Katholiken.

## **I. Vorspiel: Erstes Vatikanisches Konzil 1869 / 1870**

Hintergrund der Entstehung der römisch-katholischen „Nothkirche“ ist die Auseinandersetzung zwischen dem liberalen, zunehmend demokratische Tendenzen verfolgenden Großherzogtum Baden einerseits und der konservativen, antimodernen römisch-katholischen Kirche andererseits. Der Ultramontanismus sah sich durch die Französische Revolution und die Nationalstaatsbildungen (italienische Nationalbewegung, Formierung eines „kleindeutschen“ Kaiserreiches) bedroht und reagierte darauf mit dem Ersten Vatikanischen Konzil als „Symbol und Herzstück des gesamten [ultramontanen] Systems“.<sup>7</sup> Die katholische Kirche blieb indes gespalten, was die Beschlüsse des Konzils anbelangte. Insbesondere die deutschen Bischöfe leisteten unter der Wortführung des Münchner Kirchenhistorikers Ignaz von Döllinger (1799–1890) erheblichen Widerstand, was letztlich zur Abspaltung der Alt-Katholiken führte.<sup>8</sup>

Die Historiographie zum Konzil ist umfangreich,<sup>9</sup> und die Vorgeschichte reicht weit zurück.<sup>10</sup> Einberufen wurde es schließlich mit der Bulle „Aeterni Patris“ am 29. Juni 1868, und zwar für den 8. Dezember 1869.<sup>11</sup>

Ziel des Konzils war es nach Pius IX., „mit diesem außergewöhnlichen Mittel den außergewöhnlichen Bedürfnissen der Herde Christi vorzusorgen“.<sup>12</sup> Schon 1849 hatte Kardinal Luigi Lambruschini (1776–1854) ein allgemeines Konzil vorgeschlagen, „um die Irrtümer der jüngsten Zeit zu verurteilen“ – mit anderen Worten sollten die Ideen der Moderne angegangen werden (allgemeine Menschenrechte, Demokratie, Liberalismus, Säkularisierung) oder wenigstens eine ganz auf Rom ausgerichtete, „neuerfundene“ katholische Kirche verteidigt und gestärkt werden. Desweiteren ließ Pius IX. eine Umfrage zur Opportunität eines solchen Konzils unter den Kardinälen und ausgewählten ultramontanen Diözesanbischöfen durchführen.<sup>13</sup> Auch wenn die Reaktionen überwiegend positiv waren, blieb Pius IX. zunächst zögerlich und setzte auch (noch) nicht die im Grunde zentrale Frage auf die Tagesordnung, weswegen das Konzil in erster Linie einberufen werden sollte: die Frage der Unfehlbarkeit oder Infallibilität des Papstes in Glaubenssachen.<sup>14</sup>

Hierzu waren zuerst eine Reihe von Vorfragen zu klären: Welche Themen sollten überhaupt diskutiert werden, wer sollte am Konzil teilnehmen, wie sollte die Ge-

schäftsordnung aussehen und welche Argumente (aus der Heiligen Schrift allein oder aus der Tradition) sollten berücksichtigt werden? All diese Fragen waren bei Eröffnung des Konzils noch nicht beantwortet.

Daher entschied sich manche relevante Frage erst auf dem Konzil selbst. Dabei setzte Papst Pius IX. seinen Willen anfangs zögerlich und taktierend, letztlich aber konsequent und rigoros durch: Zunächst ließ er über ein Vabanque-Spiel die Infallibilität auf die Tagesordnung setzen, denn ein Glaubenssatz kam nur dann zwingend auf die Tagesordnung, wenn er massiv bestritten wurde. Durch Lancieren eines Artikels in einer Zeitschrift, welcher die Hoffnung der Ultramontanen zum Ausdruck brachte, das Dogma werde durch ein einstimmiges Hervorbrennen des Heiligen Geistes angenommen werden, erhob sich erst das ausdrückliche Bestreiten vonseiten der Gegner; <sup>15</sup> so schrieb etwa Döllinger in der Augsburgers Allgemeinen Zeitung:

„Wozu noch mühsames Forschen in der Bibel, wozu das zeitraubende, an so schwierige Bedingungen und Vorkenntnisse geknüpfte Studium der Tradition, wenn ein einziger Ausspruch des untrüglichen Papstes die gewissenhafte theologische Arbeit eines halben Menschenalters wie durch einen Hauch zu zertrümmern vermag, und wenn auf eine telegraphische Anfrage in Rom binnen weniger Stunden oder Tagen die sofort zum Glaubensartikel und dogmatischen Axiom sich gestaltende Antwort ergibt?“<sup>16</sup>

Insbesondere bei den deutschen Bischöfen regte sich bereits jetzt heftiger Widerstand. Aber auch in Frankreich und anderen Ländern erhoben sich Stimmen. Gleichviel: Das Thema musste, da nun ausdrücklich bestritten, auf die Tagesordnung – die Ultramontanen hatten ihr Ziel erreicht: „Quod inopportuno dixerunt, necessarium fecerunt.“<sup>17</sup>

Damit stand zwar dieser besondere Tagesordnungspunkt fest; das nächste Problem war dann, wer über die Fragen entscheiden sollte – und wie. Es wurden nur die Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe eingeladen, die bislang vertretenen katholischen Staatsoberhäupter und Theologen lud man vorsorglich gar nicht erst ein.<sup>18</sup> Und war bereits von jeher umstritten, wer die Kompetenz zum Erlass einer Geschäftsordnung besaß (der Papst oder das Konzil als Repräsentation der Gesamtkirche), so „oktroierte“ Pius IX. am 27. November 1869 schlicht eine Verfahrensordnung – „Multiplices inter“ –, die dem Papst weitgehend den Verlauf der Entscheidungsprozesse überließ: Nicht nur konnte er oder die von ihm ernannten fünf Konzilspräsidenten den Rednern jederzeit das Wort entziehen, den Konzilsvätern war auch das Propositionsrecht entzogen. Während diese Ordnung noch die Einstimmigkeit bei Entscheidungen (Unanimitas) vorsah, erließ Pius IX. am 20. Februar 1870 eine neue Ordnung, die das Prinzip der Einmütigkeit aufgab.<sup>19</sup> Im Grunde war mit dieser Festlegung der Geschäftsordnung der Gang der Dinge bereits vorgezeichnet.

Auf die Argumentationen für und wider Unfehlbarkeit (aus der Bibel und der Tradition) kann hier nicht eingegangen werden, es soll aber noch auf das Kalkül des Papstes und der Majorität hingewiesen werden, welches das endgültige Ergebnis des Konzils nicht unwesentlich beeinflusst hat: Nicht nur das „ob“, sondern auch das „wie“ der Entscheidungsfindung wurde von der Minorität als Affront empfunden. Die Spezial-Diskussion über das vierte Kapitel des „Pastor aeternus“ wurde zwischen dem 15. Juni und dem 18. Juli 1870 schnell durchgeführt, in der römischen Sommerhitze<sup>20</sup>, in einer von Malaria bedrohten Stadt und mit der schlechten Akustik der Petersbasilika (ein Drittel der Konzilsväter konnte der Diskussion gar

nicht folgen). Der Bischof Félix-Antoine Dupanloup von Orléans schrieb dazu in einem Brief:

„Es ist unmöglich, daß man uns noch länger in Rom zurückhält, in diesem Augenblick, in den Bedingungen, in denen wir sind: erschöpft, leidend, krank, ohne Schlaf, die meisten miserabel untergebracht, schlecht ernährt, von einem Tag auf den anderen den Fiebern ausgesetzt. Das heißt wirklich mit der Gesundheit und dem Leben von Menschen spielen.“ Insgesamt „[...] eine Gemeinheit, die keinen Namen hat“.<sup>21</sup>



„Ich bin fehlbar – Ich bin nicht fehlbar – Ich bin fehlbar...“ – Wie ein Kind sucht Pius IX. in dieser Karikatur in Blättern des Gänseblümchens eine Antwort auf die Frage der Infallibilität, die auf dem „concilio“ zur Debatte stand. (Quelle: La satira politica. Dall'Unità d'Italia alla Repubblica, Novara 1982, S. 10)

Offenbar war Zermürbung der Minorität das Ziel. Und Pius IX. gelang sie: Am 4. Juli 1870 zogen alle noch auf der Liste stehenden Redner ihre Beiträge zurück; bei der finalen Abstimmung genügte nach der neuen Geschäftsordnung eine einfache Mehrheit. Weil der Papst die Formulierung zwei Tage vor der finalen Abstimmung noch verschärft hatte (dass der Papst die unfehlbare Wahrheit verkünde „aus sich heraus und nicht aus Zustimmung der Kirche“<sup>22</sup>), beschlossen die Bischöfe der Minorität die Abreise am 17. Juli 1870 – um nicht düpiert dazustehen. Am Tag darauf wurde bei starkem Gewitter das Dogma mit einer Mehrheit von 533 zu zwei Stimmen beschlossen.<sup>23</sup> Dass dieses Dogma und seine Entstehung schon bei den Zeitgenossen stark umstritten war, zeigen etwa die vielen Karikaturen zu diesem Thema.

## II. Vorspiel, Fortsetzung: der Badische Kulturkampf

Im Großherzogtum Baden stellten nach der Säkularisierung 1803 die Katholiken zwei Drittel der Bevölkerung, und hier hatte der Ultramontanismus aus Angst vor Identitätsverlust und Entchristlichung starken Zulauf.<sup>24</sup> Noch vor Bismarcks Kulturkampfpolitik auf Reichsebene wurde in Baden ein Kulturkampf ausgefochten, nämlich zwischen jenen Ultramontanen und dem liberalen badischen Staat. Dieser Kampf sollte dann nach dem Unfehlbarkeitsdogma eine neue Dimension erhalten und auch die Mehrheitsverhältnisse ändern.

Im Anfang dieses Konflikts steht die zwischen Baden und dem Heiligen Stuhl 1859 geschlossene Konvention, die den Katholiken im Großherzogtum mehr Freiräume schaffen sollte, dann aber von den wiedererstarkenden Liberalen entschieden bekämpft wurde und zur sogenannten Osterproklamation Großherzog Fried-

richs vom 7. April 1860 führte, wonach die Kirchenfrage nicht mittels Konvention mit dem Heiligen Stuhl, sondern per Gesetz geregelt werden sollte.<sup>25</sup> Trotzdem wurde eine vollständige Trennung von Staat und Kirche noch nicht umgesetzt, vielmehr die enge Verflechtung der beiden Bereiche im Sinne einer „Neuen Ära“ nur modifiziert. Das Großherzogtum behielt sich „Kontrollansprüche“ in vielen Bereichen vor (öffentliches Erziehungswesen, kirchliche Vermögensverwaltung, Besetzung von Kirchenämtern).<sup>26</sup> Eine katholische Protestbewegung (Casino-Bewegung) entstand erst als Reaktion auf das Schulaufsichtsgesetz von 1864<sup>27</sup>, wurde aber schnell verboten und suchte dann das politische Forum auf und zeigte, „dass sich eine neue Interessengruppe politisch zu formieren begann, die den bisherigen Errungenschaften der ‚Neuen Ära‘ kritisch gegenüberstand.“<sup>28</sup>

Erst einmal fand also eine Strömung innerhalb der Katholischen Kirche Zulauf, die die Entwicklungen in Baden kritisch sah und daher eher der ultramontanen Richtung zuneigte. Und auch die Liberalen in Baden gerieten darüber in Konflikt – über das weitere Vorgehen war man sich uneins. Aber zwei Ereignisse machten diese Zerstrittenheit obsolet: Die Reichsgründung 1871 sowie das Erste Vatikanische Konzil und die dort gefassten Beschlüsse, die nun zu der Entstehung von alt-katholischen Gemeinden einerseits und Reaktionen des Großherzogtums Baden auf die Konzilsbeschlüsse andererseits führten.<sup>29</sup>

### **III. Lage und Entwicklung in Heidelberg**

#### **1. Entstehung der alt-katholischen Gemeinde**

Baden war seit dem Ersten Vaticanum ein Zentrum des Alt-Katholizismus geworden, 1873 soll es im Großherzogtum 27 Vereine mit etwa 10.000 Mitgliedern gegeben haben. Heidelberg wurde „Vorort der badischen Altkatholikenvereine“ mit prominenten Mitgliedern, etwa dem Zivilrechtslehrer und Pandekten-Spezialisten Bernhard Windscheid (1817–1892).<sup>30</sup> Bereits am 23. Mai 1871 kam es in Heidelberg zu einer Versammlung, die ein alt-katholisches Komitee berief, um sich mit anderen Komitees in Verbindung zu setzen und einen Kongress vorzubereiten, der am 5. und 6. August 1871 in München stattfand und Heidelberg zum Zentralkomitee für Baden und Südwestdeutschland erklärte.<sup>31</sup> 1874 wurde ein Staatsbeitrag zur Deckung der finanziellen Bedürfnisse der Alt-Katholiken gefordert, daran schloss sich unmittelbar der Schritt zur Schaffung des sogenannten Altkatholikengesetzes an: Die Beschlüsse des Vatikans hätten keine rechtliche Geltung, da sie ohne Genehmigung des Staates Baden erfolgt seien.<sup>32</sup>

Die alt-katholische Gemeinde Heidelberg wurde dann offiziell am 8. März 1874 mit einem ersten Gottesdienst des Geistlichen Dr. Johannes Rieks gegründet.<sup>33</sup>

#### **2. Das sogenannte Altkatholikengesetz vom 15. Juni 1874**

Auch in der II. Badischen Kammer waren die Alt-Katholiken stark vertreten – die Liberalen förderten deren Stand mehr und mehr, sei es, weil sie dieser Glaubensrichtung selbst angehörten, sei es, aus reinen Gründen der Opposition und politischen Überzeugung. Schließlich ging auch die Initiative zum Beschluss des sogenannten

Altkatholikengesetzes von der liberalen Mehrheit in der II. Badischen Kammer aus; Mitte Januar 1874 wurde ein Gesetzesvorschlag eingebracht; es folgten heftige Debatten. Staatsminister Julius Jolly (1823–1891) versuchte, die Problematik als juristische, nicht als theologische zu behandeln, um die Wogen zu glätten. Nachdem die Katholische Volkspartei den Sitzungssaal verlassen hatte, wurde das Gesetz ohne Gegenstimmen angenommen und am 2. Juni 1874 mit nur drei Gegenstimmen in der I. Kammer gebilligt und am 24. Juni 1874 verkündet.<sup>34</sup> Das „Gesetz, die Rechtsverhältnisse der Altkatholiken betreffend“ vom 15. Juni 1874<sup>35</sup> erkannte die Altkatholiken als Teil der Katholischen Kirche an und räumte ihnen das Recht ein, „eigene kirchliche Gemeinschaften“ zu bilden (Art. 2 Abs. 2) – diese jedoch mussten durch die Regierung genehmigt werden (Art. 3 Abs. 1). War das geschehen, sollte den Altkatholiken die „Mitbenützung der Kirche und der kirchlichen Geräthschaften“ eingeräumt werden; über die „Art und Weise der Ausübung und den Umfang der Mitbenützung trifft die Regierung die nöthigen Bestimmungen“ (Art. 4 Nr. 1). Diese Ausführungsbestimmungen ergingen mit der „Verordnung, die Rechtsverhältnisse der Altkatholiken betreffend“ vom 27. Juni 1874.<sup>36</sup>



Die Kirchenräume auf einer Fotografie des Jahres 1902 (Quelle: Deutsches Verpackungsmuseum, Heidelberg)

### 3. Vollzug des Gesetzes und Konstituierung der „Nothkirche“

Bereits 1873 hatte Papst Pius IX. jede gemeinsame Nutzung von Kirchengebäuden durch Katholiken und Alt-Katholiken verboten.<sup>37</sup> Der päpstliche Nuntius in München teilte den deutschen Bischöfen am 24. März 1873 mit:

„Darum ist zur Vermeidung von Gefahren und Aergernissen der Simultangottesdienst mit den Neuketzern (Altkatholiken) in derselben Kirche weder zuzulassen noch zu dulden. [...] Wenn nämlich die bürgerliche Behörde irgendeine katholische Kirche gegen den Willen des Bischofs den Neuketzern zuzuweisen sich herausnimmt, ist von dem Bischof [...] die den Neuketzern überwiesene Kirche zu interdicieren“.<sup>38</sup>

Genau dieser Fall trat nun im westlichen Teil der Heidelberger Altstadt ein: Zur Umsetzung des sogenannten Altkatholikengesetzes wies das Badische Innenministerium am 20. August 1874 den Alt-Katholiken zunächst den Chor der Heiliggeistkirche zur Mitbenutzung zu;<sup>39</sup> am 16. September 1874 zogen die Alt-Katholiken „unter stürmischen Szenen“<sup>40</sup> in die Chorkirche ein – die Katholiken hingegen verließen nach einem letzten Gottesdienst am 8. September 1874 die Heiliggeistkirche und kamen zunächst in der St. Annakirche in der Plöck unter. In einer den Rechnungsbüchern der römisch-katholischen „Nothkirche“ vorangestellten Übersicht liest sich das unter dem Titel „Entstehung der Nothkirche“ wie folgt: Die drei Sodalitäten,

„welche seither in der Chorkirche ihre Andachtsübungen abzuhalten pflegten[,] hatten am 8. September 1874 nach letztmals daselbst gefeiertem Gottesdienst heulend und klagend dieses Gotteshaus verlassen. Die gewöhnlichen Bruderschaften wurden in die St. Annakirche verlegt, während die mit Predigten verbundenen Gottesdienste in der Jesuitenkirche abgehalten werden sollten.“<sup>41</sup>

Indes konnten die Katholiken auch in der St. Annakirche nicht verbleiben, weil, so liest man weiter, den Alt-Katholiken auch die Mitbenutzung dieser Kirche zugestanden wurde, interessanterweise diesmal durch Beschluss des Gemeinderats, gegen den die Katholiken sich zu wehren versuchten:

„Obwohl die Heiliggeistkirche den hiesigen Altkatholiken zur Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse vollkommen genügt hätte, so war doch keine Ruhe, bis auch die Mitbenutzung der St. Annakirche durch Gemeinderatsbeschluss vom 3. Juni 1876 zugestanden war. Nach ministerieller Genehmigung dieses Beschlusses, um dessen Zurücknahme eine Petition von fast 200 selbstständigen kathol. Männern des westlichen Stadttheils an den Heidelberger Stadtrath leider erfolglos ergangen, war auch die St. Annakirche für die röm. kath. Pfarinder verloren.“<sup>42</sup>

Nun musste eine Lösung zur Unterbringung der Gemeinde gefunden werden. Der Stadtpfarrer Wilms bildete hierfür ein Komitee. Zunächst wurde der zweite Stock eines Privathauses in der Plöck 25 als „Nothkapelle“ angemietet, aber die Räumlichkeiten erwiesen sich als zu klein. Nun geriet ein größeres „Magazin“ in der Hauptstraße 22 in den Blick: „So entstand der Plan, ein großes Magazin an geeigneter Stelle, westl. Hptstr. No 22 auf bestimmte Zeit zu miethen u. zu einer Nothkirche einzurichten.“<sup>43</sup> Der Zimmermeister Stephan Veth (gestorben 1903), selbst römisch-katholisch, ersteigerte das Gebäude für 84.710 Mark, um es seiner Gemeinde als Kirchenraum zur Verfügung zu stellen. Vermutlich aus wirtschaftlichen Gründen gelang das nicht, stattdessen wurde ein Mietvertrag auf zehn Jahre zwischen dem Komitee und Veth abgeschlossen; Mietbeginn war der 1. März 1877, die Jahresmiete betrug 1200 Mark, das Komitee hatte auch die Umgestaltung in einen Kirchenraum zu tragen. Die Finanzierung war nur durch „Geschenke, Stiftungen und freiwillige Beiträge“<sup>44</sup> möglich, woran eine heute wieder sichtbare Inschrift an einem Pfeiler erinnert: „Diese Nothkirche sowie der Gottesdienst in derselben kann nur durch freiwillige Beiträge unterhalten werden.“

Es bleibt die Frage nach dem Begriff „Nothkirche“: Die Römisch-Katholischen wurden nicht von der Stadt Heidelberg bzw. dem badischen Staat genötigt, die Heiliggeist- und St. Annakirche zu verlassen. Der Papst und die Bischöfe untersagten die gemeinsame Nutzung von Kirchengebäuden mit den „Neuketzer“ generell. Insofern bestand eine Not dergestalt, dass sich die Römisch-Katholischen mittelbar



Das Kirchengebäude vom Garten aus gesehen, um 1960 (Foto: Eugen Griebhaber)

durch die staatlichen Verfügungen veranlasst sahen, die Kirchen zu verlassen. Die Not dürfte sich noch durch die mangelnde seelsorgerische Betreuung in den neuen Stadtvierteln im Westen zugespitzt haben.

#### **IV. Nachgeschichte**

Als Kirche aufgegeben wurde das Gebäude wohl im Jahr 1902. Darauf deuten sowohl die Einträge in den Heidelberger Adressbüchern als auch die Verzeichnisse der Katholischen Kirche hin.<sup>45</sup> Die Römisch-Katholischen konnten dann neben der Jesuitenkirche, später auch wieder die St. Annakirche nutzen.<sup>46</sup> Die Profanierung erfolgte im Jahr 1911, als Joseph Rauh, ein Vorfahre der heutigen Eigentümerin, das Grundstück erwarb.<sup>47</sup> Danach ging durch bauliche Maßnahmen der sakrale Charakter des Gebäudes zunehmend verloren. Nach ihm nutzte Gertrud Rauh die Räume der Hauptstraße 22 als Geschäftsräume für Lederwaren, später kamen Korb- und Spielwaren hinzu; sie starb im Jahr 1987. Schon zuvor hatte ihr Neffe Adalbert Griebhaber, der Vater der heutigen Eigentümerin, das Geschäft übernommen und führte es in der Hauptstraße bis 1986 weiter. Bei aufwendigen Sanierungsarbeiten in den 1990er-Jahren wurde dann das Kirchengebäude wiederentdeckt, das durch die baulichen Maßnahmen als solches nicht mehr zu erkennen war, obwohl ein Zeitungsartikel bereits 1952 die Geschichte des Kirchengebäudes erzählt hatte.<sup>48</sup> Adalbert Griebhaber erwog die aufwendige und überaus kostspielige Sanierung des Gebäudekomplexes – oder den Verkauf. Er entschied sich für das finanzielle Risiko, auch um der Stadt das Kirchengebäude zu erhalten. 1990 begann eine erste Phase der Sanierung (insbesondere die Dächer und Hofbebauung); 1994 bezog die heutige Ei-





Innenansicht des ehemaligen Kirchengebäudes, heute Ausstellungsräume des Deutschen Verpackungs-Museums (Foto: Florian Schmidgall)

gentümerin des Hinterhauses, Alexandra Maier-Borst, mit ihrer Familie das Geschoß über der Kirche. Im gleichen Jahr erging die Baugenehmigung zwecks Einrichtung von Museumsräumen im Hinterhaus der Hauptstraße 22.<sup>49</sup>

Seit 1997 befindet sich in den ehemaligen Kirchenräumen das Deutsche Verpackungs-Museum, ein auf Spendenbasis finanziertes Privatmuseum, welches die kulturhistorische Bedeutung der Marken- und Warenverpackung zeigt:

„Das Museum sieht die Verpackung als Kulturgut. Es archiviert und präsentiert Exponate aus der Geschichte und Vorgeschichte des industriellen Verpackens. Beleuchtet wird neben technischen Erfindungen und Maschinen auch die Design-Entwicklung kulturell bedeutender Marken, die unseren Alltag über Generationen begleiten. [...] Sonderausstellungen widmen sich dem Aspekt des zeitgebundenen Beitrags bestimmter Themen oder Epochen zum Verpackungsdesign. So wurde das hundertjährige Jubiläum zum Deutschen Werkbund ebenso gewürdigt wie ein Rückblick auf ‚100 Jahre Bauhaus‘ (2019). Verpackung wird als Teil der jeweiligen Epoche und ihres Gestaltungswillens gesehen.“<sup>50</sup>

Immerhin: Der Innenhof der Hauptstraße 22 mit seiner wechselhaften Geschichte ist seit mehr als zwanzig Jahren wieder ein Ort der Kultur. Weitere Quellen warten auf eine Auswertung; zudem befand sich zwischen Vorder- und Hinterhaus der Hauptstraße 22 in einem Seitenflügel das erste St.-Josefs-Krankenhaus in Heidelberg, das der „Nothkirche“ angeschlossen war.<sup>51</sup>

In diesem versteckten Gebäude verdichtet und vermengt sich Heidelberger Kirchengeschichte mit der Kulturgeschichte des späten 19. Jahrhunderts und der Reaktion des Großherzogtums Baden hierauf – dieses „Kleinod“ ist eines Blickes wert.

## Anmerkungen

- 1 Der besseren Lesbarkeit wegen wird nur ein Geschlecht verwendet – wenn von „Betrachtern“ die Rede ist, sind stets auch „Betrachterinnen“ gemeint, wenn von „Historikerinnen“ die Rede ist, sind stets auch „Historiker“ gemeint, sowie all jene, die sich einer Zuordnung unsicher sind. Danken möchte ich Dr. Gheorghe Stanomir, der mir Zugang zu Archivalien und Literatur verschafft hat, sowie Alexandra Maier-Borst – von ihr erfuhr ich Wichtiges zur Nachgeschichte des Kirchengebäudes.
- 2 Vgl. Eva-Maria Bast, Heike Thissen: *Heidelberger Geheimnisse – Spannendes aus der kleinen Metropole mit Kennern der Stadtgeschichte*, Überlingen 2018, S. 14.
- 3 Vgl. etwa Hans Gercke: *Kirchen in Heidelberg*, Regensburg 2011; *800 Jahre Heidelberg. Die Kirchengeschichte*, hg. von der Rhein-Neckar-Zeitung GmbH, Heidelberg 1996; Oliver Fink: *Heidelberg. Kleine Stadtgeschichte*, Regensburg <sup>2</sup>2005.
- 4 Thomas Nipperdey: *Deutsche Geschichte 1866–1918*, Bd. 1, *Arbeitswelt und Bürgergeist*, München 1998, S. 428–431; Hans-Ulrich Wehler: *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 3, *Von der „Deutschen Doppelrevolution“ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges*, München <sup>2</sup>2006, S. 388f.; zu Pius IX. und dem Konzil jüngst Hubert Wolf: *Der Unfehlbare. Pius IX. und die Erfindung des Katholizismus im 19. Jahrhundert. Biographie*, München 2020, S. 257–304.
- 5 Lateinischer und deutscher Text in: Josef Wohlmuth, Giuseppe Alberigo (Hgg.): *Dekrete der Ökumenischen Konzilien*, Bd. 3, Paderborn 2002, S. 811–816.
- 6 Vgl. Wolf: *Der Unfehlbare* (wie Anm. 4), S. 259–261.
- 7 Thomas Nipperdey: *Religion im Umbruch. Deutschland 1870–1918*, München 1988, S. 9f.
- 8 Nipperdey: *Religion* (wie Anm. 7), S. 13; zu den Alt-Katholiken insgesamt: Victor Conze-mius: *Katholizismus ohne Rom. Die altkatholische Kirchengemeinschaft*, Zürich, Köln 1969; zur Schreibweise „alt-katholisch“ vgl. Andreas Krebs: *„Wir halten fest an der alten Verfassung der Kirche“. Ein Blick auf das Erste Vatikanische Konzil und seine Folgen aus alt-katholischer Sicht*, in: Julia Knop, Michael Seewald (Hgg.): *Das Erste Vatikanische Konzil. Eine Zwischenbilanz 150 Jahre danach*, Darmstadt 2019, S. 289, Anm. 3.
- 9 Etwa: August Bernhard Hasler: *Pius IX. (1846–1878), Päpstliche Unfehlbarkeit und 1. Vatikanisches Konzil. Dogmatisierung und Durchsetzung der Ideologie (Päpste und Papsttum Bd. XII, 1 u. 2)*, Stuttgart 1977; Klaus Schatz: *Vaticanum I. 1869–1870*, 3 Bde., Paderborn 1992–1994; Bernward Schmidt: *Kleine Geschichte des Ersten Vatikanischen Konzils*, Freiburg i. Br. 2019; Knop, Seewald (Hg.): *Das Erste Vatikanische Konzil* (wie Anm. 8); vgl. auch Wolf: *Der Unfehlbare* (wie Anm. 4), S. 385, Anm. 6.
- 10 Schmidt: *Kleine Geschichte* (wie Anm. 9), S. 127.
- 11 <http://www.vatican.va/content/pius-ix/la/documents/litterae-apostolicae-aeterni-patris-29-iunii-1868.html> (letzter Aufruf: 31.8.2020).
- 12 Zitiert nach Schatz: *Vaticanum I*, Bd. 1 (wie Anm. 9), S. 93.
- 13 Wolf: *Der Unfehlbare* (wie Anm. 4), Zitate und Nachweis, S. 259f.
- 14 Ebd., S. 260f.
- 15 Ebd., S. 262.
- 16 [Johann Joseph Ignaz von Döllinger]: *Der Papst und das Concil von Janus. Eine weiter ausgeführte und mit dem Quellennachweis versehene Neubearbeitung der in der Augsburger Allgemeinen Zeitung erschienene Artikel: Das Concil und die Civilta*, Leipzig 1869, ND Frankfurt a.M. 2005, S. 51f.
- 17 „Was sie als unangebracht bezeichnet haben, haben sie dadurch notwendig gemacht.“, zitiert nach Schatz: *Vaticanum I*, Bd. 1 (wie Anm. 9), S. 272f.
- 18 Ebd., S. 117–121.
- 19 Ebd., *Zur Geschäftsordnung*, S. 132–145; Wolf: *Der Unfehlbare* (wie Anm. 4), S. 267–270.
- 20 Am heißesten Tag des Konzils herrschten 34° C, Schmidt: *Kleine Geschichte* (wie Anm. 9), S. 246.
- 21 Zitiert nach Schatz: *Vaticanum I*, Bd. 3 (wie Anm. 9), S. 125; zur Akustik: Wolf: *Der Unfehlbare* (wie Anm. 4), S. 265.
- 22 Wohlmuth, Alberigo (Hgg.): *Dekrete*, Bd. 3 (wie Anm. 5), S. 815.
- 23 Zur finalen Abstimmung vgl. Wolf: *Der Unfehlbare* (wie Anm. 4), S. 281–283.
- 24 Reinhold Weber, Hans-Georg Wehling: *Geschichte Baden-Württembergs*, München 2007, S. 66f.
- 25 Frank Engehausen: *Kleine Geschichte des Großherzogtums Baden 1806–1918*, Karlsruhe <sup>3</sup>2012, S. 121–125; zur Konvention und Osterproklamation Josef Becker: *Liberaler Staat und Kirche in der Ära von Reichsgründung und Kulturkampf. Geschichte und Strukturen*

- ihres Verhältnisses in Baden 1860–1876 (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte Reihe B: Forschungen Bd. 14), Mainz 1973, S. 30f. u. S. 59–64.
- 26 Engehausen: Kleine Geschichte (wie Anm. 25), S. 125f.
- 27 Siehe hierzu Ewald Keßler: Gemeinschaftsschule oder Konfessionsschule. Die Abstimmung für die Gemeinschaftsschule 1869 in Heidelberg, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt, Jg. 23, 2019, S. 63–85.
- 28 Engehausen: Kleine Geschichte (wie Anm. 25), S. 130f.
- 29 Ebd., S. 132f.
- 30 Becker: Liberaler Staat (wie Anm. 25), S. 331f.
- 31 Max Heinsheimer: Das badische Altkatholikengesetz vom 15. Juli [sic!] 1874, in: Zeitschrift für Gesetzgebung und Praxis auf dem Gebiete des deutschen öffentlichen Rechtes 1 (1875), S. 1f.
- 32 Ebd., S. 4.
- 33 <https://www.alt-katholisch.de/unsere-gemeinden/gemeinde-heidelberg-startseite/geschichtliches/gemeinde-2/> (letzter Aufruf: 31.8.2020); Bernd Panizzi, Ewald Keßler: Altkatholiken in der Heiliggeistchorkirche (1874–1936), in: Die Heiliggeistkirche zu Heidelberg 1398–1998. Ein Schau- und Lesebuch, hg. von Werner Keller, Heidelberg 1999, S. 77.
- 34 Becker: Liberaler Staat (wie Anm. 25), S. 331–335.
- 35 Gesetzes- und Verordnungsblatt für das Großherzogtum Baden 1874, Nr. XXIII, S. 277f.
- 36 GVB 1874, Nr. XXVI, S. 335f.
- 37 Markus A. Maesel: Die katholische Gemeinde in der Heidelberger Chorkirche zum heiligen Geist im 18. und 19. Jahrhundert. Ein Überblick, in: Heiliggeistkirche (wie Anm. 33), S. 62.
- 38 Zitiert nach: Friedrich von Schulte: Der Altkatholicismus, Gießen 1887, S. 45.
- 39 Vgl. Maesel: Die katholische Gemeinde (wie Anm. 37), S. 62; Eberhard Zahn: Die Heiliggeistkirche zu Heidelberg. Geschichte und Gestalt (Veröffentlichungen des Vereins für Kirchengeschichte in der evang. Landeskirche Badens XIX), Karlsruhe 1960, S. 67.
- 40 Friedrich Schwarz: Zur Geschichte der Heiliggeistkirche, Heidelberg 1906, S. 45.
- 41 Jesuitenkirche Heidelberg, Karton 338, Rechnung der Röm. Kathol. Nothkirche pro 1890 u. 1891, S. 3.
- 42 Ebd.
- 43 Ebd., S. 4.
- 44 Ebd., S. 5.
- 45 Im Jahr 1903 findet sich der vormalige Zusatz „Römisch-katholische Notkirche“ für die Hauptstraße 22 nicht mehr, vgl. Adressbuch der Stadt Heidelberg nebst den Stadtteilen Schlierbach, Neuenheim und Handschuhsheim für das Jahr 1903, Heidelberg 1903, S. 34; zudem enden die Rechnungsbücher für die „Nothkirche“ mit einem Band der Jahre 1901–1903, vgl. JKHD (wie Anm. 41), Karton 338. Geld-Rechnung über die Einnahmen & Ausgaben für 1900–1902 und 1903. Die Angabe bei Maesel: Die katholische Gemeinde (wie Anm. 37), S. 64, die Notkirche habe nur bis 1897 bestanden, ist nicht belegt.
- 46 Vgl. Maesel: Die katholische Gemeinde (wie Anm. 37), S. 62; Karl Bauer: Kirche und Spital zur hl. Mutter Anna in Heidelberg. Ein Gedenk-Blatt zum 200jährigen Jubiläum, Heidelberg 1914, S. 14.
- 47 Vgl. Adressbuch der Stadt Heidelberg nebst den Stadtteilen Neuenheim, Schlierbach und Handschuhsheim sowie dem angrenzenden Teile der Gemeinde Rohrbach für das Jahr 1912, Heidelberg 1912, S. 55.
- 48 Vgl. den Artikel von Gertrud Kindler mit dem Titel „Hauptstraße 22 – eine Kirche im Verborgenen“, RNZ vom 1.3.1952.
- 49 Zur Nachgeschichte insgesamt: Interview mit der Eigentümerin Alexandra Maier-Borst am 17.8.2020.
- 50 <https://www.verpackungsmuseum.de/museum/profil/> (letzter Aufruf: 31.8.2020).
- 51 Zu den Quellen: JKHD (wie Anm. 41), Karton 29, Erzbischöfliches Stadtpfarramt ad St. Spiritum et ad St. Ignatium (Jesuitenkirche) Heidelberg. Rubrik IX. Kirchenbaulichkeit. Betreff: Die Nothkirche in der Weststadt 1876–98; zum St.-Josefs-Krankenhaus vgl. RNZ vom 1.3.1952.

# DEUTSCHES VERPACKUNGS MUSEUM

Hauptstraße 22  
(Innenhof)  
69117 Heidelberg

Öffnungszeiten:  
Mittwoch bis Freitag 13–18 Uhr  
Samstag/Sonntag/Feiertage 11–18 Uhr

[www.verpackungsmuseum.de](http://www.verpackungsmuseum.de)  
[museum@verpackungsmuseum.de](mailto:museum@verpackungsmuseum.de)



**Hans-Martin Mumm**

## **Ein neu entdecktes Foto der alten Hauptpost Rohrbacher Straße 3**

1861 baute der Physiker Philipp Reis im hessischen Friedrichsdorf das erste Telefon. Graham Bell entwickelte diese Erfindung in den USA zu industrieller Reife. 1877 wurde im Deutschen Reich die erste Telefonleitung als Versuchsstrecke angelegt, und Siemens & Halske begann mit der Herstellung von 200 Apparaten pro Tag. 1885 kam auch Heidelberg ans Netz, zunächst mit zweistelligen Nummern.

Das letzte Drittel des 19. Jahrhunderts war alles andere als eine gemächliche Zeit. Die industrielle Revolution ging einher mit technologischen Umwälzungen im Verkehrs- und Nachrichtenbereich. Mithilfe des elektrischen Stroms entstanden völlig neue Wege der Kommunikation. Die Entwicklung vollzog sich in hohem Tempo: Zwischen der Erfindung und den ersten Telefonnetzen lag nicht einmal ein Vierteljahrhundert. Das moderne Internet war nicht ganz so schnell: 1969 erstmals installiert, stand der Begriff erst 1996 im Duden.

### **1. Das neuentdeckte Foto**

Bernd Haube war Mitarbeiter der Oberpostdirektion Leipzig und hat zeitlebens Bilder von Gebäuden der Reichspost ab 1871 gesammelt. Nach seinem Tod vor einigen Jahren kam sein Nachlass an die Interessengemeinschaft Historischer Fernmeldetechnik in Dresden und wird derzeit erfasst. Darin befindet sich eine Fotografie der alten Heidelberger Hauptpost, von der uns freundlicherweise eine Kopie überlassen wurde.

Es gibt in Heidelberg bereits eine Ansicht der Hauptpost, die vielfach reproduziert worden ist.<sup>1</sup> Diese Ansicht sieht dem Dresdner Fund sehr ähnlich – handelt es sich doch um dasselbe Gebäude. Der Unterschied ist allerdings bemerkenswert: Während das Heidelberger Foto die Fassade zur Rohrbacher Straße abbildet, zeigt das Foto aus Dresden auch die vollständige Nordfassade zur Kleinen Plöck. Dadurch kommt der Gebäudekomplex in seiner Gesamtheit erheblich besser zur Geltung. Erinnert wird dadurch aber auch daran, welchen Verlust an Gründerzeitarchitektur der Abriss 1974 bedeutet.

Im Gegenzug zur Überlassung der Druckvorlage hat die Interessengemeinschaft Historischer Fernmeldetechnik darum gebeten, Informationen zu den Anfängen des Fernmeldewesens in Heidelberg zu bekommen. Die folgende Recherche beruht, soweit nicht anders angegeben, auf einer Auswertung der Adressbücher der Stadt Heidelberg.<sup>2</sup>

### **2. Der Bau der Hauptpost 1882 bis 1885**

1840 begann in Heidelberg das Eisenbahnzeitalter. Die Gleise des Kopfbahnhofs endeten westlich der Rohrbacher Straße. Zwischen dem Bahnhof und der Altstadt lag seit 1836 der Botanische Garten der Universität, zugleich ein öffentlicher Park.<sup>3</sup> Der

Bahnhofsvorplatz war noch weit davon entfernt, verkehrlicher Mittelpunkt der Stadt zu sein. An seinen Rändern siedelten Hotels und Villen des städtischen Geldadels. Zunächst herrschte eine beschauliche Atmosphäre, zu der ein Botanischer Garten gut passte.

Mit dem Wechsel von der Großherzoglichen zur Kaiserlichen Post nach der Reichsgründung von 1871 war die Hauptfiliale der Post in die Sofienstraße 23 verlegt worden, also aus der Mitte der Altstadt in die Nähe des Bahnhofs. Auch das Telegrafenamnt war nach Westen in die heutige Friedrich-Ebert-Anlage 12 gezogen. Nun überschritten sich zwei Entwicklungen: 1881 begannen die badischen Städte mit der Planung eigener örtlicher Telefonnetze; in Heidelberg wäre ein solcher Schritt nur mit baulichen Erweiterungen möglich gewesen. Gleichzeitig begann die Universität, im Bergheimer Klinikviertel einen neuen Botanischen Garten anzulegen; die Grundstücke des alten Botanischen Gartens zwischen Sofien- und Rohrbacher Straße wurden parzelliert und erhielten in den Adressbüchern ab 1878 den Zusatz „(Bauplätze)“. Einer Bebauung stand offenbar nicht im Weg, dass der Baugrund etwas unzuverlässig war. Im 18. Jahrhundert war hier Sand gewonnen worden, und die Grube wurde in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts als Deponie genutzt und aufgefüllt.<sup>4</sup>

Das erste Gebäude im neuen Baufeld war 1879 die Villa des Medizinprofessors Nikolaus Friedreich, Sofienstraße 12, heute Sitz des Deutsch-Amerikanischen Instituts. Das zweite Gebäude war die Hauptpost. Zu ihrer Erschließung war die Plöck bis zur Rohrbacher Straße verlängert worden. Der Baufortschritt ist in den Adressbüchern ablesbar: 1881 Bauplatz, 1882 war kein Adressbuch erschienen, 1883 wird die Hauptpost genannt, ist aber noch nicht in Betrieb; erst 1885 sind beide Funktionen, Hauptpost und Telegrafenamnt, unter der neuen Adresse Rohrbacher Straße 3 vereint.<sup>5</sup>

Die „Großherzoglich Badische Telegraphenstation Heidelberg“ war 1851 eingerichtet und 1876 in „Kaiserliches Telegraphenamnt I“ umgewandelt worden.<sup>6</sup> Mit dem Einzug in die neue Hauptpost behielt das Telegrafenamnt zwar seinen Namen, bekam aber mit Karl Krüger einen neuen Direktor und eine neue Abteilung mit sechs „Telegraphen-Gehilfinnen“. Für sie hatte es bisher weder Bedarf noch Platz gegeben: Das ‚Fräulein vom Amt‘ trat seinen Dienst an, das Heidelberger Telefonnetz konnte 1885 mit zunächst 38 Teilnehmern starten.

### **3. Das Gebäude und sein Architekt**

Ein zeitgenössischer Reiseführer nennt die Hauptpost als – vom Bahnhof aus gesehen – erste Sehenswürdigkeit der Stadt: „Dem Bahnhof gegenüber liegt das Reichspostgebäude, ein grosser Prachtbau im Renaissancestil, in allen Teilen aufs zweckmäßigste und zugleich geschmackvollste eingerichtet. Vestibul sehenswert.“<sup>7</sup>

Ich selbst kann mich noch vage an die großzügige, mit Marmor ausgekleidete Schalterhalle erinnern und an die Telefonzellen, deren Licht sich einschaltete, sobald sie betreten wurden. Die Gestaltung der Fassade orientierte sich am frühen Historismus mit seiner strengen Stileinheitlichkeit: Gerade in Heidelberg war die Renaissance das herrschende Architekturideal, vorgegeben in den Schlossbauten des 16. und 17. Jahrhunderts. Der Wechsel zwischen bildhauerisch gestaltetem Naturstein und industriell gefertigtem Klinker überbrückte dezent die Distanz zur damali-

gen Gegenwart. Nur je eine Hermen- und Karyatidenfigur wurden als Spolien in die Nachfolgefassade übernommen. Die Dachlandschaft war mit Zwerchhäusern und Gauben reich gegliedert. Und erst die hier erstmals veröffentlichte Ansicht zeigt, dass die Fassade dreidimensional war. Die Schauseite des L-förmigen Gebäudes erstreckte sich nicht nur entlang der Rohrbacher Straße, sondern auch nach Norden entlang der Kleinen Plöck.



Fotografie der alten Hauptpost an der Rohrbacher Straße 3. Neben der Fassade zur Rohrbacher Straße ist die ebenso prachtvolle Nordseite an der Kleinen Plöck zu sehen. Wahrscheinlich entstand das Foto bereits 1885, bevor das nördlich angrenzende Grundstück bebaut wurde. (Quelle: Interessengemeinschaft Historischer Fernmeldetechnik Dresden)

Als die Hauptpost 1882 bis 1885 gebaut wurde, stand sie zunächst ohne Nachbargebäude da. Wer von Norden kam, sah ohne Einschränkung die beiden Fassaden in ihrer schlossähnlichen Pracht. Aber schon 1886 wurde an der Rohrbacher Straße 1 ein Wohnhaus gebaut, in dem seit 1892 das Hotel „Zur Reichspost“ untergebracht war. Die westliche Bauflucht dieses Neubaus war um einige Meter nach Osten zurückgenommen und verdeckte nur teilweise die Nordfront des Postgebäudes. Damit trat die ohnehin kürzere Nordfassade in ihrer Wahrnehmung allerdings noch stärker hinter die Fassade zur Rohrbacher Straße zurück. Es kann gut sein, dass die hier mitgeteilte Fotografie bereits 1885 aufgenommen wurde, noch bevor die Kleine Plöck beidseitig bebaut war.

Der entwerfende Architekt der Hauptpost war Johann Remler (1847–1907). Remler stammte aus Heidelberg und war hier ab 1872 als Architekt und Bauunternehmer bis zu seinem Tod aktiv. Während die Tätigkeit seiner Baufirma bislang nicht zusammenfassend untersucht ist, zählt die Denkmaltopographie laut Register rund vierzig heute noch vorhandene Wohngebäude auf, an deren Entwurf er beteiligt war.<sup>8</sup> Es handelt sich dabei durchweg um Wohn- und Geschäftshäuser in der Innenstadt sowie um Villen, auch Villenreihen in der Weststadt, in Neuenheim und Schlierbach. Sein markantestes Werk ist 1898/99 die Villa Remler in der Neuen

Schlossstraße 38, in der er am Ende des Historismus Stilelemente des mittelalterlichen Burgenbaus verwendete.<sup>9</sup> Das Kurfürst-Friedrich-Gymnasium am Neckarstaden stammt nicht von Remler, wie verschiedentlich behauptet wird. Vielleicht war seine Baufirma an der Ausführung beteiligt. Der Entwurf stammt jedoch von dem Karlsruher Architekten Josef Durm.<sup>10</sup>

Die Reichspost an der Rohrbacher Straße war Remlers größtes Projekt. Es erstaunt, dass eine Reichsbehörde sich eines örtlichen Architekten bediente. Ob das gängige Praxis auch an anderen Orten war, habe ich nicht ermittelt. Für Heidelberg steht außer Zweifel, dass es für das Raumprogramm und für die technische Innenausstattung auf der Seite des Bauherrn Fachbehörden gegeben haben muss, die mitbeteiligt waren. Die Außenfassaden, die Dachgestaltung und die Ausstattung der Publikumsräume dürfen dagegen Remler zugewiesen werden. Wer sich ein Bild vom Stil der Außenhaut des Postgebäudes machen will, hat fußläufig eine gute Vergleichsmöglichkeit. Das Wohn- und Geschäftshaus Sofienstraße 3 wurde 1881/82 von Johann Remler in Zusammenarbeit mit Friedrich Bauer entworfen, zeit- und stilgleich mit der Post: Sandstein, Klinker und markante Dachgauben. Es fehlen die Größe und die zweite Fassade; das Erdgeschoss ist stark verändert.

Nur am Rand ist darauf hinzuweisen, dass die deutsche Reichspost an markanter Stelle in die Weltliteratur eingegangen ist. In seiner Kampfschrift „Staat und Revolution“, 1917 kurz vor der Oktoberrevolution im finnischen Exil formuliert, betont Lenin die Notwendigkeit, den bürgerlichen Staatsapparat zu zerschlagen, nimmt von dieser Forderung allerdings staatskapitalistisch organisierte Einrichtungen ausdrücklich aus: „Unser nächstes Ziel ist, die gesamte Volkswirtschaft nach dem Vorbild der Post zu organisieren. [...] Das ist der Staat, das ist die ökonomische Grundlage des Staates, wie wir sie brauchen.“<sup>11</sup>

Aus dem Kontext der zeitgenössischen Polemiken geht eindeutig hervor, dass Lenin hier die deutsche Reichspost im Auge hatte. Offenbar schätzte er deren Leistungsfähigkeit und Zuverlässigkeit ebenso wie deren hoheitlich verfasste Korrektheit. Es ist müßig festzustellen, dass weder der sowjetische Staatskapitalismus noch unsere heutigen Postunternehmen diesen Idealen entsprochen haben oder entsprechen. Aber die Architektur der Heidelberger Hauptpost strahlte vor hundert Jahren genau das aus, was Lenin und viele andere schätzten: Leistungsfähigkeit, Zuverlässigkeit und hoheitlich verfasste Korrektheit.

#### **4. Erweiterungen, Verlagerungen und der Abriss 1974**

War die Einrichtung des Telefonbetriebs ab 1885 der Hauptgrund für den Neubau eines Postgebäudes gewesen, so nahm die Fernsprechtechnik zunächst nur einen kleinen Teil des Gebäudevolumens in Anspruch. Im Lauf der Jahre wuchs der Betrieb der Brief- und Paketpost an, aber die Technik der Telekommunikation hatte die größere Dynamik. Das zeigt die weitere bauliche Entwicklung.

Schon 1890 waren die Telefonnummern dreistellig, 1893 querte ein Kabel den Neckar. 1910 wurde das Dachgeschoss der Hauptpost ausgebaut.<sup>12</sup> 1922 entstand auf deren Rückseite mit den Hausnummern Sofienstraße 8–10 eine neue Post- und Telegrafverwaltung. 1934 wurde für das Ortsnetz Heidelberg die Selbstwahl eingeführt<sup>13</sup> und zugleich ein neues Fernmelde-Dienstgebäude (Sofienstraße 6–10) in Betrieb genommen. 1951 wurde der Selbstfernwähldienst nach Mannheim, 1955 für



den Rest der Republik aufgenommen.<sup>14</sup> Der Abriss der Hauptpost wurde 1974 vorbereitet durch einen erneuten Neubau an der Sofienstraße. Dieser Kasten aus Sichtbeton, dessen Erdgeschoss die Postfiliale aufnahm, wird derzeit zu einem Hotel umgebaut.

Es herrschte eine Zeit großer Rochaden. Das Fernmeldeamt zog 1973 in die Bismarckstraße 11, 1986 in einen Neubau an der Eppelheimer Straße 13–15. Das Fernmelde-Dienstgebäude blieb vorerst in der Sofienstraße 6–10 und wurde nach Süden noch um ein Technikgebäude erweitert (Sofienstraße 12–14). Die eigentliche Hauptpost wurde an die Belfortstraße in die Nähe des Hauptbahnhofs verlagert, wo sie heute auch nicht mehr ist.



Die beiden Sandsteinfiguren am 1. Obergeschoss des Nachfolgebaus – Spolien der alten Hauptpost – wirken wie Boten aus einer fremden Welt. (Foto: privat)

Die Begründung für das bauliche Ende der alten Hauptpost lieferte ein statisches Gutachten: Beim Abriss des Hotels „Zur Reichspost“ 1959 und bei der anschließenden tiefen Gründung des Kaufhauses Horten/Kaufhof auf dem nördlich angrenzenden Grundstück wurden die Fundamente der Post in ihrer Standfestigkeit erschüttert.<sup>15</sup> Angesichts des unsicheren Bauzugs ist dieser Befund nicht völlig von der Hand zu weisen. Die ganze Wahrheit enthält er nicht. Ausnahmslos alle Bauvorhaben in deutschen Innenstädten haben bis heute das Problem des Stellplatznachweises: Tiefgaragen unter Bestandsgebäuden zu bauen, würde alle Wirtschaftlichkeitsberechnungen sprengen. Also bleiben als Lösung nur Abriss und Neubau. Schon 1974 war es freilich politisch nicht opportun, das Stellplatzargument zu vertreten. So blieb die öffentliche Einrede gegen den Abriss eher gering, zumal es nicht um ein städtisches Grundstück ging.

Ob die Hauptpost, wenn sie die Chance gehabt hätte, stehen zu bleiben, ihren Charakter hätte wahren können, muss bezweifelt werden. Das Innere wäre entkernt, die Dachlandschaft verändert und das Erdgeschoss konsumgerecht umgestaltet worden. Und doch bleibt der Verlust eines öffentlichen Gebäudes dieser Größe und dieser Qualität zu beklagen. Der Nachfolgebau strahlt vielleicht Leistungsfähigkeit, kaum Zuverlässigkeit und gar keine hoheitlich verfasste Korrektheit aus.

## Anmerkungen

- 1 Z.B. bei David Depenau, Ernst Drücke: Heidelberg einst und jetzt. Vergleichende Stadtansichten (Schriftenreihe des Stadtarchivs Heidelberg, Sonderveröffentlichung 17), Ubstadt-Weiher u.a. 2008, S. 38; zuletzt auch bei Gabriele Dörflinger: Heidelberger Mathematiker-Rundgang, 2018, S. 224 (<https://archiv.ub.uni-heidelberg.de/volltextserver/25793/1/ma>)

- thrund.pdf, 15.8.2020).
- 2 <https://www.ub.uni-heidelberg.de/helios/digi/hdaddressbuch.html> (August 2020).
  - 3 Peter Leins, Claudia Erbar: Standortverlegungen des Botanischen Gartens, in: Peter Meusburger, Thomas Schuch (Hgg.): Wissenschaftsatlas der Universität Heidelberg, Knittlingen 2011, S. 236–239, hier S. 237f.
  - 4 Ebd., S. 237.
  - 5 Depenau/Drücke (wie Anm. 1) geben als Baujahr irrig 1876 an, S. 38.
  - 6 Chronik des Fernmeldeamtes Heidelberg 1851–1990, in: Fernmeldeamt Heidelberg, hg. vom Fernmeldeamt Heidelberg, ca. 1995, unpaginiert.
  - 7 Leo Woerl (Hg.): Führer durch die Universitätsstadt Heidelberg und Umgebung, 19. Aufl., Leipzig [1900], S. 12.
  - 8 Siehe Melanie Mertens (Hg.): Stadtkreis Heidelberg (Kulturdenkmale in Baden-Württemberg 2, Regierungsbezirk Karlsruhe 5, Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland), Ostfildern 2013, Bd. 1 u. 2 passim.
  - 9 Martin Blumröder: Die Villa Remler in der Neuen Schloßstraße 38, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 18, 2014, S. 21–23.
  - 10 Stadtkreis Heidelberg (wie Anm. 8), Bd. 1, S. 377f.
  - 11 Wladimir Iljitsch Lenin: Werke, Bd. 25, S. 393–507, Berlin 1972, zit. n. [http://www.mlwerke.de/le/le25/le25\\_426.htm](http://www.mlwerke.de/le/le25/le25_426.htm) (24.8.2020). Das Zitat stammt aus Teil 3, III. Kapitel.
  - 12 Depenau, Drücke (wie Anm. 1), S. 38.
  - 13 Chronik (wie Anm. 6).
  - 14 Ebd.
  - 15 Depenau, Drücke (wie Anm. 1), S. 38.

**Christmut Präger**

## **„Unter duftenden Gärten“. Die Heidelberger Hölderlin-Anlage**

Die dem Andenken des Dichters Friedrich Hölderlin (1770–1843) gewidmete Anlage am östlichen Philosophenweg erhielt ihr heutiges Aussehen durch eine Um- und Neugestaltung im Jahr 1986. Ein direkter Zusammenhang dieser Maßnahme mit dem Jubiläumsjahr der Ruprecht-Karls-Universität ist nicht überliefert.<sup>1</sup>



Ansicht der alten Anlage in der Bildmitte, Blick von Westen (Foto: Stadtarchiv Heidelberg, BILDA 13441)

### **Hölderlin 1943**

Das Entstehungsdatum dieser ersten Heidelberger Hölderlin-Anlage könnte man im Jahr 1943 vermuten, in dem sich der Tod des Lyrikers zum hundertsten Mal jährte und als an vielen Orten Gedächtnisfeiern abgehalten wurden. So wurde am 6. Juni 1943 gemeinsam von der Stadtgemeinde und der Universität eine Gedenkfeier im Großen Saal der Stadthalle veranstaltet. Nach den Worten des Festredners Prof. Dr. Paul Böckmann erfüllte die „Heidelberg“-Ode des Dichters Hölderlin

„das, was der Dichter wollte – sie läßt Heidelberg und damit ein Stück deutscher Heimat vor unseren Augen entstehen, sie schildert uns den unendlichen Wert dieser Heimat, und sie verpflichtet uns damit, auch den Wert des Vaterländischen zu erkennen und um seine neue und letzte Erfüllung zu ringen.“<sup>2</sup>

Wenn der Heidelberger Professor dem Dichter nur indirekt die Befürwortung des aktuellen Krieges unterstellte, so wurde in anderen Hölderlin-Feiern ganz offen

Werbung für den Krieg gemacht. Der Leiter des Hauptkulturamtes der NSDAP in Stuttgart, Karl Cerff (1907 in Heidelberg geboren), sagte in seiner Jubiläumsrede:

„In der Tatsache, daß Friedrich Hölderlin der gute Kamerad unserer Soldaten geworden ist [...] erblickte er die Unvergänglichkeit des deutschen Genius, der den Frontkämpfern des ersten und dieses Weltkrieges zu einer Quelle der Kraft und der Opferbereitschaft geworden ist. [...] Das Kämpferische in des Dichters Werk war es, was also auf die kämpferische Jugend gewirkt hatte und heute noch wirkt und jene übergeordneten Werte des Vaterländischen, die der Dichter auf seinem Umwege über Griechenland nach ‚Germanien‘ wieder entdeckt hat. [...] Wir Nationalsozialisten bekennen uns dankbar zu des Dichters Erkenntnis von der Einheit des Lebens, und zu seinem Ringen um die reinere Einheit eines Lebens für Volk und Vaterland, in dem auch das Göttliche beschlossen ist.“<sup>13</sup>

### Erste Anlage 1934–1935

Als die große Feier im Jahr 1943 begangen wurde, existierte schon eine Anlage, die bereits in den Jahren 1934–1935 geschaffen worden war. Sie war von deutlich geringerer Größe und von minderer Ausstattung.

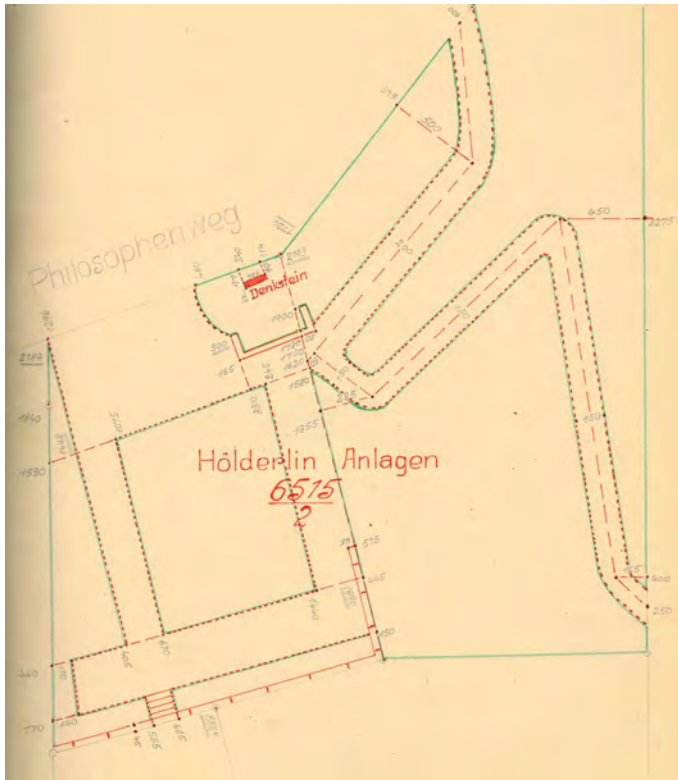
Dieses Datum kann man den Heidelberger Adressbüchern entnehmen, welche in jedem Jahrgang eine Rubrik „Gedenktafeln und -steine der Stadt, auf dem Schlosse Heidelberg und in der Umgebung“ aufführen. Zum ersten Mal ist der genaue Text des Gedenksteins (s.u.) im Jahrgang 1935 wiedergegeben, woraus zu schließen ist, dass der Gedenkstein im Vorjahr aufgestellt und vielleicht schon ab 1933 geplant worden war. Im Band der Stadtratsprotokolle für 1933 ist unter „Offenlage vom 28. Juni 1933“ zu lesen: „Benennung der Gartenanlagen unterhalb der Bismarcksäule und bei der ‚Judenhütte‘: Erstere erhält die Benennung ‚Eichendorff-Anlage‘, letztere ‚Hölderlin-Anlage‘.“<sup>14</sup>

Auch die Lage der Gedenkstätte ist bereits im Adressbuch von 1934 genau angegeben: „An der Ecke des Philosophenwegs und des zur Hirschgasse herabführenden Hirschwegs.“<sup>15</sup>

Die Entwerfer der ursprünglichen Anlage hatten wohl zum Ziel gehabt, das Erinnern an den großen Dichter dem alltäglichen Treiben der Spaziergänger zu entziehen und ihm durch die umrahmende Natur einen stillen Ort von idyllischem Charakter zu gewähren, ganz in der Nähe der gepriesenen Stadt – aber ohne visuelle Verbindung.



Stein in der heutigen Anlage (Foto: Lucia Brandt)



Plan von 1935 (Quelle: Auszug aus dem Liegenschaftskataster der Stadt Heidelberg, Vermessungsamt, Plan 1935\_S97)

### Der Umbau der Anlage 1986

Der aus der alten Anlage übernommene Stein ist ca. 2 m hoch, 1,26 m breit und hat eine Tiefe von 0,25 m; er reicht ca. 0,8 m in die Erde hinein, wo er auf einem (frostsicheren) Betonfundament ruht, sein oberer Abschluss endet in einem flachen Dreieck. Eine umlaufende rechtwinklige Nut fasst die gesamte vordere Kante des Steins ein, dessen Rückseite weitgehend unbebaut ist.

Die von der ersten Veröffentlichung der Ode „Heidelberg“ (Agläa, Jahrbuch für Frauenzimmer, 1. Jg. 1801) in Einzelheiten leicht abweichende Inschrift befindet sich im oberen Bereich des Gedenksteins (Höhe des Schriftfeldes ca. 1 m) und lautet:

Hölderlin-Anlage

Heidelberg

Lange lieb' ich dich schon, möchte dich,

Mir zur Lust, Mutter nennen, und

Dir schenken ein kunstlos Lied, du der

Vaterlandsstädte ländlich schönste,

So viel ich sah.

Friedrich Hölderlin (1770–1843)

Anfangsvers eines der schönsten Gedichte zum Preise Heidebergs.

## Die Einweihung

Im „Heidelberger Amtsanzeiger“ wurde über die Einweihung berichtet. Dabei kam auch die Vorgeschichte zur Sprache:



Einweihungsfeier am 14. Mai 1986 (Foto: Elfriede Winterer, Stadtarchiv Heidelberg, BILDA 11650)

„Nicht sehr groß war die Zahl der geladenen Gäste, die am Mittwoch, 14. Mai, trotz drohender Regenwolken, den Aufstieg zum Philosophenweg gewagt hatten, um die offizielle Einweihung der neugestalteten Hölderlinanlage mitzuerleben. Erster Bürgermeister Dr. Karl Korz begrüßte die Teilnehmer der kleinen Erinnerungsfeier und erinnerte an deren Vorgeschichte: Im Zuge der städtischen Bemühungen, den Philosophenweg insgesamt als Naherholungsbereich attraktiver zu gestalten, kam die Überlegung auf, auch für die Hölderlinanlage ein neues Aussehen zu schaffen.

Begünstigt wurde dieses Vorhaben durch das Angebot der Firma Böhringer, einen Teil des unterhalb liegenden Grundstückes kostenlos zu überlassen, um so die Hölderlinanlage zu vergrößern. Außerdem war es möglich, an der Westseite des kleinen Parks die Teilfläche eines anderen Grundstückes zu erwerben und in die Neugestaltung einzubeziehen.

Die Gestaltung der Anlage, über die es zunächst recht unterschiedliche Auffassungen gab, wurde mit dem Verein ‚Alt Heidelberg‘ und dem Stadtteilverein Neuenheim und mit engagierten Vertretern der Hölderlingesellschaft erörtert. Schließlich habe sich eine Entwurfsidee des Architekten Bert Burger durchgesetzt, sagte Dr. Korz, die dann der weiteren Planungen zugrunde lag.<sup>6</sup>

Initiator dieser Aktivitäten im Vorlauf war wohl der Musikwissenschaftler Dr. Erich Burger, dem es ein großes Anliegen war, in Heidelberg Orte zu schaffen, die der Erinnerung an große deutsche Dichter und Denker dienen sollten, wie es in einer Grußadresse zum 85. Geburtstag dieses ‚Unruheständlers‘ in der „Rhein-Neckar-Zeitung“ später zu lesen war.<sup>7</sup>



## Die Teilnehmer

Die meisten Teilnehmer der kleinen Einweihungsfeier lassen sich durch ein Foto im „Heidelberger Amtsanzeiger“ vom 22. Mai 1986 identifizieren: Im hellen Mantel steht links im Bild Bürgermeister Dr. Karl Korz, rechts von ihm der Initiator Dr. Erich Burger, hinter diesem Dr. Berndmark Heukemes vom Kurpfälzischen Museum, dann folgt (mit Baskenmütze) Prof. Dr. Hans-Georg Gadamer als Vertreter der Hölderlin-Gesellschaft; hinter ihm steht (mit Schirmmütze) Wilm Weber, Vorstand des Vereins „Alt-Heidelberg“, daran anschließend der Architekt Bert Burger (Sohn des Initiators) und rechts außen Roland Fischer.<sup>8</sup>

Erste Überlegungen des Architekten Bert Burger begannen 1984, den Auftrag für die Planung der neuen Anlage erhielt er im Jahr 1985. Die grundlegenden Veränderungen der Gesamtsituation waren folgende: Die Fläche der Anlage wurde ungefähr verdoppelt, der Gedenkstein wurde einige Meter nach Südosten versetzt, um etwa 90 Grad gedreht und damit nach Westen hin ausgerichtet. Hatte sich der Stein in der alten Anlage auf einem dreifach gestuften, flachen Sockel erhoben, so ragte er nun ansatzlos direkt aus der Erde in die Höhe.

Aus dem abgesonderten, fast in sich geschlossenem Naturidyll war ein großer, offener Park mit weit reichenden Blickachsen entstanden, indem Büsche und Bäume beseitigt wurden, um den ungehinderten Blick auf das Schloss und die Stadt zu ermöglichen.

Aus der nur den Gedanken vorbehaltenen Verbindung zur besonderen Örtlichkeit von Schloss und Stadt war nun der direkte Blick darauf freigegeben. Der Besucher wurde so aus dem Bereich des phantasievollen Gedankenspiels genommen und er konnte mit seinem freien Blick auf die reale Wirklichkeit zum teilnehmenden Betrachter einer allerdings großartigen bühnenhaften Inszenierung werden. Damit wurde das vielleicht „altertümliche“ Schauen nach innen durch den modernen direkten Blick nach außen ersetzt.

Diese Modernisierung schilderte ein Zeitgenosse mit nüchternen Worten:



Einweihung, Blick in Richtung Schloss und Stadt (Foto: Helmut und Barbara Pfeifer, Stadtarchiv Heidelberg BILDA 13440)

„Als letzter Akt der Instandsetzung am Philosophenweg folgt danach die Oberflächensanierung. Dazu wird die vorhandene Asphaltdecke mit einer Bitumenemulsion besprüht, auf die Kies gestreut und eingedrückt wird. Die Reparatur der Fahrbahndecke wird nicht mehr als zwei oder drei Tage in Anspruch nehmen, vorausgesetzt, das Wetter ist trocken und die Temperaturen liegen bei mindestens 15 Grad Celsius. [...]

Dort haben in den zurückliegenden Wochen die Mitarbeiter des Landschaftsamtes – allen voran die Auszubildenden im Bereich Landschaftsbau – neue Wege angelegt und mit Sandsteinpflaster eingefasst, Stufen eingebaut, Bänke und Zäune errichtet, rund 100 Rhododendron-Sträucher, 40 Gehölze, 100 Blumenstauden und weitere 1000 Staudengewächse [Bodendecker, der Verf.] gepflanzt. Auch der Hölderlinstein hat einen neuen Standort gefunden. Nachdem die Hölderlin-Anlage nun ein neues Aussehen erhalten hat und zugleich völlig neue Aussichten auf die Altstadt ermöglicht“.<sup>9</sup>

## Blick auf Schloss und Stadt

Beim Vergleich der alten Anlage mit dem neuen Park wurde in der „Rhein-Neckar-Zeitung“ vom 16. Mai 1986 eindeutig für die neue Variante votiert: „Die kleine und sehr nüchterne Anlage, die weder Blick auf die Stadt noch auf das Schloß freigab, verleitete kaum einen Spaziergänger zum Verweilen.“ In der Überschrift dieses Artikels hieß es: „Malerische Gedenkstätte für großen Dichter. Hölderlin-Anlage am Philosophenweg vergrößert und verschönert – Neugestaltung gibt Blick auf Stadt und Schloß frei“. Die Mehrheit der damaligen Zeitgenossen dürfte diese Einschätzung wohl geteilt haben.



Gedenkstein Dagersbach, 1993 (Foto: Liva Ayaksiz)

## Ein Gedenkstein als Zutat 1993

Die „Schutzgemeinschaft Heiligenberg“ ließ in der nordwestlichen Ecke der Hölderlin-Anlage im Jahr 1993 einen Gedenkstein für die hier einst befindliche, untergegangene Siedlung Dagersbach anbringen, das Relief darauf zeigt die „Engelskirche“ der verschwundenen Ortschaft.<sup>10</sup>

Der von Steinbildhauermeister Helmut Heckmann geschaffene rote Sandstein, ca. 70 × 75 cm groß, trägt unter der Darstellung des Kirchengebäudes den Text: „Hier stand einst / die Engelskirche / der aufgegebenen / Siedlung Dagersbach / Schutzgemeinschaft Heiligenberg 1993“.

Es ist anzunehmen, dass die Kirche nach dem Dreißigjährigen Krieg nicht mehr in Stand gehalten wurde und zerfiel. Später, im Jahr 1810, soll das verfallene Kirchengebäude dem Kriminellen Georg Philipp Lang, bekannt als Räuber „Hölzer-



lips“, noch als Unterschlupf gedient haben; 1812 wurde Lang mit drei Kumpanen in Heidelberg hingerichtet.<sup>11</sup>

## Hölderlin und Heidelberg



Hölderlin-Eiche, 2. Februar 1939 (Foto: Stadtarchiv Heidelberg, BILDA 13442)

lichen Teil des Philosophenwegs, die wohl im Jahr 1939 erfolgte, wie es die Beschriftung eines Fotos im Stadtarchiv belegt; wenn dieser Baum heute noch existiert, dürfte er ungefähr im Bereich des „Lieselotten-Gedenksteins“ stehen.

1964 wurde der seit 1905 bestehende Röderweg unterhalb des Philosophenwegs in „Hölderlinweg“ umbenannt. Gleichzeitig erhielt die in der Weststadt schon seit 1910 vorhandene „Hölderlinstraße“ den Namen „Gleisdreieck“.<sup>12</sup>

Anfang 1935 erscheint der Dichter auf dem Titelblatt des „Heidelberger Fremdenblatts“, nach einer Zeichnung von Mitte 1934 des Heidelberger Künstlers Wilhelm Rahtz.<sup>13</sup>

Neben anderen Dichter-Kollegen wurde auch Friedrich Hölderlin 1940 ein Werbe-Auftritt zugemutet, in dem eine Passage seiner „Heidelberg“-Ode neben seinem Konterfei auf die Weltbekanntheit Heidelbergs hinweisen sollten.<sup>14</sup>

In Heidelberg war während des 20. Jahrhunderts des Dichters Friedrich Hölderlin auch noch durch andere Initiativen gedacht worden: Die „Mädchenrealschule“ in der Plöck wurde 1937 in „Hölderlinschule“ umbenannt (ab 1953 „Hölderlin-Gymnasium“).

Die Indienstnahme des großen Dichters durch die nationalsozialistischen Kulturverwalter kommt besonders deutlich zum Ausdruck in der Pflanzung der „Hölderlin-Eiche“ im west-



Werbung mit Hölderlin (aus: Heidelberger Fremdenblatt, 1940)

## Schlussbemerkung

Die Heidelberger „Hölderlin-Anlage“ versammelt in ihrer Geschichte unterschiedliche Ereignisse und Ideen, eine Vielfalt von Gedanken und Begebenheiten – und doch ist sie kein „magischer Ort“, sondern nur eine städtische gärtnerische Anlage mit zwei Gedenksteinen.

Die Bearbeitung der mit dieser Gedenk-Anlage verbundenen Fakten und Vorstellungen aber kann unsere Phantasie in die Lage versetzen, die Gedanken in Bewegung zu bringen und Neues, Widersprüchliches zu erkennen. Es wird uns möglich, einen Blick auf entgegengesetzte Eigenarten menschlichen Tuns zu werfen: Wir sehen auf der einen Seite den Bereich von Not und niederen Beweggründen in der Figur des „Hölzerlips“ und auf der anderen Seite die hehren Gefilde dichterischer Geisteshöhe in der Gestalt Hölderlins.

Verwundert darüber, was sich alles hinter und „unter duftenden Gärten“<sup>15</sup> verbergen kann, reibt man sich die Augen.

## Anmerkungen

- 1 So die Aussage des Architekten Bert Burger (Anfang Mai 2020), dem ich für seine freundliche Hilfe danke; Hans-Martin Mumm gab die Anregung zu diesem Beitrag. Herrn Günther Berger danke ich für seine Unterstützung über all die Jahre.
- 2 Vgl. Volksgemeinschaft vom 7.6.1943, S. 3.
- 3 Volksgemeinschaft vom 7.6.1943, S. 2.
- 4 Stadtratsprotokolle 1933, S. 112, Nr. 445; für diesen Hinweis danke ich Frau Diana Weber, Stadtarchiv Heidelberg und für die Abbildung des Plans 1935\_S97 Frau U. Holzwarth, Vermessungsamt Heidelberg.
- 5 Stadt-Adreßbuch der Kreishauptstadt Heidelberg für das Jahr 1935, S. XXI. Für den Hinweis auf die Adreßbücher danke ich Herrn Hans-Martin Mumm.
- 6 Heidelberger Amtsanzeiger vom 22.5.1986, S. 5.
- 7 Rhein-Neckar-Zeitung vom 26.2.1988.
- 8 Ich danke Herrn Bert Burger für die freundliche Hilfe bei der Identifizierung der Teilnehmer.
- 9 Jürgen Brose: Philosophenweg ist bald „wie neu“, in: Heidelberger Amtsanzeiger vom 17.4.1986, S. 3.
- 10 Dieter Frauenfeld, Ludwig Merz: Zwei vergessene Dörfer am Fuße des Heiligenbergs, in: Jahrbuch Handschuhsheim 1994, S. 13–16.
- 11 Ausführlich in: Werner Becker: Mein Vetter, der Räuber. Das Leben des Friedrich Philipp Schütz genannt Mannefriedrich 1780–1812, Heidelberg 2018.
- 12 Hansjoachim Räther: Die Heidelberger Straßennamen, Heidelberg 2015, S. 116 und 155.
- 13 Heidelberger Fremdenblatt, 1. Juliheft 1935, Nr. 10, Titel.
- 14 Heidelberger Fremdenblatt, 2. Juniheft 1940, Nr. 6, nach S. 68.
- 15 Aus dem Schluss der Ode „Heidelberg“ von Friedrich Hölderlin.

**Marion Gottlob**

## **„Die Kunst rettete ihn vor dem Wahnsinn“**

**Gustav Wolf – Maler und Visionär. Mitglied der Heidelberger  
„Gemeinschaft der Pforte“.**

Eigentlich erinnert sich kaum mehr jemand an den Maler Gustav Wolf (1887–1947). Eine Ausnahme ist Barbara Gilsdorf, Kunsthistorikerin und aktuell Kulturreferentin der Stadt Schwetzingen. Sie hat rund 6000 (!) Bilder aus dem Nachlass des Künstlers gesichtet und katalogisiert.<sup>1</sup>

In der Rückbesinnung auf die 1920er Jahre gewinnt das Werk von Gustav Wolf an Bedeutung. In Heidelberg gehörte er mit dem Lyriker Alfred Mombert (1872–1942) zu den Mitbegründern der „Gemeinschaft der Pforte“ und bis 1925 zu ihren künstlerischen Hauptexponenten.<sup>2</sup> Sein Werdegang soll hier kurz skizziert werden.

Gustav Wolf kam am 30. Juni 1887 in Östringen/Baden als Sohn des jüdischen Ehepaars Sigmund und Henriette Wolf, geb. Bernheimer zur Welt. Der Vater war Papierhändler. Gustav das jüngste von fünf Kindern. Schon früh wurde der Junge vom katholischen Ortspfarrer in Latein unterrichtet, später ermöglichten die Eltern ihrem begabten Sohn den Besuch des Schlossgymnasiums (heute Schönborn-Gymnasium) in Bruchsal. Nach dem „Einjährigen“ kam der 17-jährige Gustav Wolf nach Karlsruhe. Dem Vater zuliebe begann er ein Studium der Architektur, doch in Wirklichkeit galt seine Leidenschaft der Malerei.<sup>3</sup>

Er wurde Schüler von Hans Thoma, dem damals bekanntesten badischen Maler. Die beiden konnten in künstlerischer Hinsicht unterschiedlicher nicht sein: Hans Thoma war der wirklichkeitsnahen Heimatkunst verpflichtet und Gustav Wolf dem vom Jugendstil geprägten Symbolismus.

Nichtsdestoweniger förderte Thoma das Nachwuchstalente: „Was der Schüler malt, braucht er nicht zu wissen, Individualität verbindet und ordnet von selbst die Farbflächen, welche durch die Handhabung entstehen, und man ist erstaunt, in wie unglaublich kurzer Zeit schon man sich von der Wirklichkeit des Geschaffenen über- rascht findet.“<sup>4</sup>

Das Schaffen des jugendlichen Wolfs war geprägt von Einsamkeit und Isolation. Der junge Künstler wurde von Visionen heimgesucht, die er dann zu Papier brachte. Die von Barbara Gilsdorf im Rahmen ihrer Dissertation befragten Fachleute vom Psychiatrischen Landeskrankenhaus in Wiesloch erkennen auf Wolfs Bildern typische Elemente von Menschen mit Visionen: Wiederkehrende Momente des Lichts, stereotype Gesichter und eigenartige Tier-Gestalten. „Es kann durchaus sein, dass Gustav Wolf mit Hilfe des Malens für seine seelischen Probleme einen Weg der Heilung gefunden hat.“<sup>5</sup>

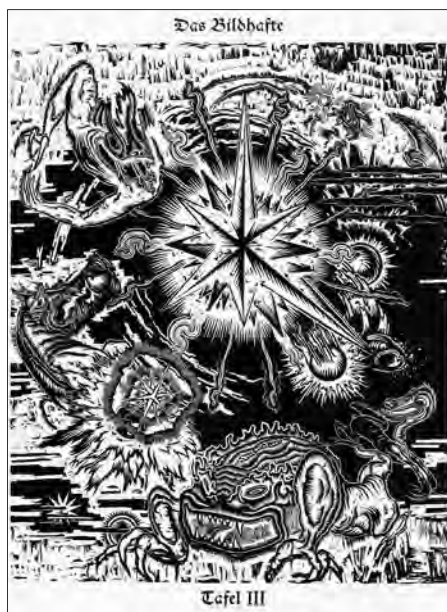
1914 meldete sich Wolf mit seinem Bruder schon in den allerersten Wochen des Weltkriegs freiwillig zum Militärdienst. Ein Jahr später war sein Bruder gefallen und er selbst schwer verwundet. Die Erfahrungen an der Front und der Verlust des Bruders veränderten die Weltsicht Gustav Wolfs fundamental. Zuvor hatte er sich stark mit der Stellung des eigenen Selbst in der Welt beschäftigt. „Ein bisschen wie ein Jugendlicher in der Pubertät. Nun öffnete er sich der Gemeinschaft.“<sup>6</sup> Wobei auch

darunter nicht die wirkliche Gesellschaft, sondern eher abgeschlossene künstlerische Zirkel zu verstehen waren.

Im Jahr 1918 wurde er in Karlsruhe Mitglied des kurzlebigen Kunst- und Kulturrats Baden, kurz darauf in Heidelberg Mitgründer der „Gemeinschaft der Pforte“. Zu dieser gehörten neben Alfred Mombert der Kulturhistoriker und Historiker Richard Benz (1884–1966), der Dichter und Musiker Emil Alfred Hermann (1871–1957), sowie der Maler und Kunsthistoriker Kurt Karl Eberlein (1890–1944/45), der Soziologe Ernst Michel und Heinrich Sachs, der in den zwanziger Jahren Lehrer an der reformpädagogischen Odenwaldschule in Ober-Hambach bei Heppenheim war und diese von 1934 bis 1945 leitete.<sup>7</sup>

Absicht der Pforte war, bildenden Künstlern und Schriftstellern die Gelegenheit zu eröffnen, ihre Werke, vor allem Bücher, Plakate und andere Druckwerke, in gemeinsamem Zusammenwirken zu entwerfen, zu gestalten und zu veröffentlichen. 1921 konnte Richard Benz an Wolf schreiben: „Räume sind gefunden: Werkstatt, Lagerraum, Büro, Ausstellungsraum etc.“ Daraufhin wurde in der Presse die Eröffnung der „Werkstatt der Pforte in Heidelberg“ angekündigt; sie befand sich im Palais Weimar, in dem der Mäzen und Geologe Victor Goldschmidt für die Portheim-Stiftung Richard Benz Räume zur Miete angeboten hatte.<sup>8</sup>

Die kulturelle Orientierung der Pforte bestand aus einem Mix aus Mittelalter, Romantik, Idealismus und fernöstlichen Philosophien. Es ging ihren Protagonisten um eine Erneuerung der deutschen Kultur - und dies in strenger, konservativer Abgrenzung zur gesamten künstlerischen Moderne. „Die Pforte-Mitglieder wollten – so Gilsdorf – die „Idee vom neuen Menschen“, von einem „neuen Geist“ oder gar einer „neuen Welt“ verwirklichen.“<sup>9</sup>



Gustav Wolff. Die Blätter vom Lebendigen Sein, 1918. Das Bildhafte. Holzschnitt (Aus: Brähler, Braunecker, S. 83, wie Anm. 4)



Gustav Wolff. Die Blätter vom Lebendigen Sein, 1918. Das Welthafte. Holzschnitt (Aus: Brähler, Braunecker, S. 82)



Oben links Gustav Wolff 1906; oben Mitte Gustav Wolf, Kriegsfreiwilliger des Reserve-Infanterieregiments 201; oben rechts Gustav Wolf 1918, Mitglied des Kunst- und Kultur-rats Baden; unten links Gustav Wolff, verm. 20er Jahre; unten rechts Gustav Wolff, 1946/1947; Mitte Leona Steiner, verh. Wolff (alle aus: Brähler, Braunecker, S. 48, 49, 52)



Das erscheint widersprüchlich, wenn wir „neu“ und „modern“ gleichsetzen. Davon kann aber nicht die Rede sein. „Das Neue dieser sich als prophetisch gerierenden Kunst entspricht zudem dem Zeitgeist dieser Epoche, dem neoromantischen Symbolismus mit Hang zu genialisch-seherischen Selbststilisierungen“.<sup>10</sup>

Benz erinnert sich später: „Im Palais Weimar unmittelbar am Neckar hatten wir eine Unterkunft für eine Handpresse und Räume für unsere Ausstellungen gefunden und eine kleine Wohnung für den Maler Gustav Wolf, wenn er aus Karlsruhe herüberkam. Wolf war die Seele des Unternehmens, das Vorbild aller Mitschaffenden, Initiator und bildkräftigster Vollbringer aller Planungen, der unermüdliche Meister aller Techniken, und Handwerke, der uns setzen und drucken lehrte und Buchgestaltung entwarf.“<sup>11</sup> So gestaltete Wolf beispielsweise Plakate für die Ankündigung der nächtlichen Vorstellungen von Shakespeare- und Kleiststücken im Schlosshof.<sup>12</sup>

Damals war die Rede von Freundschaft und gegenseitiger Achtung. Das änderte sich. Als die nationalsozialistische Bewegung in Deutschland an die Macht kam, zerbrach die Gemeinschaft. Kurt Karl Eberlein wandte sich dem Nationalsozialismus zu und mutierte zu dessen entschiedenem Kunstideologen. Den gleichen Weg gingen Ernst Michel und Heinrich Sachs.<sup>13</sup>



Gustav Wolf: Dinge/Topf, Abb. 28, 1926–1930, Holzschnitt (Aus: Brähler, Braunecker, S. 91)

1933 wurde Alfred Mombert aus der „Sektion für Dichtkunst an der Preußischen Akademie der Künste“ ausgeschlossen. Im Oktober 1940 – er war bereits schwer erkrankt – folgte die Deportation in das Internierungslager Gurs in den Pyrenäen mit 300 weiteren Heidelbergern. Gustav Wolf, der sich zuvor nie als Jude empfunden hatte, gelang 1938 die Flucht in die USA. Dort litt er bittere Not. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde ihm in Karlsruhe eine Dozentenstelle angeboten, doch kam dies zu spät. Wolf war für die Reise zu krank und verstarb am 18. Dezember 1947 in Northfield/Mass.

Einen Hinweis auf die Zeit der Flucht gibt die Heidelberger Schriftstellerin und Hilde Domin Biographin Marion Tauschwitz. Hilde Domin und Erwin Walter Palm waren bereits 1933 Gustav Wolf in Positano an der Amalfiküste begegnet. Zwischen ihnen und Wolf habe sich eine intensive Freundschaft entwickelt, „die so vertraut war, dass die jungen Leute Wolf liebevoll „Nonno“, Großva-

ter, nannten und ihm im Winter 1934 das dritte Zimmer ihrer in Rom angemieteten Wohnung in der Via Monte Tarpeo untervermieteten.“<sup>14</sup>

Zu einem neuerlichen Treffen ist es dann 1935 in Florenz gekommen. Marion Tauschwitz weist darauf hin, dass der Kontakt des Ehepaars Domin-Palm mit Gustav Wolff seinen Anfang genommen haben könnte in Heidelberg in der Karlstraße 16, wo Richard Benz und die Studentin Hilde Löwenstein gewohnt hatten, nur wenig entfernt von Alfred Momberts Wohnung in der Klingenteichstraße.

Als „Wiedergutmachung“ gestaltete 1950 der Heidelberger Kunstverein eine Gustav-Wolf-Ausstellung. Leona Wolf, die aus Ungarn stammende Witwe des Künstlers, verkaufte den Nachlass um 1990 an die Stadt Östringen, wo unter der Leitung von Barbara Gilsdorf 1994 eine Gustav-Wolf-Kunstgalerie eingerichtet wurde.<sup>15</sup>

Dort ist eine Auswahl der Bilder des Künstlers bis heute zugänglich. Demnächst werden in Karlsruhe Wolf-Bilder in einer Ausstellung über „Jüdische Künstler\*innen in Karlsruhe“ präsentiert, außerdem ist die Herausgabe des Kriegstagebuchs mit Beiträgen von Barbara Gilsdorf und des Heidelberger Historikers Cord Arendes geplant. „Es wäre toll, wenn es in Heidelberg eine Ausstellung zur ‚Gemeinschaft der Pforte‘, auch mit Arbeiten von Gustav Wolf, geben würde,“ betont Barbara Gilsdorf im Gespräch mit der Verfasserin 2020.

## Anmerkungen

- 1 Der Beitrag ist die überarbeitete Fassung eines Artikels der Verfasserin in der Rhein-Neckar-Zeitung vom 4.2.2020, S. 6. Die Verfasserin dankt Barbara Gilsdorf, Schwetzingen, herzlich für das Gespräch am 15.1.2020 und ihre fachliche Unterstützung.

- 2 Susanne Himmelheber, Karl-Ludwig Hofmann (Hgg.): Alfred Mombert (1872–1942), Heidelberg 1993.
- 3 Stefan Bachstädter: Gustav Wolf (1887–1947), in: Michael Heitz, Bernd Röcker (Hgg.): Jüdische Persönlichkeiten im Kraichgau, Heidelberg, Ubstadt-Weiher u.a. 2013, S. 309–313.
- 4 Barbara Brähler, Wolfgang Braunecker: Gustav Wolf – Schöpfer visionärer Kunst. Ausstellungskatalog der Gustav-Wolf-Kunstgalerie Östringen am Leiber, Östringen 1995, S. 31.
- 5 Gespräch mit Barbara Gilsdorf, Schwetzingen, am 15.1.2020.
- 6 Ebd.
- 7 Himmelheber (wie Anm. 2), S. 65f. u. 73f. (Richard Benz zum Kulturrat) und S. 82f.; (Geburtstagsgeschenk der Gemeinschaft „Die Pforte“ zum 50. Geburtstag Alfred Momberts); Julia Scialpi: Der Kunsthistoriker Richard Benz (1884–1966). Eine Biographie, Heidelberg 2010, S. 99–113; Bruno Lowitsch: Ernst Michel, in: Neue Deutsche Biographie 17 (1994), S. 444f. Online-Version URL: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd118733699.html#ndbcontent>.
- 8 Himmelheber (wie Anm. 2), S. 84f.; Brief Richard Benz an Gustav Wolf 17.10.1921 in: Badische Landesbibliothek Karlsruhe; Brief Richard Benz an Gustav Wolf 28.8.1922, ebd.
- 9 Gilsdorf (wie Am. 5).
- 10 Mitteilung Barbara Gilsdorf an Verfasserin (E-Mail) 6.5.2020.
- 11 Himmelheber (wie Anm. 2), S. 87. Zitiert wird aus Aufzeichnungen von Richard Benz von 1948 u.d.T. „Erinnerungen an die Entstehung von Alfred Momberts ‚Thron der Zeit‘“, einer Publikation der Pforte zu Momberts Gedicht mit „freien Bildkompositionen“ von Gustav Wolf.
- 12 Eine Übersicht zu den Publikationen der Pforte enthält Scialpi (wie Anm. 7), S. 104–113.
- 13 Beispielhaft dafür Kurt Karl Eberlein: Was ist deutsch in der deutschen Kunst?, Leipzig 1934, S. 7.
- 14 Marion Tauschwitz, Heidelberg, an Verfasserin 4.2.2020 (Mail).
- 15 [www.oestringen.de/de/freizeit-kultur/museum-galerie/gustav-wolf-kunstgalerie](http://www.oestringen.de/de/freizeit-kultur/museum-galerie/gustav-wolf-kunstgalerie).





Kurpfälzisches  
Museum  
**Heidelberg**

Karl Schilde-Rottluft, Mädchen mit Margerite, 1919  
© VG Bild-Kunst, Bonn, 2019

Dienstag bis Sonntag, 10.00 – 18.00 Uhr  
Hauptstraße 97, 69117 Heidelberg  
Telefon 06221 58-34020  
[www.museum.heidelberg.de](http://www.museum.heidelberg.de)



**Hans-Martin Mumm**

## **Maikäfer flieg ...**

**Aus den Feldpostbriefen des Kaufmanns Heinrich Heindel (1907–1944)**

Das Leben eines Menschen nachzuzeichnen, braucht es etwas mehr als einer Blechdose mit ein paar persönlichen Schriftstücken, einer vom Todesschuss perforierten Kalenderseite, einer Gasmaskenbrille und eines halben Bleistifts. Auch das Grab auf einem Soldatenfriedhof in Ungarn und die Erinnerungen der Familie reichen für ein vollständiges Porträt nicht aus. Es sind einzig die 31 Briefe, die der Kaufmann Heinrich Heindel zwischen April und Dezember 1944 an seine Frau Susanna in Heidelberg richtete. Es handelt sich teils um längere, teils um kurze, oft in Eile verfasste Mitteilungen. Sie lassen kaum die militärischen Zusammenhänge des Kriegs erkennen, belegen aber die Strapazen endloser Märsche, deuten die Schrecken der Kampfhandlungen an, formulieren die Sorgen eines Familienvaters um Frau und Kinder zuhause und die Hoffnung auf ein baldiges Kriegsende. In Umrissen erkennbar werden ein typisches Soldatenschicksal des Zweiten Weltkriegs, aber auch ein Charakter, der nicht infiziert war von der nationalsozialistischen Doktrin. Auf die Zusammenhänge, unter denen die Blechdose mit diesen Briefen an mich gekommen ist, gehe ich im Schlusskapitel ein.

### **1. Heinrich Heindel**

Heinrich Heindel wurde am 7. Mai 1907 im pfälzischen Dorf Frankeneck bei Lambrecht geboren; er hatte zwei weitere Geschwister. Die Mutter stammte aus der Pfalz, der Vater ursprünglich aus Mittelfranken. Beruflich war der Vater als Meister in einer Papierfabrik tätig. Heinrich genoss eine gute Schulbildung; die Orthografie seiner Briefe ist nahezu fehlerfrei. Er hatte vielseitige Begabungen, war im Turnverein, machte bei kleinen Festen Musik und malte; zwei kleine Landschaftsgemälde haben sich in der Familie erhalten. Vermutlich schloss er die Schule mit der Mittleren Reife ab und lernte Kaufmann.

Seine erste Begegnung mit Heidelberg hatte er bei dem Obst- und Südfrüchtegroßhandel von Martin Reitlinger, Bergheimer Straße 25. Für diese Firma war er auch im Ausland tätig; eine Visitenkarte im Blechdosen-Nachlass mit der Aufschrift „Enrique Heindel, Valencia“ kann diese Familienerzählung bestätigen und deutet auf Spanien hin. Bei Reitlinger lernte Heinrich Susanna Spath kennen. Noch bevor sie heirateten, eröffnete sie im Erdgeschoss der Bergheimer Straße 49 unter ihrem Geburtsnamen eine eigene Obst- und Gemüsehandlung, wie das Adressbuch von 1938 mitteilt. 1939 heißt es „Heindel, S[usanne]“, und erst 1940 firmiert „Heindel, H[einrich]“ als Ladeninhaber.<sup>1</sup> Am 14. Oktober 1937, ihrem Geburtstag, hatten beide in Eppelheim geheiratet. Ihre Heidelberger Wohnung lag in der Nähe des Ladens: Bergheimer Straße 31, Hinterhaus, 1. Obergeschoss.

Am 24. Januar 1940 wurde der Sohn Volker geboren. Im April oder Mai 1940, als Volker drei Monate alt war, wurde Heinrich zur Wehrmacht eingezogen; der Moloch Krieg holte sich auch die älteren Jahrgänge. Am 25. Februar 1944 kam der



Süßigkeiten, Kleidungsstücke und anderes und verschickte es an die Familie daheim. Er hatte sonst keine Gelegenheit, sich als Vater und Ernährer zu beweisen.

Anrede und Grußformel variiert Heindel kaum. „Liebe Sannchen + Buben“, heißt es stets am Anfang, mal mit, mal ohne Ausrufezeichen; gelegentlich redet er die Söhne auch mit Namen an. Am Schluss steht immer „Euer Papa“. Eine wiederholte Liebeserklärung an Susanna zu ihrem Geburtstag ist ein emotionaler Höhepunkt. Er drückt aber auch die Sorge aus, ob die Kinder ihn, wenn er wieder zuhause ist, als Vater kennen und anerkennen würden.

Die Grußformel „Heil Hitler“ verwendet er nie. Der militärische Gegner wird weder dämonisiert noch herabgesetzt. Überhaupt sind die Briefe frei vom nationalsozialistischen Jargon: „Führer“ und „Führerprinzip“, „Volksgemeinschaft“ und „Rasse“, „Volk ohne Raum“ und „Endsieg“ fehlen in Heindels Begrifflichkeit völlig.

Die Stellung zum Krieg bleibt unscharf. Ein einziges Mal formuliert Heindel die Hoffnung auf einen deutschen Sieg (10. Oktober). Ansonsten scheint ihn die Frage, wer gewinnt, überhaupt nicht zu interessieren. Seine Ziele sind der Friede, die Heimkehr und die Arbeit als Kaufmann.

Zweimal verwendet er die Formel ‚mit Gottes Hilfe‘; an einer hier nicht zitierten Stelle mahnt er die Taufe seines Jüngsten an. Heindel ist christlich sozialisiert, aber die Struktur seines Denkens ist säkular. Ein religiöses Engagement oder gar eine tiefe Verankerung im Glauben lassen seine Briefe nicht erkennen.

Die Feldpost unterlag der Zensur. Verboten waren die Mitteilung militärischer Geheimnisse, die Äußerung von Zweifeln am Ausgang des Kriegs und die Verbreitung feindlicher Propaganda.<sup>2</sup> Aufgrund des hohen Aufkommens an Postverkehr erfolgte die Zensur freilich allenfalls stichpunktartig und entsprechend der militärischen Tradition offen, das heißt geöffnete Briefe wurden gekennzeichnet. Heindel hat zumindest einmal massiv gegen die Zensurbestimmungen verstoßen, als er ein Flugblatt der Roten Armee nach Heidelberg schickte. Aber keiner seiner Briefe wurde, soweit ersichtlich, kontrolliert.

Merkwürdig ist, dass anhand der Briefe kaum zu ermitteln ist, wo sich Heindel jeweils gerade aufhielt. Es sieht nicht danach aus, dass er auf Vorgaben der Geheimhaltung Rücksicht nahm. Viel wahrscheinlicher ist, dass er gar nicht wusste, wo er war. Gelegentlich nennt er weitläufige Begriffe wie Polen, Ungarn, Karpaten oder Slowakei. Und er verwendet Schlüsselformulierungen wie „es geht hoch her“, wenn er einen Einsatz an der Front meint; im Nachhinein ist von „schweren Tagen“ die Rede. Aber exaktere Ortsangaben seiner Stationierungen und der Kampfhandlungen fehlen. Aus den wenigen Angaben lässt sich der Weg von Polen im Mai bis Ungarn im Dezember nur in Umrissen rekonstruieren.

Ende Mai kam Heindel nach vier Tagen Bahnfahrt von Deutschland in Polen an. Er war schon früher einmal als Soldat dort gewesen, ohne dass er Einzelheiten erinnert. Sein Quartier auf einem Truppenübungsplatz war verwandt. Den Ort nennt er „Deka“; der richtige Name ist „Deba“. Heindels Einheit wurde sofort zur Partisanenbekämpfung herangezogen. Außer über die körperlichen Anstrengungen und über die Schnaken zu klagen, schildert er hier und an späteren Briefstellen keine Einzelheiten dieser Einsätze hinter der Front und kommentiert sie mit keinem Wort. Auch wenn die meisten Verbrechen an der Zivilbevölkerung der besetzten Gebiete wie Geiselnahmen, Strafaktionen, Folter und Exekutionen von Polizei- und SS-Einheiten begangen wurden, waren daran immer wieder auch Wehrmachtsangehörige betei-

ligt.<sup>3</sup> Ob diese Feststellung auch für Heindel gilt, ist aus seinen Briefen nicht zu erschließen.

In den ersten Abschnitt des Einsatzes im Osten gehört auch die ärztliche Untersuchung Heindels Anfang Juli im Krankenhaus von Tarnów. In dieser Stadt östlich von Krakau lebten bis zur deutschen Besetzung 25.000 Juden. Im Herbst 1943 war das Getto gewaltsam geräumt worden.<sup>4</sup> Im Frühjahr 1944 müssen die Spuren der Vertreibung im Stadtbild noch sichtbar gewesen sein. In seinen Briefen zeigt Heindel freilich keinen Blick für seine Umgebung.

Am 10. Juli beginnt die zweite Phase: Heindel wurde den Panzerjägern zugeteilt. Seine kaum verhohlene Freude über den erwarteten Fronteinsatz ließe sich als indirekte Kritik an der ungeliebten Partisanenjagd deuten. Seine Aufgabe war die Bedienung einer Panzerabwehrkanone (Pak, im Soldatendeutsch „Pack“). Erst im Nachhinein wurde ihm die Brisanz der militärischen Situation bewusst: Sie seien in einem „Kessel“ gewesen (Brief vom 7. August). Nach der zeitlichen Abfolge und der räumlichen Nähe kann es sich nur um die Kesselschlacht von Brody, Ukraine, handeln. Etwa 100 km östlich von Lemberg/Lwiw kamen dort zwischen dem 18. und 22. Juli 1944 etwa 30.000 Wehrmachtsangehörige um, 17.000 wurden gefangen und nur 5000 überlebten die Ausbruchsversuche.<sup>5</sup> Der Rückzug wurde zur regellosen Flucht. Die Erzählung vom versprengten Pferdefuhrwerk deutet das Drama nur knapp an.

Der Rückzug endete einstweilen hinter dem Kamm der östlichen Karpaten. Damit beginnt die dritte Phase der Ereignisse. Heindels Aufenthalte vom August bis Mitte Oktober bis zu seinem letzten Einsatz in der Schlacht um Budapest sind kaum



Heindel gibt als Ort einer der Stationierungen „Ungarn“ an. Die umrandende Linie zeigt die Grenzen Großungarns bis 1919. Unter der Protektion des Deutschen Reichs erhielt Ungarn die schraffierten Gebiete auf Kosten der Nachbarländer Tschechoslowakei und Rumänien vorübergehend zurück. Die Karpato-Ukraine hieß im nationalsozialistischen Sprachgebrauch „Karpatenland“. Im September 1944 verlief die Front an den Ostkarpaten, damals die ungarische Ostgrenze. (Quelle: Soldatenatlas, Tornisterschrift des Oberkommandos der Wehrmacht, Abt. Inland 39, 1941, S. 20)

lokalisierbar. In den Briefen heißt es einfach „Ungarn“. Im Vertrag von Trianon hatte Ungarn 1918 zwei Drittel seines Staatsgebiets verloren. Im Bündnis mit dem nationalsozialistischen Deutschland gelang es dem Horthy-Regime, die Grenzen wieder zu verschieben. Im März 1939 annektierte Ungarn die Karpato-Ukraine, bis dahin Teil der Tschechoslowakei; 1940 musste Rumänien den nordöstlichen Teil Siebenbürgens abtreten. Seither bildeten die Ostkarpaten wieder die Grenze Ungarns. Im August hielt sich Heindel mit seiner Einheit vermutlich in der Karpato-Ukraine auf, fast vier Wochen „wie im tiefsten Frieden“ (Brief vom 9. August).

In der ersten Septemberhälfte endete diese Zeit der Erholung mit neuerlichen Einsätzen gegen Partisanen. Am 29. August 1944 besetzten deutsche Truppen die Slowakei, um den dortigen Nationalaufstand zu unterdrücken, der am 28. Oktober endgültig niedergeschlagen war.<sup>6</sup> Der Aufstand wurde getragen von Nationalisten, Kommunisten, Teilen der slowakischen Armee und Partisanen. Die Auseinandersetzung hatte ihren Schwerpunkt in der Mitte des Landes, während sich die Aktivitäten der Partisanen auf die Ostslowakei konzentrierten. Heindel erwähnt nur die Partisanenjagd und war im Oktober, während der slowakische Aufstand noch andauerte, bereits wieder an der Front irgendwo in den Karpaten. Erneut geht es „hoch her“ (Brief vom 4. Oktober).

Die letzte Phase begann am 24. Oktober mit der Versetzung in eine andere Einheit. In einem Lehrgang wurde er zum Sturmgeschützführer ausgebildet. Seinen letzten Fronteinsatz hatte er in der Nähe von Budapest. So weit war die Rote Armee seither vorgerückt. Am 4. Dezember traf ihn ein Scharfschütze ins Herz.

### **3. Auszüge aus den Briefen**

Die 31 Briefe Heinrich Heindels sind bislang nicht ausgewertet worden. Sie sind datiert, Ortsangaben dagegen fehlen durchweg. Heindel verwendet für die ersten vier Briefe Tinte, danach Bleistift; nur dreimal hatte er Zugang zu einer Schreibstube und benutzt eine Schreibmaschine. Seine lateinische Schreibschrift ist gut lesbar; nur an den Falzstellen ist die Schrift etwas verblasst. Als Papier verwendet er Schreibblockseiten, zweimal Postkarten, aber auch Zettel aller Art.

Im Folgenden sind Auszüge aus den Briefen in chronologischer Reihenfolge mitgeteilt. Die drei ersten Briefe aus der Heimat (30. April und 9. Mai, Trier; 12. Mai Baumholder) sind dabei nicht berücksichtigt; die folgenden Briefe sind jeweils mit einem Zitat vertreten. In einem weiteren Kapitel wird der letzte Brief vom 4. Dezember, dem Todestag, vollständig wiedergegeben. Die +-Zeichen für „und“ sind beibehalten, die Konsonantenverdoppelungen per Oberstrich aufgelöst. Rechtschreib- und Tippfehler sind stillschweigend korrigiert, die flüchtige Zeichensetzung ist behutsam ergänzt. In dieser Art der ausgewählten Wiedergabe kommt Heindels feiner Humor am besten zur Geltung.

In der ersten Phase seines Kriegseinsatzes 1944 von Ende Mai bis zum 10. Juli war Heindel im Generalgouvernement stationiert und zur Partisanenbekämpfung an verschiedenen Orten eingesetzt.

Brief vom 31. Mai:

„Nach 4 Tagen Bahnfahrt im Güterwagen bin ich wieder einmal in Polen und zwar auf einem Truppenübungsplatz gelandet. Untergebracht sind wir in Baracken mit Wanzen, Ver-

pflegung äußerst wenig + viel Dienst. [...] Heute Nacht waren wir schon zur Bandenbekämpfung eingesetzt. Ich bin froh, wenn es aus diesem Drecknest wieder weggeht.“

17. Juni:

„Wir sind nämlich seit dem 7. d. Mts. auf der Jagd nach Partisanen + zwar mitten in Sümpfen + Wäldern, täglich werden 20–25 km abgekämmt, das macht einen todmüde + die furchtbare Schnakenplage – das langt.“

18. Juni:

„Mir geht es gut. Ich befinde mich schon 10 Tage auf dem Marsch durch Wald + kann nicht schreiben. Eine Polizeistreife besorgte mir diesen Zettel, Brief folgt sobald als möglich.“

20. Juni:

[Adresse:] „Mannh. Btl. 342, Tr. Üb. Platz Süd, Deka [richtig Dęba, heute Nowa Dęba], Distrikt Krakau“.

2. Juli:

„Seit gestern befinde ich mich hier in der Stadt [Tarnów] zwecks Untersuchung meines Magens. Morgen früh werde ich geröntgt und wenn irgend etwas gefunden wird muß ich im Lazarett bleiben oder komme vielleicht in ein Magenbataillon.“

5. Juli:

„Gestern kam ich von der Lazarettuntersuchung zurück. Geschwüre habe ich keine, nur alte Narben. Herz, Leber, Lunge ist alles o[hne] B[efund], was mir fehlt, sind 50 % zu wenig Magensäure. Ich soll bei Wiederauftreten von Schmerzen in Lazarettbehandlung. Morgen früh rücken wir ab, genaue Adresse folgt.“

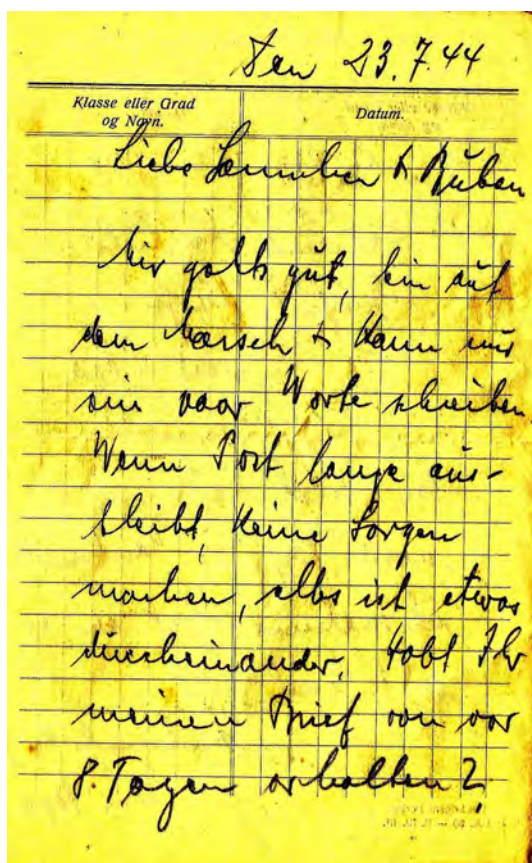
In der zweiten Phase wurde Heindel als Panzerjäger an der Front eingesetzt. Der Hinweis auf einen Kessel lässt auf die Stadt Brody schließen. Insgesamt erlitt die Heeresgruppe Nordukraine in der Schlacht um Lemberg/Lwiw im Sommer 1944 eine vernichtende Niederlage. Heindels Briefe schildern den Rückzug eines der wenigen Verbände, die sich retten konnten.

11. Juli:

„Gestern abend bin ich endgültig bei der neuen Einheit angelangt. Ich habe wieder einmal riesiges Glück gehabt, als einziger von 250 Mann kam ich zu einer vollmotorisierten Truppe + zwar zu einer Panzerjägerabteilung. Unsere Stellungen sind nicht direkt am Feind, sondern immer einige km weiter rückwärts und nur wenn feindl. Panzer durchzubrechen versuchen, treten wir in Aktion mit unseren Geschützen.“

16. Juli:

„Ich sitze seit 4 Tagen in einer Stellung als Geschützfürer einer Pack [Panzerabwehrkanone] + muß alle 5 Minuten den Kopf in ein Loch stecken, der Russe greift andauernd mit Fliegern an, schon 3 Tage geht das so, kaum daß man Zeit hat auszutreten. Es ist furchtbar dieser Bombenhagel, aber ich habe ein prima Loch + es wird schon gutgehen wie bisher. Ängstigen braucht Ihr Euch auf keinen Fall.“



23. Juli:

„Mir gehts gut, bin auf dem Marsch + kann nur ein paar Worte schreiben. Wenn Post lange ausbleibt, keine Sorgen machen, alles ist etwas durcheinander. Habt Ihr meinen Brief von vor 8 Tagen erhalten?“

26. Juli:

„Ich kann nicht viel schreiben, aber es geht mir gut, wir sind z. Zt. wieder auf Marsch. [...] Also nochmals keine Sorgen machen, wenn die Post lange ausbleibt, es ist z. Zt. alles etwas durcheinander.“

Brief vom 23. Juli 1944: Auf dem fluchtartigen Rückzug aus dem Kessel von Brody hatte Heindel nur diesen Zettel, ein Kalenderblatt, um eine Nachricht nach Heidelberg zu schicken: „alles ist etwas durcheinander“, datiert vom 27. Juli 1944. (Quelle: Nachlass Heindel)

31. Juli (Postkarte):

„Ich muss Euch immer wieder sagen, sorgt Euch nicht, wenn Ihr längere Zeit keine Nachricht von mir bekommt, wir sind andauernd auf dem Marsch, hoffentlich haben wir es bald geschafft. Ihr braucht vorerst auch nicht zu schreiben, denn wir bekommen ja doch keine Post, sie geht wahrscheinlich in dem Durcheinander verloren. Ich muss jetzt Schluss machen, denn es eilt wieder einmal wegzukommen. Ich nehme wie immer an, dass es Euch noch gut geht, wie mir auch.“

Die 3. Phase: Anfang August endete die Flucht in Ungarn. Vermutlich hielt Heindel sich in der Karpato-Ukraine auf. Es folgten vier Wochen Ruhe, ein Einsatz gegen Partisanen in der Ostslowakei und im September/Oktober ein neuer Fronteinsatz irgendwo in den Karpaten.

7. August:

„Wir waren lange Zeit in einem Kessel, jetzt sind wir endgültig heraus + befinden uns zur Neuaufstellung irgendwo in Ungarn an der Grenze. [...] Ihr könnt wieder schreiben, denn es herrschen nun einigermaßen geordnete Verhältnisse. Hoffentlich bekomme ich auch noch die rückständige Post + Päckchen von Euch, es wäre schade, wenn es verloren gegangen wäre. Die letzten 14 Tage waren ziemlich schwer, man wusste oft nicht wohin

man sollte + dann war ich noch mit 2 Kameraden allein auf dem Marsch mit einem Pferdewerk. Ich hatte großes Glück + fand durch Zufall den Rest unserer Einheit. Sie hatten uns schon aufgegeben und waren sehr froh, uns wiederzusehen.“

9. August:

„Wir leben hier wie im tiefsten Frieden, aber es kann sich schnell ändern. Wir liegen in einem Bauerndorf wo es wirklich alles gibt, nur wenig zu trinken.“

15. August:

„Ihr könnt daraus ersehen, daß es mir hier in Ungarn gut geht + an nichts mangelt, nicht einmal an Rauchwaren. Also nochmals: überhaupt nichts schicken, bis ich wieder verlange. Leider sind unsere schönen Tage bereits vorbei, denn morgen rücken wir wieder ab, nachdem wir uns alle von den schweren Tagen erholt haben + neu geordnet sind. [... Ich] bitte dich nochmals, Dir keine Sorgen zu machen, es wird schon mit Gottes Hilfe alles gut gehen.“

21. August:

„Mir geht es noch gut, was bei Euch auch der Fall sein dürfte. Leider wird nun die ruhige Zeit auch bald zu Ende sein für uns.“

28. August:

„Wir liegen immer noch hier in Ruhe, aber demnächst soll es mit unbekanntem Ziel weggehen. Hoffentlich nicht in den dicksten Dreck. [...] Mir geht es soweit noch gut, es fehlt mir nur Eure Gesellschaft. Hoffentlich ist auch bei Euch alles in Ordnung. Ich nehme an, der Krieg ist bald zu Ende + damit auch unsere größten Sorgen.“

5. September:

„Seit einigen Tagen sind wir wieder auf dem Marsch und zwischendurch auf Jagd nach Partisanen und so konnte ich nicht pünktlich schreiben. Wir sind z.Zt. in der Slowakei und werden voraussichtlich hier neu aufgestellt, der schöne Traum nach Deutschland zur Aufstellung zu kommen ist wahrscheinlich aus. [...]

In meinem letzten Brief habe ich wieder einmal geschrieben, Ihr sollt bei Alarm sofort in den Keller gehen, ich kann es nur immer wiederholen, geht in den Keller, wenn es auch Umstände macht, aber es ist dort am sichersten. Ich hoffe es geht Euch noch gut, was ich auch von mir berichten kann.“

10. September:

„Heute kam ich wieder vom Einsatz gegen Partisanen zurück. [...] Hoffentlich dauert der Krieg nicht mehr lange, damit dies alles ein Ende hat und wir für immer beisammen sein können.“

17. September (Postkarte):

„In Eile diese Zeilen, es geht mir noch gut. Zur Zeit befinde ich mich wieder einmal auf Marsch.“

2. Oktober:

„Nach langer Zeit habe ich endlich Gelegenheit in Eile diese Zeilen zu schreiben, wir sind jetzt genau 4 Wochen im Einsatz und da kann man mit dem besten Willen nicht schreiben, auch geht keine Post weg, so wenig wie welche ankommt. Wo meine Kompanie liegt weiß ich nicht, ich habe deshalb auch von Euch keine Nachricht. [...] Heute will ich noch gratulieren + alles Gute aussprechen + versichern, daß ich Dich noch viel lieber habe als am



1. Tag, nachdem Du uns zwei so herrliche Buben geschenkt hast. Behüte sie gut + halte Dich selbst in Ordnung für mich. Die längste Zeit hat der Krieg jetzt gedauert, dann hat alle Not + alle Sorgen ein Ende + wir können wieder glücklich zusammen arbeiten + leben.“

4. Oktober:

„Ich bin immer noch an der Südfront in den Karpaten, da geht es wieder einmal hoch her, jedoch mit Gottes Hilfe wird es schon gut gehen. Die Hauptsache ist, wir überstehen alles, die Entbehrungen wollen wir gerne ertragen. Bei Euch in der Heimat ist es ja auch sehr schwer und muß ausgehalten werden.“

8. Oktober:

„Auch habe ich aus den Briefen gemerkt, daß Ihr nicht die Hälfte meiner Post erhalten habt. [...] Ich gratuliere an dieser Stelle zum 3t. Male zum Geburtstag [am 14. Oktober] + versichere nochmals, daß ich Dich immer noch so lieb habe als am ersten Tag, zumal Du uns 2 so herrliche Buben geschenkt hast. Behüte sie gut + schone Dich selbst so viel Du kannst. Der Krieg wird bald zu Ende sein + dann wird alles wieder gut werden. Die Hauptsache man ist gesund + kann in Ruhe seiner Arbeit nachgehen.“

10. Oktober:

„Wir müssen uns, wie in allem, gedulden + die Hoffnung nicht verlieren. Wir müssen ja so viele Wünsche zurückstellen, jetzt wo es um das Ganze geht, aber wir haben die eine Gewißheit, daß der Krieg bald zu Ende sein wird + gut für uns ausgeht.“

Die letzte Phase begann mit einem Lehrgang in der Etappe. Eine knappe Woche lag Heindel im Krankenrevier. Danach wurde er in der Schlacht um Budapest als Sturmgeschützführer eingesetzt.

24. Oktober:

„Ich bin seit heute bei einer anderen Einheit zu einem Lehrgang versetzt [...]. Mir geht es noch gut, für die nächsten Wochen sind wir aus der Front herausgezogen. [...] [PS quer am Rand] Ist Volker auch brav, wenn ich ihm so viele Päckchen schicke?“

5. November:

„Soweit geht es mir noch gut, wenn nur die Fliegerangriffe nicht wären. Macht Euch es nur so leicht als möglich + seht nicht auf ein paar Mark. Wenn auch im Geschäft nichts verdient wird, wenn es nicht für die Miete [zu ergänzen: langt], langt es übrig. Die Kinder machen ja Arbeit genug, da wirst Du alle Hände voll zu tun haben.“

10. November:

„Ich habe am linken Fuß ein Geschwür + muß für 5 Tage im Krankenrevier liegen, dann bekomme ich noch Senkfußeinlagen verpaßt. Auch habe ich in den letzten Tagen trotz gutem Essen öfter wieder mit dem Magen zu tun. [...]

Es freut mich sehr, daß unsere Buben so prächtig gedeihen, das muß für Dich doch eine Freude sein, das mitanzusehen. Ich selbst kann es leider nicht und muß mich mit dem begnügen, was Du mir berichtest. Bei Volker ging es ja noch, doch würde ich gar zu gerne auch unseren Kleinsten sehen, wenn er die ersten Gehversuche macht. Hoffentlich ist der Krieg bis dahin zu Ende.“

25. November:

„Ich konnte einige Tage nicht schreiben, weil wir wieder einmal im Einsatz sind + zwar in der Nähe von Budapest. Es geht ziemlich hoch her, ich bin jetzt in einer Sturmgeschützkompanie. [...]

Mit Urlaub dauert es noch einige Zeit, etwa Februar, wenn der Krieg inzwischen nicht zu Ende geht. Wir haben hier schon 2 x tüchtig Schnee gehabt, z. Zt. ist Matschwetter, bis an die Knie stehen wir im Schlamm, Kleider + Beine werden nicht mehr trocken + dazu ist es noch ziemlich kalt. Gegen die Infanterie, welche Tag + Nacht im Loch sitzt, haben wir es noch schön, denn wir fahren bei Nacht [2 W. unl.], irgendwo in Quartier zu gehen, da hat man wenigstens ein Dach über dem Kopf + meistens kann man sich ein bißchen wärmen.“

#### 4. Der letzte Tag

Am 4. Dezember, einem Montag, schrieb Heinrich Heindel den letzten Brief. Er ist hier in voller Länge wiedergegeben:

„Den 4. Dez. 44

Liebe Sannchen + Buben!

Heute bekam ich von der fp nr 569798 5 Briefe nachgeschickt und zwar vom 2., 3., 6., 6., und 9. 11., in 2 Packen waren Zigaretten und vor einigen Tagen erhielt ich ebenfalls einen vom 6. 11. nachgesandten mit Zigaretten als Inhalt. Daß ich das 1 Päckchen vom 4. 10. erhalten habe, schrieb ich bereits, die anderen werden wohl auch noch kommen, hoffentlich. Die Päckchenmarken habe ich anfangs November schon vorgeschickt, inzwischen werden sie wohl angekommen sein. Unser Lehrgang ist schon längere Zeit beendet + ich bin wieder bei meiner alten Abt. nun in der Sturmgeschütz-Kompanie. Ich war inzwischen schon öfters im Einsatz, auch jetzt sind wir wieder dabei. Das einzig gute ist das Essen dabei, wir schießen uns Hasen + Hühner, die wir uns in den kurzen Ruhezeiten holen, auch Gänse und Enten sind dabei. Du brauchst Dir aber wegen dieser Sache keine Sorgen zu machen, wir werden immer satt, wenn es auch manchmal schmal hergeht. Dieser Tage habe ich wieder 2 Päckchen abgeschickt, ich schrieb Dir das schon, leider war es nichts zum essen. Ich habe jetzt wieder eine Menge ungar. Geld + wenn wir in einen größeren Ort kommen, werde ich versuchen, Euch wieder einiges zu schicken. Die Frontzulage wird jetzt von der Komp. nach Hause geschickt, die erste Sendung mit ub.[?]-Marke ist bereits unterwegs. Sind die Halbschuhe eigentlich angekommen? Daß unser G[...] so krank war, hat mich sehr erschreckt. Du mußt aufpassen, daß bei dem Kleinen nichts zurückbleibt. Ich würde den kleinen Kerl so gerne wieder einmal sehen + halten, ob der mich wohl kennt oder überhaupt zu mir ginge? Ebenso bin ich gespannt, wie unser Volker gewachsen ist. Als ich Soldat wurde, war er 3 Monate alt und jetzt kommt er schon bald in die Schule. Mir geht es noch gut, auch bei Euch dürfte außer den vielen [unl.] keine Not sein. Schaust Du auch ab + zu die Kleiderkisten im Keller nach?

Für heute recht herzliche Grüße und Küsse

Euer Papa“

Als der Brief abgeschickt war, traf Heindel der tödliche Schuss ins Herz. Die Präzision des Treffers lässt auf einen Scharfschützen schließen. Ein Kalender in der Brusttasche konnte die Patrone nicht aufhalten. Ein einzelnes Blatt mit der Durchschusstelle hat sich erhalten.

A n s c h r i f t e n	
Name	Wohnort
F. Müller	Heidelberg
Karl Labold	
Ludw. Bleich	
Kurt Heindel	München 19
Karl Bloi	W. Reglin
Ludw. Kirsch	Rodau 18
P. Kuntze	Bamberg 73
Kauf. Fole	Wiesbaden 278
Thomas Bank	Stuttgart 18
P. Wagner	Meyen 18
Paul Kuller	Essen 18
Karl Klein	Essen 18
K. Lehmann	Essen 18

Der Kalender in der Brusttasche konnte den tödlichen Schuss nicht abhalten. Ein Blatt mit markanter Perforierung hat sich als Zeichen für Heindels Tod erhalten. (Quelle: Nachlass Heindel)

Zehn Tage später, am 14. Dezember, richtet Leutnant W. Benner, der Kompanie-Führer, eine offizielle Nachricht an die Witwe in Heidelberg:

„Sehr geehrte Frau Heindel!

Bei einem Angriff am 4. 12. 44, an dem auch Ihr Mann mit eingesetzt war, ist dieser leider bei Kartal nord-östlich Budapest durch Herzschoß gefallen. Ich spreche Ihnen, zugleich im Namen seiner Kameraden, meine wärmste Anteilnahme aus. Die Kompanie wird ihm stets ein ehrendes Andenken bewahren. Er war ein vorbildlicher Soldat und hat sich im Einsatz bestens bewährt. [...]

Wir haben Ihren Mann mit militärischen Ehren in Püspökhátság/Ungarn auf dem Gemeindefriedhof beigesetzt.“

Die nachgerufene Würdigung und das ehrende Andenken decken sich nicht mit Heindels soldatischer Karriere: Er wurde ein einziges Mal befördert, und zwar vom Gefreiten zum Unteroffizier, und er erhielt für seine Fronteinsätze keinerlei Auszeichnungen.

In späteren Jahren wurden seine Gebeine auf einen zentralen Soldatenfriedhof in Ungarn umgebettet.

## 5. Ein Flugblatt der Roten Armee vom Juli 1944

Zwischen den Briefen findet sich ein Flugblatt der Roten Armee. Offenbar wurde es von Heindel einem Feldpostbrief kommentarlos beigelegt. Jetzt ist das Flugblatt keinem der Umschläge mehr zuzuordnen; zu oft wurde es im Nachhinein im familiären Umfeld als Rarität vorgezeigt. Da der Text des Flugblatts sich auf Ereignisse vom Juni 1944 bezieht, dürfte Heindel das Blatt in der zweiten Julihälfte bekommen und einem seiner Briefe beigelegt haben.

Das Flugblatt ist unscheinbar. Das Format entspricht etwa DIN A 5. Es ist beidseitig bedruckt und enthält ausschließlich Text. Auf der Rückseite findet sich die Kenn-Nr. „3074“. Die wichtigsten Passagen lauten:

„Völlige Zerschmetterung der Heeresgruppe Mitte

[...] Nun ist an die Heeresgruppe Mitte die Reihe gekommen! Am 23. Juni [1944] ließ die Rote Armee auf die deutschen Truppen der Heeresgruppe Mitte blitzartig vernichtende Schläge niedersausen, wie sie die Kriegsgeschichte bisher nicht kannte. Zusammengeballte

*Lesen und an die Russen weitergeben!*

## Völlige Zerschmetterung der Heeresgruppe Mitte

**Deutsche Offiziere und Soldaten der Heeresgruppe Süd!**

Ihr habt am eigenen Leibe die ganze Wucht der Schläge der Roten Armee erfahren. Ihr habt wohl noch in Erinnerung die stürmische Offensive der Roten Armee in diesem Frühjahr. Im Zuge dieser Offensive wurde Eure Heeresgruppe Süd vollkommen zerschlagen. Ihre Überreste wurden zum panikartigen Rückzug über die Staatsgrenze der Sowjetunion hinaus bis auf russischen Boden gezwungen.

Euch dürfte auch bekannt sein, daß die Rote Armee im Winter dieses Jahres Eure Heeresgruppe Nord vollkommen zerschlagen hat.

**Nun ist an die Heeresgruppe Mitte die Reihe gekommen!**

Am 23. Juni ließ die Rote Armee auf die deutschen Truppen der Heeresgruppe Mitte blitzartig vernichtende Schläge niederkommen, wie sie die Kriegsgeschichte bisher nicht kannte. Zusammengeballte Kräfte der russischen Panzer- und Artilleriesverbände, der motorisierten und Kavalleriekorps haben mit Unterstützung von starken Luftstreitkräften die ganze deutsche Mittelfront von Polozk bis zu den Pripjetsümpfen zerlegt.

Die deutschen Truppen der Heeresgruppe Mitte wurden in beispiellosem Tempo überrannt und vernichtet.

Dutzende deutscher Divisionen wurden aufgerieben und zerschmettert.

**Mehr als 85 000 deutsche Soldaten und Offiziere wurden in den ersten 8 Tagen gefangengenommen.**

Unter den Gefangenen befinden sich mehr als 1000 Offiziere und 8 Generale: der Kommandeur General des L.H. A. K., General der Infanterie Gollwitzer, der Kommandeur der 206. I. D., Generalleutnant Hütter, der Kommandeur der 12. I. D., Generalleutnant Bamler, der Kommandeur der 6. I. D., Generalleutnant Heine, der Kommandeur der 95. I. D., Generalmajor Michaels, der Kommandeur der 36. I. D., Generalmajor Conradt,

Dieses Flugblatt kam Heindel während der Kämpfe in der Westukraine im Juli 1944 in die Hände. Es hat die Mitteilung zum Inhalt, dass die Heeresgruppe Mitte zerschlagen wurde. Die deutschen Soldaten werden aufgefordert, sich zu ergeben, da der Krieg für sie verloren ist. Heindel fügte dieses Blatt gegen die strikten Verbote einem Brief an seine Frau bei. (Quelle: Nachlass Heindel)

Kräfte der russischen Panzer- und Artilleriesverbände, der motorisierten und Kavalleriekorps haben mit Unterstützung von starken Luftstreitkräften die ganze deutsche Mittelfront von Polozk bis zu den Pripjetsümpfen zerlegt. Die deutschen Truppen der Heeresgruppe Mitte wurden in beispiellosem Tempo überrannt und vernichtet. Dutzende deutscher Divisionen wurden aufgerieben und zerschmettert. [...] Die deutsche Heeresgruppe Mitte erlitt eine noch vernichtendere Niederlage als die Heeresgruppen Süd und Nord.

Offiziere und Soldaten! Wer sieht jetzt noch nicht, daß die Fortführung des von Hitler verlorenen Krieges unsinnig und daß jeder weitere Widerstand Eurerseits unnütz ist. Heute, angesichts des unausbleiblichen völligen Zusammenbruchs der Hitlerarmee, habt Ihr nur noch eine einzige Möglichkeit – Euch in die russische Gefangenschaft zu retten!

Gebt Euch geschlossen gefangen! Handelt so wie die 10 000 deutscher Offiziere und Soldaten vor Witebsk, die, mit ihren Generalen an der Spitze, das russische Ultimatum annahmen, die Waffen streckten und dadurch ihr Leben retteten. Genauso handelten 18 000 Offiziere und Soldaten, die sich im Kessel von Bobruisk gefangengaben. 8 deutsche Generale wollten nicht in den Tod gehen. Sie gaben sich lieber gefangen.

Was den Generalen recht ist, ist den Soldaten billig!"

Das Flugblatt nennt keinen Urheber. Auch das Nationalkomitee Freies Deutschland, in dem deutsche Exilkommunisten und kriegsgefangene Offiziere und Soldaten den Krieg gegen das Deutsche Reich propagandistisch unterstützten, wird nicht erwähnt. Die Argumentation ist schlicht: Der Krieg ist für Deutschland verloren. Wer

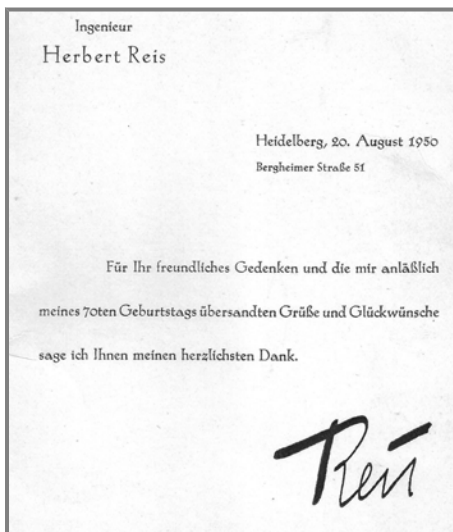
sein Leben retten will, muss sich ergeben. Gesellschaftspolitische Fragen sind ausgeklammert. Die Truppen werden russisch und nicht sowjetisch genannt. Nur der Hinweis auf den Gegensatz zwischen Generälen und Gemeinen enthält noch einen kleinen sozialen Akzent.<sup>7</sup>

Die in dem Flugblatt genannten Städte Witebsk und Bobruisk sind Orte verheerender Niederlagen der Wehrmacht. Im Juni 1944 griff die Rote Armee konzentriert die Heeresgruppe Mitte an und zerschlug den mittleren Abschnitt der deutschen Ostfront. Räumlich handelte es sich um Weißrussland. Zusammen mit den Kämpfen um Lemberg/Lwiw, an denen Heindel selbst beteiligt war, hatte die Sommeroffensive der Roten Armee die Vertreibung der fremden Truppen vom Gebiet der Sowjetunion in den Grenzen von 1939 zum Ergebnis und machte den Weg frei für die weiteren Vorstöße nach Warschau und Berlin. Für die Wehrmacht waren diese Niederlagen gravierender als der Fall von Stalingrad. In der zeitgenössischen Wahrnehmung standen diese Ereignisse an der Ostfront jedoch im Schatten der alliierten Landung in der Normandie am 6. Juni 1944.<sup>8</sup> Dieser Schatten wirkt in der Geschichtsschreibung des Zweiten Weltkriegs bis heute nach.

Für Heindel hatte das Flugblatt offenbar einen hohen Informationswert; es konnte seine Hoffnung auf ein baldiges Kriegsende bestärken. Ihm war das „Durcheinander“ nach der Flucht aus dem Kessel von Brody aufgefallen, ohne dass ihm das Ausmaß der Niederlage klar geworden war. Noch weniger konnte er über die Katastrophe im Raum Minsk wissen. Um diese Informationen mit seiner Frau teilen zu können, ging er das Risiko ein, wegen Wehrkraftzersetzung belangt zu werden.

## 6. Susanna Heindel

Am Ende muss noch von Susanna Heindel erzählt werden. Geboren am 14. Oktober 1912 als Susanna Spath wurde sie mit 31 Jahren Witwe. Sie führte den Lebensmittelladen weiter und zog die Söhne Volker und G. groß. Nachdem sie am 2. April 2002 gestorben war, fand Volker Heindel unter ihren Papieren ein gedrucktes Dankschreiben von Herbert Reis, der im Nachbarhaus des Lebensmittelladens wohnte. Da Volker Heindel sich nicht entschließen konnte, diesen unscheinbaren Zettel zu vernichten, nahm er 2018 Kontakt zu mir auf. Er kannte meinen Namen aus der Zeitung, ich musste seinen Namen suchmaschinell verifizieren: ein sportliches Multitalent, Fünfkämpfer, Hand- und Basketballspieler, Einsätze in der Nationalmannschaft, Trainer und akademischer Lehrer.<sup>9</sup> Volker Heindel erzählte mir folgende Geschichte: Herbert Reis (1880–1955) wohnte in der Bergheimer Straße 51. Er trug von 1941 bis 1945 den gelben Stern. Verheiratet mit einer Nichtjüdin, war seine Deportation ausgesetzt, drohte aber jederzeit doch noch vollzogen zu werden. Sein Leben verlief in den Verfolgungsjahren in völliger Isolation, und die Lebensmittelversorgung war stark eingeschränkt. Susanna Heindel steckte ihm immer wieder Lebensmittel zu und half ihm zu überleben. Diese Nachbarschaftshilfe war still, kostete dennoch Mut. Reis bedankte sich 1950 mit einem gedruckten Brief für die Glückwünsche zu seinem 70. Geburtstag. Mir kamen dieses seltene Dokument eines Überlebenden und die Erzählung Volker Heindels über die Hilfe seiner Mutter sehr gelegen, weil ich gerade aus Anlass des Bergheim-Jubiläums 2019 über die Fabrikantenfamilie Reis arbeitete.<sup>10</sup>



Bei der Vorstellung des Bergheimbuchs überließ mir Volker Heindel die eingangs beschriebene Blechdose mit den Briefen seines Vaters. Auf Wunsch der Familie ist sie nach dieser Veröffentlichung wieder dorthin zurückgekehrt.

Der gedruckte Dank für die Glückwünsche zu seinem 70. Geburtstag ist das einzige schriftliche Zeugnis für die stille Hilfe Susanna Heindels für ihren Nachbarn Herbert Reis in den Jahren der Verfolgung (Quelle: Stadtarchiv Heidelberg).

## Anmerkungen

- 1 Siehe die Adressbücher der Stadt Heidelberg für 1938, 1939 und 1940; <https://www.ub.uni-heidelberg.de/helios/digi/hdaddressbuch.html> (1.7.2020). Im Adressbuch heißt es Susanne mit e; Heinrich adressiert stets an Susanna.
- 2 Zur Zensur der Feldpost siehe Gerald Lamprecht: *Feldpost und Kriegserlebnis. Briefe als historisch-biographische Quellen* (Grazer zeitgeschichtliche Studien 1), Innsbruck u.a. 2001, S. 47–52.
- 3 Aus der unendlichen Fülle an Literatur zum Thema Kriegsverbrechen der Wehrmacht im 2. Weltkrieg sei hier ein Aufsatz genannt: Christian Hartmann: *Wie verbrecherisch war die Wehrmacht? Zur Beteiligung von Wehrmachtangehörigen an Kriegs- und NS-Verbrechen*, in: Christian Hartmann, Johannes Hürter, Ulrike Jureit (Hgg.): *Verbrechen der Wehrmacht. Bilanz einer Debatte*, München 2005, S. 79–89.
- 4 Melanie Hembera: *Die Shoah im Distrikt Krakau. Jüdisches Leben und deutsche Besatzung in Tarnów 1939–1945*, Darmstadt 2016, bes. S. 260–275.
- 5 Lwiw-Sandomierz-Operation, <https://de.wikipedia.org/wiki/Lwiw-Sandomierz-Operation> (8.7.2020); Kessel von Brody, <https://www.forum-der-wehrmacht.de/index.php?thread/30315-kessel-von-brody/> (15.7.2020).
- 6 Wolfgang Venohr: *Aufstand in der Tatra. Der Kampf um die Slowakei 1939–44, Königstein/Ts. 1979*, S. 179–298; siehe auch *Slowakischer Nationalaufstand*, [https://de.wikipedia.org/wiki/Slowakischer\\_Nationalaufstand](https://de.wikipedia.org/wiki/Slowakischer_Nationalaufstand) (15.7.2020).
- 7 Zur Entwicklung der sowjetischen Flugblattpropaganda seit 1941 siehe Ortwin Buchbender, Horst Schuh (Hgg.): *Heil Beil! Flugblattpropaganda im Zweiten Weltkrieg. Dokumentation und Analyse*, Stuttgart 1974, S. 40–42.
- 8 Thomas Kröker: *Fehleinschätzung der sowjetischen Operationsabsichten im Sommer 1944. Der Zusammenbruch der HGr Mitte*, Diss. Freiburg i. Br. 1983, Karlsruhe 1984, S. 320–326; zu Witebsk ebd. S. 245–266, zu Bobriusk S. 312–314.
- 9 Zuletzt Gerhard Treutlein: *Volker Heindel feierte 80. Geburtstag*, <http://www.usc-hd.de/volker-heindel-feierte-80-geburtstag-35123> (17.7.2020).
- 10 Hans-Martin Mumm: *Die Unternehmerfamilie Reis*, in: Jo-Hannes Bauer, Hans-Martin Mumm (Hgg.): *1250 Jahre Bergheim 769–2019*, Heidelberg 2019, S. 47–53.

**Norbert Giovannini**

## **Professor Löffler hebt die Linke aus**

**Eine Reminiszenz an die Pädagogische Hochschule 1970 bis 1973.<sup>1</sup>**

Er war beleidigt. „Normalerweise“, hielt er mir entgegen, „schreiben die Linken ihre Zulassungsarbeiten bei mir.“ Ich erinnere mich noch, dass er sich eher geringschätzig über den mit Ernst Bloch aus der DDR geflohenen Dozenten G. äußerte, bei dem ich meine Abschlussarbeit angemeldet hatte. „Schreiben Sie doch über Lenin, das interessiert mich“, empfahl er mir zum Abschied.

Ich war 1970 nach Heidelberg gekommen, um das Lehrerstudium an der Pädagogischen Hochschule zu beenden. Natürlich nicht nur deswegen. Heidelberg sei ja eine „Zitadelle des Aufstands“ gewesen, poetisierte die FAZ. An der Hochschule in Neuenheim schloss ich mich der linken Basisgruppe an. Die Genossen legten mir nahe, zu Löffler zu gehen. Tatsächlich waren die meisten der Genossen eifrige Besucher in Löfflers Vorlesungen und schrieben bei ihm die sogenannte Zulassungsarbeit. Er ist unangenehm, aber wahrscheinlich ein Linker, so versuchten sie mich einzustimmen. Ein Dozent, der mit ihnen, und wenn ich gewollt hätte, auch mit mir auf politisch gleichrangiger Ebene kommunizierte. Schon reizvoll!

Löfflers Vorlesung war indes sterbenslangweilig. Ich fand ihn eitel, wichtiguerisch und plump. Außerdem hatte er eine dermaßen trockene, raue Stimme, dass ich – ohne ein Wort gesagt zu haben – die Vorlesung mit Halsschmerzen verließ.

Seine leicht durchsichtige Masche bestand darin, dass er auf Augenhöhe mit den Großen der Weltgeschichte kommunizierte. Oder mindestens vorgab, dass er das hätte getan haben können: „Na ja, sehn Sie, der Lenin hat das ja ziemlich gleich klargestellt, dass ...“ oder „Hitler hat dem Heß doch nicht geglaubt ...“. Soviel anmaßendes Vorspiegeln von Authentizität konnte schon beeindruckend sein. Vor allem weil Löffler von Gerüchten umgeben war, dass er ein Insider gewesen sei und sozusagen aus dem Nähkästchen berichte. Nachfragen nach dem Ort seines Insidertums scheiterten daran, dass buchstäblich niemand Kenntnis über seine Biographie hatte. Löffler publizierte nahezu nichts – und wenn doch, dann Rezensionen in einer damals wie heute renommierten Zeitschrift, die historische Bücher vorstellt und besprechen lässt. Herausgeber war Günter Franz, ein vormalig Jenaer Nazi-Historiker, bei dem Löffler 1940 über „Der Anteil der jüdischen Presse am Zusammenbruch 1918“ promoviert hatte. Ein ganz integrierter Professor, bei dem ich ein Tutorium leitete, meinte, Löffler sei gesundheitlich schwer angeschlagen, habe aber eine sehr viel jüngere und anspruchsvolle Frau geheiratet und müsse deshalb sehr viel durch das Schreiben von Rezensionen zusätzlich verdienen. Fast hatte man Mitleid mit ihm.

Es ist verblüffend, dass Löffler von 1962 bis 1973 an der PH Heidelberg als Professor für Geschichte und Geschichtsdidaktik unterrichtete. Nach meiner Erinnerung hat er nie eine geschichtsdidaktische Veranstaltung gehalten. Ihm blieben die großen Themen vorbehalten, Revolution, Bolschewismus, Bismarck. Mit etwas so läppischem wie Unterricht beschäftigte sich der Weltstrategen Löffler schon gar nicht. Die Kollegen Armin Reese und Uwe Uffelman trafen in dieser Hinsicht auf ein weißes Nichts. Löffler starb 1978, drei Jahre, nachdem er als Lehrbeauftragter seine letzten Veranstaltungen an der PH beendet hatte. Erst dann begannen, vorangetrieben von

seinen akademischen Nachfolgern, die Nachforschungen in seiner Biographie, die er konsequent und mit großem Erfolg verschwiegen hatte.

In der Rückschau ist es mir ein Rätsel, dass wir als linke PH-Studenten – die Basisgruppe war groß, mindestens dreißig Studierende um 1970/71, nach der Spaltung des Heidelberger SDS noch mehr, denn die ortseigene K-Gruppe, die KHG-PH, gründete einen erfolgreichen PH-Ableger – zunächst keine Mühe darauf verwendeten, das Nebelgespinnst des Dozenten Löffler zu lichten. Mit feinem Gespür hatte der „Gegnerforscher“ Löffler eine letzte Schlacht um seine akademische Existenz gewonnen. Er stellte sich den linken Studenten als Verbündeter dar, er wickelte sie mit seinen Intimkenntnissen der Weltgeschichte ein, vornehmlich solchen über die Kommunistische Internationale und die Politik der Sowjetunion, die er als Gegnerforscher im Reichssicherheitshauptamt ja intensiv ermittelt hatte. Ja, er bot sich unverfroren als Mentor und Nestor an. Besser hätte er uns nicht neutralisieren können. Die Initiative der Kommunistischen Hochschulgruppe an der PH und ihres eloquenten Wortführers Wilhelm Pauli konzentrierten ihre Aufdeckungsstrategien auf mäßig brisante Mitläufer. Mit sehr überschaubarem Erfolg, wie die Fälle Kollnig und Schwab zeigten. Löfflers Strategie der Selbsttarnung war die PH-Linke nicht gewachsen. Diese ließ sich vielmehr erfolgreich von ihm „einkaufen“. Es oblag dann seinen Nachfolgern im Amt, die dunkelbraune Seite des Historikers Löffler und seine Netzwerknähe zu Nazis wie Ernst Anrich und Günter Franz aufzudecken.

### **Anmerkung**

- 1 Siehe hierzu auch den Artikel in diesem Jahrbuch von Anna-Lena Mohr S. 163ff.



**Uwe Wenzel**

## **Mark Twain Center für transatlantische Beziehungen**

### **Geschichte und Zukunft der deutsch-amerikanischen Beziehungen in Heidelberg**

Die Geschichte Heidelbergs verdeutlicht exemplarisch den grundlegenden Wandel der deutsch-amerikanischen Beziehungen im Verlauf des 20. Jahrhunderts. Deutschen und US-Amerikanern ist es gelungen, in einem oftmals konfliktreichen Prozess den Weg von Kriegsgegnern hin zu Partnern in einer wertebasierten Gemeinschaft zu beschreiten. Eine zentrale Rolle kam dabei der Anwesenheit bedeutender Einrichtungen der US-Armee in Heidelberg zu. Seit 1945 dienten über 20 Millionen US-Amerikaner als Militärs oder als zivile Beschäftigte der US-Streitkräfte in Europa, wobei Deutschland bisher immer Hauptstationierungsland war. Bereits seit 1948 war der Heidelberger Militärstandort der US-Armee Sitz hochrangiger Hauptquartiere; deshalb lebten in der Folge hunderttausende Militärangehörige mit ihren Familien oft über längere Zeiträume hinweg in Heidelberg und im Rhein-Neckar-Raum. So sind seit Kriegsende allein mehr als 25.000 amerikanische Staatsbürger im US-Militärhospital auf Rohrbacher Gemarkung zur Welt gekommen.



Campbell Barracks, Luftbild 1950 (Quelle: Stadtarchiv Heidelberg)

Für die Heidelberger war die Präsenz der US-Streitkräfte in der Stadt nicht minder bedeutsam: Zehntausende von ihnen waren zumeist in zivilen Funktionen bei den amerikanischen Streitkräften beschäftigt und haben nicht selten ihr gesamtes

Berufsleben hindurch in den Campbell Barracks oder in den übrigen Standorten des US-Militärs auf Heidelberger Stadtgebiet gearbeitet. Darüber hinaus wurde die US-Armee auch zu einem bedeutenden Auftraggeber für die klein- und mittelständischen Unternehmen in der Region. Über die Jahrzehnte hinweg haben sich auch jenseits der beruflichen Zusammenarbeit vielfältige Brücken zwischen Deutschen und US-Amerikanern entwickelt, die durch eine lebendige deutsch-amerikanische Vereinskultur oder Begegnungen in der Clubszene der Stadt und nicht zuletzt durch die zahlreichen binationalen Eheschließungen getragen wurden.

Das zivile Miteinander in Heidelberg war allerdings niemals frei von Konflikten. Anfangs belasteten die Beschlagnahme von Wohnraum und die Errichtung von Wohnsiedlungen für die US-Armee das Verhältnis von Stadtbevölkerung und Besatzungsmacht. Später haben weltpolitische Ereignisse wie die US-Interventionen in Südostasien oder die Stationierungsdebatte anfangs der 1980er Jahre die Beziehungen zwischen Deutschen und US-Amerikanern in der Stadt nachhaltig beeinflusst. Gesellschaftliche Herausforderungen wie die drogenbezogene Kriminalität innerhalb der US-Armee oder die rassistisch motivierte Ausgrenzung von schwarzen Militärangehörigen spiegeln sich immer auch in der Heidelberger Stadtgeschichte wider.



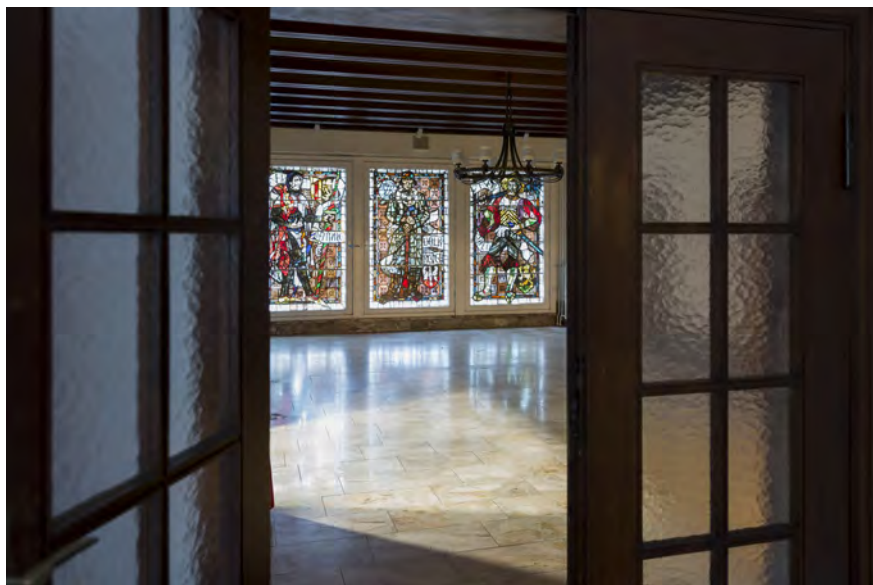
Studentischer Protest vor der US-Kommandantur 1971 (Quelle: Stadtarchiv Heidelberg)

### **Historischer Ort mit weltpolitischer Bedeutung**

Mit dem Abzug der letzten US-amerikanischen Streitkräfte aus Heidelberg am 6. September 2013 hat eine neue Phase des Miteinanders von Deutschen und US-Amerikanern begonnen. Die Stadt Heidelberg begann bereits frühzeitig mit Planun-

gen für den Ankauf der von der US-Armee genutzten Flächen und die Umwandlung der gut 180 Hektar für zivile Zwecke. Anders als die übrigen US-Militärstandorte in Deutschland, die in ähnlicher Weise vom Abzug des US-Militärs betroffen waren, hat man in Heidelberg von Beginn an die Einrichtung eines lebendigen Erinnerungsortes vorgesehen, an dem die Geschichte und Zukunft der transatlantischen Beziehungen erforscht werden sollen. Die Chance zur Realisierung dieses Projektes ergab sich mit der Aufnahme des Vorhabens in den Förderrahmen des Bundesprogramms „Nationale Projekte des Städtebaus“ im Jahr 2016. Im Zuge der städtebaulichen Neuordnung, Sanierung und Umnutzung der historischen Kasernenanlage sollte das ehemalige Kommandantengebäude als kulturelle und wissenschaftliche Einrichtung entwickelt werden. In den Jahren 2018 und 2019 wurde das Gebäude dann entsprechend technisch instandgesetzt und der Zugang für Personen mit Einschränkungen ermöglicht. Im November 2018 machte der Gemeinderat der Stadt Heidelberg mit seiner Zustimmung zum Betreiberkonzept endgültig den Weg frei für die Einrichtung des „Mark Twain Center für transatlantische Beziehungen“ (MTC). Das MTC wird bis auf weiteres in der Trägerschaft der Stadt Heidelberg verbleiben und ist als eigenständige Abteilung an das Kurpfälzische Museum Heidelberg angebunden.

Das MTC entsteht im Gebäude der ehemaligen Kommandantur an der Heidelberger Römerstraße. Das nach dem ehemaligen kommandierenden General Geoffrey Keyes benannte Gebäude veranschaulicht die wechselhaften deutsch-amerikanischen Beziehungen in besonderer Weise. Errichtet im Zuge der Remilitarisierung Deutschlands im Jahr 1937, diente das Gebäude der Wehrmacht zunächst als Offiziersmesse neben der ebenfalls neu errichteten „Großdeutschlandkaserne“. In verschiedenen Räumen versuchten die nationalsozialistischen Erbauer mit Hilfe künstlerisch-propagandistischer Elemente – wie dem beeindruckenden Farbglasbild im Vestibül – das neu aufgestellte Regiment in die Traditionslinien der deutschen Militärgeschichte einzureihen.



Vestibül der ehem. Offiziersmesse, heute MTC (Foto: Steffen Diemer, Stadt Heidelberg)

Mit der Besetzung Heidelbergs durch die US-Streitkräfte am 30. März 1945 wurde die Kaserne Bestandteil des Hauptquartiers, zunächst der 6. Armeegruppe und kurz darauf der 7. US-Armee. Nach einem anfänglichen Truppenabbau brachte die Neuausrichtung der amerikanischen Europapolitik seit der sowjetischen Berlin-Blockade 1948/49 und dem Beginn des Korea-Kriegs 1950 dem Heidelberger Standort eine wachsende Bedeutung. Das Keyes-Building wurde dabei zum Sitz des US-Oberbefehlshabers und des Stabschefs. Der ehemalige Ballsaal des Casinos diente fortan als Konferenzraum. Von Heidelberg aus steuerten und verwalteten die in Europa stationierten Einheiten der US-Armee ihre Einrichtungen und Aktivitäten und entwarfen strategische Einsatzplanungen. Erst mit den NATO-Einsätzen auf dem Balkan im Verlauf der 1990er Jahre rückte auch das Heidelberger Hauptquartier zunehmend in den Mittelpunkt militärischer Operationen. Gleichzeitig waren immer mehr NATO-Staaten mit eigenen Kontingenten in der Stadt vertreten. Die militärstrategische Neuausrichtung der USA zu Beginn der 2000er Jahre brachte auch für Heidelberg die Wende und die Standortschließung nach 68-jähriger Militärpräsenz.

## Zielsetzung und Aufgaben

Das Mark Twain Center soll mit seinen vielfältigen Aktivitäten die Erinnerung an die amerikanische Präsenz in Heidelberg wachhalten und den transatlantischen Dialog fördern. Dazu zählen die historisch-wissenschaftliche Aufarbeitung der deutsch-amerikanischen Beziehungen, die Organisation von Kultur- und Bildungsangeboten sowie die Diskussion von Zukunftsfragen im transatlantischen Verhältnis. Das MTC soll überdies ein Ort des Austausches und der Kooperation von Fachinstitutionen und Vereinen der deutsch-amerikanischen Zusammenarbeit auf lokaler, nationaler und internationaler Ebene werden.

Das MTC begreift sich als lebendiger Erinnerungsort, an dem ein regelmäßiger Austausch für alle Interessierten möglich wird sowie die Mitwirkung und Partizipation auf verschiedenen Ebenen angeregt werden. Ein erster Schwerpunkt der Arbeit ist die Einrichtung einer multimedialen Dauerpräsentation zu den transatlantischen



Ansicht des MTC von der Römerstraße aus (Quelle: Mark Twain Center)

Beziehungen aus spezifisch Heidelberger Perspektive. Die Präsentation entsteht auf einer Fläche von ca. 1300 m<sup>2</sup> und schließt die historisch besonders bedeutsamen Räume im MTC (z.B. Kommandantenzimmer und Konferenzraum) ein, die ergänzt um multimediale Installationen zu zentralen Vermittlungs- und Gestaltungsräumen werden.

### **Präsentation zu den transatlantischen Beziehungen**

Im Rahmen der zukünftigen Dauerpräsentation wird Multiperspektivität ermöglicht und Raum für Fragen an die deutsch-amerikanische Geschichte gegeben. Die Verbindungen zwischen Deutschen und Amerikanern waren ständigen Wandlungen unterzogen und entziehen sich einfachen historischen Einordnungen bzw. dominierenden Sichtweisen. Besucherinnen und Besucher sollen erleben können, wie ein Miteinander im Freund-Feind-Verhältnis der Nachkriegsjahre möglich wurde, welche Spannungen und Konflikte in der Folgezeit auf lokaler Ebene entstanden sind und in welcher Weise solche Konflikte – wenn überhaupt – gelöst werden konnten. Das Beispiel Heidelbergs macht dabei deutlich, dass die Beziehungen auf lokaler Ebene immer auch im Zusammenhang mit nationalen oder internationalen Entwicklungen gesehen werden müssen.

In diesem Kontext werden gesellschaftliche, politische, ökonomische und militärische Aspekte der deutsch-amerikanischen Beziehungen gleichberechtigt berücksichtigt. Da die historischen Verbindungen zwischen Heidelberg und den USA bis in die Zeit vor Gründung der Vereinigten Staaten zurückreichen und wichtige Impulse für die Entwicklungen der Nachkriegszeit gegeben haben, sollen auch diese in exemplarischer Weise behandelt werden. Stichworte sind die Massenauswanderung von Deutschen aus der Pfalz, die außergewöhnliche Beteiligung von Deutschen im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg oder die besondere Anziehungskraft Heidelbergs für US-amerikanische Studierende und Touristen im 19. und frühen 20. Jahrhundert.

Mit der gewaltlosen Übernahme Heidelbergs durch die US-amerikanische 6. Armee im März 1945 begann auch die Nutzung der ehemaligen Wehrmachtsstandorte durch US-Einheiten. Bemerkenswert ist dabei, dass die bauhistorischen Spuren auf dem Gelände der ehemaligen „Großdeutschlandkaserne“ und insbesondere die ausdrucksstarken Elemente der NS-Propagandakunst in dem ehemaligen Offizierskasino von der US-Militärführung in Heidelberg nahezu ohne Eingriffe erhalten worden sind. Die Auseinandersetzung mit dieser spezifischen Form der „Vergangenheitsarbeit“ bildet die inhaltliche Brücke zur Darstellung der militärgeschichtlichen Entwicklung der Heidelberger Garnison. Ein Stadtmodell zeigt die größeren und kleineren Standorte der US-Streitkräfte, andere Spuren führen zu den Clubs und zivilen Einrichtungen, die über Jahrzehnte hinweg Orte der Begegnung von Deutschen und US-Amerikanern waren. Besucherinnen und Besucher können sich mittels eines mobilen Leihgeräts eine Vielzahl von Zusatzinformationen erschließen oder die Besonderheiten der Orte in kurzen filmischen Beschreibungen durch ehemalige Bewohner kennenlernen.

Die weiteren Ausstellungsräume werden einen Eindruck vermitteln von der Aufgabenvielfalt der militärischen Führungsebene und den Lebens- und Arbeitsbedingungen innerhalb einer Garnisonsanlage. Individuelle Lebensbilder zeichnen Karrie-

restationen einzelner Soldatinnen und Soldaten nach und zeigen auch, wie Diskriminierung und Rassismus die beruflichen Perspektiven von weiblichen Militärangehörigen oder den Angehörigen ethnischer Minderheiten in den Streitkräften nachhaltig beeinflusst haben. Weitere zentrale Bereiche der Dauerpräsentation sind den zivilen Aspekten des Miteinanders von Deutschen und US-Amerikanern in Heidelberg gewidmet. Der demokratische Aufbruch in Heidelberg ist eng mit der Präsenz der US-Amerikaner in der Stadt verbunden und wird in der Dauerpräsentation breiten Raum einnehmen. Gleiches gilt für die vielfältigen Formen des Austausches in den wechselnden Musikclubs der Stadt, im Sport oder im organisierten Vereinswesen.

Die gesamte Gestaltung der Dauerpräsentation im Mark Twain Center orientiert sich stark am Prinzip des biografischen Erkundens und Lernens. Entwicklungen sollen anhand von Einzelbiografien deutlich gemacht werden, die durch historische Einordnungen ergänzt und erläutert werden. Die Vermittlung funktioniert primär mit Hilfe von mobilen Geräten in digitaler Form, die zum Ausprobieren und Mitmachen einladen und ausgewählte Objekte in einen Kontext setzen und miteinander vernetzen. Besuchende können sich zudem die Inhalte selbstbestimmt und selbstgesteuert erschließen und vertiefen. Die technikgestützte Gestaltung ermöglicht es außerdem, die Ausstellung immer wieder zu ergänzen und so mittel- und langfristig neue wissenschaftliche Erkenntnisse und neue individuelle Zeugnisse zu integrieren.

### **Laufende Programmangebote**

Die Realisierung der Dauerpräsentation im MTC wird in verschiedenen Schritten bis zum Herbst 2021 erfolgen. Darüber hinaus bietet das Mark Twain Center bereits aktuell regelmäßig Sonderausstellungen und verschiedene Programme zur individuellen Mitwirkung an. So läuft beispielsweise seit dem Herbst 2019 die monatliche Mitmachveranstaltung „History Harvest“, bei der ausgewählte Objekte, Gegenstände oder Bilddokumente mit ihrer besonderen Geschichte vorgestellt werden. Bisher wurden im Rahmen der gutbesuchten Veranstaltungen so unterschiedliche Produkte wie ein Schlüssel zum Mannheimer Militärgefängnis, der im Heidelberger Militärhauptquartier produzierte Leitfaden „Introduction to Germany“ von 1945 oder die von antimilitaristischen GI's aus Heidelberg herausgegebene Schriftenreihe „Fight bAck“ vorgestellt und historisch eingeordnet. Wir möchten alle Bürgerinnen und Bürger auch weiterhin einladen, Fotos, Filme und Objekte jeder Art für eine Nutzung in der Dauerpräsentation zur Verfügung zu stellen.

Für Sonderausstellungen steht im Mark Twain Center eine zusätzliche Ausstellungsfläche von ca. 150 m<sup>2</sup> zur Verfügung. Dieser Bereich wird im Sommer und Herbst 2020 für eine erste selbst kuratierte Sonderausstellung genutzt, mit der der Namensgeber gewürdigt und sein Bezug zu den Aufgaben des Mark Twain Center deutlich gemacht wird („Travel is fatal to prejudice – Mark Twain in Heidelberg“). Gezeigt wird Twain als kluger Beobachter, der sich offen und reflektiert neuen kulturellen Erfahrungen stellt und diese in verständlicher und oft humoristischer Form seinem Publikum vermittelt. Mit seiner interkulturell geprägten Sichtweise, die eigene Positionen immer wieder in Frage stellt, steht der Schriftsteller paradigmatisch für den Anspruch des Mark Twain Center an die eigene Arbeit.



Blick in die Mark Twain-Ausstellung (Quelle: Mark Twain Center)

Die Vorbereitung dieser Ausstellung gibt einen Eindruck in die Arbeitsweise, die auch die zukünftigen Vorhaben des Mark Twain Center prägen wird. Größere Projekte werden immer dann möglich sein, wenn regionale und internationale Partner dabei zusammenwirken. Im Fall der Ausstellung zu Mark Twain haben wir wertvolle Unterstützung bei der inhaltlichen Ausarbeitung durch das Kuratorenteam des Mark Twain House & Museum in Hartford, Conn., erhalten. Dort hat Twain fast 20 Jahre lang gelebt und ein prachtvolles Haus unterhalten, in dem sich heute das bedeutendste Museum zu Leben und Werk des Autors befindet. Einen besonderen Akzent setzte die Mitwirkung von Schülerinnen und Schülern der Heidelberger Julius-Springer-Schule. Über sechs Monate hinweg haben sie im Rahmen eines Design Thinking Workshops eigene Konzepte für moderne Ausstellungselemente entwickelt. Die Ergebnisse des Schülerworkshops ergänzen die Ausstellung um filmische und interaktive Elemente. Möglich wurden diese Kooperationen auch durch die Unterstützung der Hopp Foundation for Computer Literacy & Informatics und der Sparkasse Heidelberg.

Weitere Informationen zum MTC und zu den aktuellen Veranstaltungen finden Sie auf der Homepage unter: [www.mark-twain-center.com](http://www.mark-twain-center.com)



Norbert Giovannini (Hg.)  
Ingrid Moraw, Reinhard Riese, Claudia Rink



# STILLE HELFER

Eine Spurensuche in Heidelberg  
1933–1945



KURPFÄLZISCHER VERLAG

**Norbert Giovannini (Hg.)**  
**Ingrid Moraw, Reinhard Riese, Claudia Rink**

**Stille Helfer**  
Eine Spurensuche in Heidelberg  
1933–1945

364 S., über 100 Abb., gebunden, 17 x 23 cm,  
24,80 Euro  
ISBN 978-3-924566-71-5



KURPFÄLZISCHER VERLAG  
HEIDELBERG

Turnerstraße 141 • 69126 Heidelberg  
Tel.: 06221-314940 • [www.kurpfaelzischer-verlag.de](http://www.kurpfaelzischer-verlag.de)



**Verena Meier, Nele Mantaj, Anna Parrisius,<sup>1</sup> Norbert Giovannini**

## **Die Verleihung des German Jewish History Award am 27. Januar 2020 an Norbert Giovannini**

### **1.**

Der Verein Heidelberger Lupe e.V. wandte sich im September 2019 mit einer Bewerbung für Dr. Norbert Giovannini für den German Jewish History Award an die amerikanische Obermayer Stiftung, da der Verein überzeugt war, dass er aufgrund seines außerordentlichen Engagements für die deutsch-jüdische Geschichte Heidelbergs mit diesem Award ausgezeichnet werden solle. Seine intensive Arbeit an diesem Thema folge keinen zweckbestimmten Interessen, sondern sei zu einem Lebenswerk geworden. Die Obermayer Foundation ist eine vor über 20 Jahren gegründete Stiftung des Unternehmers und Chemikers Arthur S. Obermayer (1931–2016), angesiedelt in Dedham in Massachusetts. Seit dem Jahr 2000 werden von ihr deutsche Bürgerinnen und Bürger mit dem German Jewish History Award geehrt, die zur jüdisch-deutschen Geschichte forschen und konkrete kulturelle Arbeit in diesem Kontext leisten. Die 20. Verleihung am 27. Januar 2020 im Abgeordnetenhaus von Berlin machte in der Auswahl der Preisträger deutlich, dass die Obermayer Foundation unter dem Titel „Widen the Circle“ eine Ausweitung der Preisträgerschaft auf Personen und Gruppen beschlossen hat, die sich vor Ort der Bekämpfung von Rassismus, Intoleranz und dem Widerstand gegen die Verfolgung von Minderheiten widmen. Deshalb wurden in diesem Jahr u.a. auch eine Fan-Initiative des Fußballvereins Herta BSC, der Hamburger „Geschichtomat“, eine antifaschistische Initiative aus der Stadt Wurzen bei Dresden und eine Moabiter Lehrerin, ausgezeichnet, die aktive Erinnerungsarbeit mit Schülerinnen realisiert, die allesamt einen Migrationshintergrund haben.<sup>2</sup> Frühere Preisträgerinnen und Preisträger sind Prof. Hilde Schramm und die von ihr mitbegründete Berliner Stiftung Zurückgeben (2019), die Holocaust-Überlebende Margot Friedländer (2018), der Künstler und Initiator der Stolpersteine Günter Demnig (2005) und der Mitbegründer der Alemania Judaica, der evangelische Theologe Joachim Hahn (2000).

Der studentische Verein „Heidelberger Lupe – Verein für Historische Forschung und Geschichtsvermittlung“ wurde im April 2016 gegründet und ist ein Zusammenschluss von Studierenden sowie Absolventinnen und Absolventen der Heidelberger Universität und der Pädagogischen Hochschule Heidelberg. Sie haben sich zum Ziel gesetzt, die Regionalgeschichte Heidelbergs zu erforschen und didaktische Zugänge für die Geschichtsvermittlung zu entwickeln. Seit der Gründung hat Dr. Norbert Giovannini den studentischen Verein tatkräftig mit seiner Expertise und durch seine Kontakte zu einem breiten Netzwerk an Personen in und um Heidelberg unterstützt. Viele Projekte des Vereins, wie das Materialheft mit lokalthistorischen Quellen „Spurensuche – Heidelberg im Nationalsozialismus“ fußen vor allem auf der professionellen Begleitung durch Dr. Norbert Giovannini.

Als die Heidelberger Lupe von der Ausschreibung der Bewerbung für den Obermayer Award erfuhr, war allen Mitgliedern klar, dass sie Dr. Norbert Giovannini dafür vorschlagen wollten. Der Verein initiierte und koordinierte die Bewerbung als

„Lead Nominator“ und konnte 18 weitere Unterstützerinnen und Unterstützer aus dem Bereich der historischen Aufarbeitung und Vermittlungsarbeit, religiösen und politischen Einrichtungen sowie des kulturellen und öffentlichen Lebens gewinnen, die Empfehlungsschreiben als „Supporting Nominators“ verfassten.

Am 27. Januar 2020 wurde der Obermayer Award im Rahmen einer feierlichen Preisverleihung im Abgeordnetenhaus in Berlin an Dr. Norbert Giovannini und sieben weitere Nominierte verliehen.



Alle Preisträger des Obermayer Award 2020. In der Mitte Ralf Wieland, Präsident des Berliner Abgeordnetenhauses und Joel Obermayer, Leiter der Obermayer-Foundation (Foto: Landesarchiv Berlin, Thomas Platow)

## **2. Rede Norbert Giovanninis im Berliner Abgeordnetenhaus am 27. Januar 2020 anlässlich der Verleihung des Obermayer Awards<sup>3</sup>**

Meine sehr verehrten Damen und Herren,  
ich möchte Ihnen sagen, dass ich von ganzem Herzen dankbar bin, nicht nur für die Tage hier in Berlin, das reichhaltige Programm der Obermayer-Foundation, die Möglichkeit, das Konzept und die vielen Menschen, die mit dem Obermayer-Award verbunden sind, kennenlernen zu können. Ich danke für die vielen wunderbaren Gespräche mit den Preisträgern dieses und der vergangenen Jahre. Der Obermayer Award ist eine großartige Initiative, die durch ihre Erweiterung (Widen the Circle) auf die Würdigung von Initiativen gegen Rassismus, Vorurteile und die Verfolgung von Minderheiten noch großartiger wird. Diese Erweiterung antwortet auf Gegenwartsprobleme und sie macht uns darauf aufmerksam, dass wir Probleme aus der Vergangenheit ins Heute transportieren und diese sogar in verschärfter Form weiter

transportiert werden. Es macht mich stolz und glücklich, dass ich diesen Preis erhalte und ich danke ihnen sehr dafür.

Der Ort meines Wirkens ist Heidelberg, ein Ort, den ich Ihnen vermutlich nicht vorstellen muss. 1970 bin ich dort gelandet mit einer (damals) jungen 68er Biographie. Was mich neben vielem anderen angetrieben hat, war die schiere Verzweiflung über die unsäglichen Verleugnungen und Verdrängungen historischer Wahrheiten über die NS-Vergangenheit in unserer Gesellschaft. Deshalb spürten wir die Dringlichkeit und die Notwendigkeit zu erinnern, zu bewahren und aufzupassen, dass die Kultur, die Demokratie, die Freiheit, aber auch das Gedenken an das, was in diesem Land an Grauenhaftem geschehen war, nicht verloren geht, dass es nicht minimalisiert oder verharmlost wird.

Es dauerte seine Zeit, bis neben Familie, Beruf und allen anderen Projekten die Geduld und die Gelassenheit entstanden war, sich in die Archive zu vertiefen und die ganz konkrete Geschichte einer Stadt, vor allem aber der jüdischen Gemeinde unserer Stadt zu rekonstruieren. Ich bin dankbar dafür, dass mir dies mit vielen Mitarbeitern, mit vielen Teams und auf vielen Ebenen gelungen ist. Einige Beispiele.

„Jüdisches Leben in Heidelberg“, erschienen 1992 im Team mit Hans-Martin Mumm und Jo-Hannes Bauer, ist eine Sammlung von Aufsätzen, die sich nicht nur der Phase des Holocaust und dem 20. Jahrhundert widmet, sondern auch hineinschaut in das 19. Jahrhundert und in die großartige Emanzipations- und Modernisierungsbewegung, auch und vor allem innerhalb des städtischen Judentums.

Eine bewegende Sammlung autobiografischer Zeugnisse jüdischer Einwohner unter dem Titel „Erinnertes Leben“ ist 1998 in Zusammenarbeit mit dem verstorbenen Historiker Frank Moraw entstanden. Unzählige Kontakte und Korrespondenzen bildeten die Grundlage dieses Buchs, dessen Lektüre mich heute noch zu Tränen rührt. Es enthält authentische, ehrliche, von Leiden, Alltag, Verzweiflung, Freuden und Zuversicht geprägte Texte.

Es folgte 2011 mit Frank Moraw und Claudia Rink das Projekt, unter dem Titel „Erinnern, Bewahren, Gedenken“ ein vollständiges Lexikon der jüdischen Einwohner der Stadt Heidelberg und solcher, die durch die rassistische Gesetzgebung sozusagen zu Juden rück- oder undefiniert worden sind, zusammenzustellen. Wir wollten Schicksale und Familienzusammenhänge sichtbar machen, Geschichte und Geschichten der Flucht, des Bleibens, von Deportation und Tod, aber auch die Geschichten vom Überleben, dem ungewissen Neuanfang und dem Leben bis heute dokumentieren.

Im letzten Sommer habe ich zusammen mit Claudia Rink, Ingrid Moraw und Reinhard Riese eine Untersuchung zu den „Stillen Helfern“ veröffentlicht, über jene Menschen also, die vorbehaltlos und uneigennützig in der NS-Zeit Engagement und Zivilcourage bewiesen haben, für die es selbstverständlich war, zu helfen. Menschen, die ein Risiko auf sich genommen haben, standhaft geblieben sind, nicht nach ihrem Vorteil geschaut haben. Ich brauche hier, in diesem Kreis, nicht deutlich zu machen, welche brennende Aktualität dieses Thema angesichts der Verfolgungen und Flüchtlingsströme auf der Welt bis heute und gerade heute besitzt.

Für mich selbst stark motivierend sind und waren die Begegnungen mit den jüdischen ehemaligen Einwohnern, die ihre Geschichte in die Stadt gebracht haben, uns ihre Geschichte zurückgebracht haben, mindestens seit 1996, als sie zum ersten Mal in großer Zahl von der Stadt eingeladen wurden. Wir spürten die Notwen-

digkeit, diese Geschichte(n) zu bewahren, damit sie nicht gebunden bleiben an die Lebenszeit derer, die sich erinnern können, sondern dass wir sie weiter transportieren können für künftige Generationen.

Und deshalb haben wir nicht nur Bücher gemacht, sondern ich bin rückschauend glücklich, dass ich in vielen Stadtführungen, in vielen Seminaren, in vieler Projektarbeit die Möglichkeit hatte und habe, alles Erforschte zu vermitteln an Menschen jeden Lebensalters, an alle Neugierigen und Interessierten, wie z.B. 2004 für eine Bürgerinitiative, die sich vorgenommen hatte, die Namen all derer auf 18 Tafeln an einer Seitenwand des alten Synagogenplatzes zu dokumentieren, die „ausgewiesen, deportiert, ermordet und in den Tod getrieben“ (so die Inschrift auf der letzten Tafel) worden sind. Wodurch zugleich ein Lernort geschaffen wurde, ein Ort des Wissens, ein Ort der Erinnerung. Es ist ein Glück für mich, dass ich auch im Kontext der jüdischen Gemeinde erzählen kann, erzählen von der alten Gemeinde und den Erinnerungsbezügen zur heutigen Gemeinde und so ein Band herstellen kann, das die unterbrochene Geschichte wieder aneinander knüpft.

Vieles war und ist nur möglich im Kontext des Heidelberger Geschichtsvereins, den wir vor 25 Jahren gründeten. Er stellt für mich das personelle, das forschende und das kommunizierende Reservoir der qualifizierten Stadtgeschichtsforschung dar.

Zu den beglückenden Erlebnissen gehört die Zusammenarbeit mit jungen Menschen, mit Schülern, mit Kindern, mit Jugendlichen, mit Studierenden. Und deshalb wird Verena Meier, die Vorsitzende des Vereins Heidelberger Lupe, der mich nominiert hat, ein paar Worte über unsere gemeinsame Arbeit sagen. Ich danke Ihnen.



Verleihung des Obermayer German Jewish History Award im Abgeordnetenhaus von Berlin am 27. Februar 2020. V.l.n.r. Ralf Wieland, Präsident des Abgeordnetenhauses Berlin; Norbert Giovannini; Felix Pawlowski, Heidelberger Lupe e.V.; Verena Meier, Heidelberger Lupe e.V.; Karen S. Franklin, Obermayer Foundation (Foto: Landesarchiv Berlin, Thomas Platow)

### 3. Beitrag Verena Meier, Verein Heidelberger Lupe e.V.

Für unseren studentischen Verein war es, wie man im Englischen sagt, ein „no brainer“ Herrn Dr. Norbert Giovannini für diesen Award zu nominieren. Er hat uns stets tatkräftig mit seiner Expertise und seinen Kontakten zu einem breiten Netzwerk an Personen unterstützt und, lieber Norbert, du hast uns dabei geholfen, über uns selbst hinauszuwachsen und uns in unserer Persönlichkeitsentwicklung auch zu unterstützen.

Sein Engagement ging weit darüber hinaus, was die meisten Menschen ehrenamtlich leisten können oder zu leisten bereit sind. Während seiner kritischen Besprechung unserer Manuskripte zu einem Materialheft war er stets einfühlsam und unterstützte uns dabei, unsere eigenen Ansätze zu überdenken, neue Ideen zu entwickeln und diese auch umzusetzen. Er war für uns damit mehr als ein reiner Experte, sondern vielmehr ein Mentor, der uns stets als Studierende auf Augenhöhe begegnete.

Wir danken dir dafür sehr und freuen uns auf weitere Zusammenarbeit.



Verleihung des Obermayer-Awards 2020. V.l.n.r. Verena Meier, Juliane Hoheisel, Anna Parrisius, alle Heidelberger Lupe e.V.; Sabrina Zinke, stv. Leiterin des Universitätsarchivs Heidelberg; Norbert Giovannini; Claudia Rink, 2. Vors. des Heidelberger Geschichtsverein, Verlegerin; Felix Pawlowsky, Heidelberger Lupe e.V. (Foto: Sabine Giovannini)

#### Anmerkungen

- 1 Mitglieder der Heidelberger Lupe e.V.
- 2 Broschüre mit näheren Informationen zur Biografie der Preisträger und Preisträgerinnen von 2020 sowie ihren Projekten online unter <http://obermayer.us/award/2020/obermayer-awards-program-2020-german.pdf> [zuletzt aufgerufen am 9.3.2020].
- 3 Die Rede von Norbert Giovannini wurde für die Veröffentlichung in einigen Passagen überarbeitet. Einige Namensnennungen, die im Vortrag der knappen Zeitvorgabe wegen weggefallen waren, wurden ergänzt. Der Vortrag ist in deutscher Sprache und englischer Übersetzung eingestellt unter <https://www.youtube.com/watch?v=1PLmpNz3TJo> [zuletzt aufgerufen am 9.6.2020].



Marina Kaiser, Alexandra Ziegler

## Zum Sozialistischen Patientenkollektiv (SPK) Heidelberg

Projektarbeit in Klassenstufe 10 der Elisabeth-von-Thadden-Schule 2018/19

### 1. Der Projektimpuls

Das Sozialistische Patientenkollektiv war eine Organisation, die Anfang der 1970er-Jahre aus der Kritik an der herrschenden Psychiatrie entstand und einen Umbruch in der Behandlung psychischkranker Patienten bewirken wollte. Die immer radikaler werdende Bewegung um den Arzt Dr. Wolfgang Huber und die möglichen Folgen dieser Radikalisierung warfen für uns viele Fragen auf. So haben wir im Rahmen des Geschichtswettbewerbs der Körber-Stiftung vom September 2018 bis Februar 2019 über das Sozialistische Patientenkollektiv (SPK) in Heidelberg geforscht.<sup>1</sup>

Unsere Arbeit reichten wir im Februar 2019 bei der Körber-Stiftung ein. Sie wurde zunächst auf Landesebene prämiert. Dieser Preis wurde im Neuen Schloss in Stuttgart verliehen. Später wurde unsere Arbeit noch mit einem dritten Preis auf Bundesebene ausgezeichnet.<sup>2</sup>



Verleihung des Landespreises des Geschichtswettbewerbs der Körber-Stiftung am 20. September 2019 in Stuttgart, Neues Schloss. V.l.n.r. Dr. Thomas Paulsen, Vorstand der Körber-Stiftung; Dr. Eva Bernhardt, Tutorin; Marina Kaiser; Alexandra Ziegler; Dr. Caroline Gritschke, Haus der Geschichte Baden-Württemberg (Foto: Werner Kuhnle, Körber-Stiftung)

Bei unserer Arbeit sind wir der Frage nachgegangen, ob und welche Auswirkungen das SPK auf seine Patient\*innen, die Gesellschaft und die Psychiatrie hatte und wie diese auf seine zunehmende Radikalisierung reagierten. Deshalb gaben wir unserer



Arbeit auch den Titel „Das Sozialistische Patientenkollektiv Heidelberg – stärkt oder hemmt Radikalität den Umbruch?“.

Wir setzten uns Anfang des Schuljahres 2018 in der eigens für den Wettbewerb von unserer Lehrerin Eva Bernhardt gegründeten Geschichts-AG mit anderen interessierten Schüler\*innen zusammen und überlegten, welche möglichen Themen in Frage kommen. Wir haben uns recht schnell für das SPK entschieden, nicht zuletzt weil dessen Name ungewöhnlich war. Zudem fanden wir es auffallend, dass wir vom SPK noch nie etwas gehört hatten, obwohl es in Heidelberg agierte und zu seiner Zeit große Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat.

Wir sammelten grundlegende Informationen und stützten uns vor allem auf das 2016 erschienene Buch „Wir wollten ins Verderben rennen – die Geschichte des Sozialistischen Patientenkollektivs Heidelberg“ von Christian Pross<sup>3</sup>, auf Zeitungsartikel aus der damaligen Zeit und zahlreiche, vom SPK veröffentlichte Flugblätter.

Wir stellten fest, dass in der vorhandenen Literatur sehr wenig zu den Auswirkungen des SPK im Hinblick auf die Psychiatriereform oder den Umgang mit Patienten in psychiatrischen Einrichtungen zu finden ist. Im Laufe der Recherche wurde uns auch immer deutlicher, dass das SPK eine starke Radikalisierung durchgemacht hatte und sowohl im Inneren, als auch gegenüber der Öffentlichkeit provozierend, in manchen Teilen zunehmend militant aufgetreten war. So kamen wir schließlich auch zu unserer oben genannten Leitfrage.

Neben Recherchen im Universitäts- und Stadtarchiv Heidelberg interviewten wir Zeitzeugen, die uns viel über die sie betreffenden individuellen Auswirkungen und über die gesellschaftlichen Reaktionen auf die zunehmende Radikalität des SPK mitteilten.

Nach der Sammlung von Informationen und Eindrücken begannen wir im Dezember 2018 mit dem Schreiben unserer Forschungsarbeit.

## **2. Historischer Hintergrund. Psychiatrie und Psychiatriereform**

Bereits in den 1950er-Jahren wurden erste Schritte zur Reform der Psychiatrie unternommen. In Heidelberg geschah dies vor allem durch Prof. Walter Ritter von Baeyer, der seit 1955 Direktor der Psychiatrischen und Neurologischen Universitätsklinik Heidelberg war. Zusammen mit Prof. Heinz Häfner und Prof. Karl Peter Kisker veröffentlichte er 1965 die Denkschrift „Dringliche Reformen in der psychiatrischen Krankenversorgung der Bundesrepublik“<sup>4</sup> und machte auf die Missstände in deutschen Psychiatrien und der Praxis der psychiatrischen Behandlung aufmerksam. Allerdings waren noch 1970 Missstände, wie das Fixieren von Patienten und erzwungene Sitzbäder an der Tagesordnung, ebenso wurden immer noch Elektroschocks zur Behandlung verwendet.

Eine spezifisch Heidelberger Reaktion auf diese Missstände war die Entstehung des SPK Anfang 1970. Dabei handelte es sich um eine Therapiegemeinschaft in der Psychiatrischen Universitätsklinik Heidelberg, die es sich zum Ziel gesetzt hatte, die Hierarchien und Verfahren der Schulpsychiatrie radikal zu verändern und die Arzt-Patient-Hierarchie zu beseitigen. Zudem wollten die Initiatoren die Patienten zur Selbsthilfe in Therapiegruppen organisieren. Das SPK selbst wurde in Heidelberg im Februar 1970 von dem Assistenzarzt Dr. Wolfgang Huber zusammen mit einigen seiner Patienten nach längeren Auseinandersetzungen mit der Klinikdirektion ge-



gründet. Huber war infolge dieser Streitigkeiten entlassen worden. Er und einige seiner Patienten besetzten gemeinsam mit ein paar Studenten der Projektgruppe Medizin die Klinikverwaltung und forderten, dass er wieder eingestellt werde, was am 2. März 1970 auch tatsächlich stattfand. Einige Patienten traten in den Hungerstreik. Daraufhin wurden dem SPK vom damaligen Universitätsrektor Rolf Rendtorff Räume in der Rohrbacher Straße 12, die der Universität gehörten, zur Verfügung gestellt. Hubers Gehalt wurde weiterhin bezahlt unter der Voraussetzung, dass er die Behandlungen auch tatsächlich zum Abschluss brachte. An diese Vorgabe hat sich Huber indes nicht gehalten.

In den internen Diskussionen des SPK entwickelte sich in kürzester Zeit eine radikale politische Orientierung; der Kapitalismus wurde als Ursache aller Krankheiten betrachtet, denn nicht der einzelne Mensch sei krank, sondern die Gesellschaft. Krankheit stellte in dieser Sicht eine gesunde und revolutionäre Reaktion auf die krankmachende Gesellschaft dar, zugespitzt in der Parole: Aus der Krankheit eine Waffe machen. Konsequenter propagierte das SPK die Abschaffung des Kapitalismus und steigerte das öffentliche Auftreten mit „Teach-Ins“ und zahlreichen Flugblättern.

Im SPK waren drei Dimensionen der Radikalität zu finden. Zunächst einmal im Therapieansatz, der für die damalige Zeit in Deutschland revolutionär war, da er die Aufhebung der Hierarchie zwischen Ärzten und Patienten forderte und ein radikal humanistisches Konzept des Umgangs miteinander vertrat. Diese Ideen waren aber zuvor schon von anderen Psychiatriekritikern gefordert und in anderen europäischen Ländern teilweise umgesetzt worden.

Auch, wie schon erwähnt, die politische Meinungsbildung im SPK radikalisierte sich zunehmend. Und zum Dritten muss man in der zunehmenden Bereitschaft einzelner SPK-Mitglieder zur praktizierten Gewalttätigkeit eine Dimension der Radikalität sehen, die bis zur Beschaffung und Anwendung von Waffengewalt führte.

Bei der polizeilichen Fahndung wurden Waffen, Munition, Sprengstoff, Funkgeräte, eine Werkstatt zur Fälschung von Papieren und Pamphlete unterschiedlicher Stadtguerillagruppen gefunden. Außerdem waren einige Mitglieder in eine Schießerei in Wiesenbach bei Heidelberg verwickelt. Dies führte schließlich dazu, dass mehrere SPK-Mitglieder, auch Wolfgang Huber, verhaftet wurden. Die SPK-Praxis in der Rohrbacher Straße 12 wurde geschlossen und das SPK begann sich aufzulösen. Daraufhin folgten noch mehrere Strafprozesse, bei denen unter anderem Huber zu viereinhalb Jahren Haft verurteilt wurde.

Anhänger des SPK gründeten eine Art Nachfolgeorganisation, das „Informationszentrum Rote Volksuniversität“ (IZRU), welches die Inhaftierten unterstützte.

### **3. Die Befragung von Zeitzeugen**

Um nun die Fragestellung „Stärkt oder hemmt Radikalität den Umbruch“ zu beantworten, benötigten wir Zeitzeugen. Dazu schalteten wir eine Anzeige in der Rhein-Neckar-Zeitung, in der wir Personen, die zu dieser Zeit in Heidelberg lebten oder in irgendeiner Verbindung zum SPK standen, aufriefen, sich bei einer eigens dafür eingerichteten E-Mail-Adresse zu melden. Nach einiger Zeit meldete sich ein Zeitzeuge. Nachdem wir mit ihm ein Interview geführt hatten, nannte er uns weitere Namen, durch die wir auf weitere Personen stießen. Auch über den Heidelberger Geschichtsverein gelangten wir an Zeitzeugen. Zudem stellte sich Prof. Christian Pross,

selbst SPK-Mitglied und Verfasser einer ausführlichen Untersuchung über das SPK, für ein Interview zur Verfügung.

Auf Wunsch mancher Zeitzeugen wurden deren Aussagen anonymisiert.

Im Ganzen interviewten wir acht Zeitzeugen. Die Interviews wurden transkribiert und ausgewertet. Unter den Zeitzeugen waren sowohl ehemalige Mitglieder als auch außenstehende Beobachter. Die Gespräche waren teils sehr berührend, oft sehr emotional und haben uns tief beeindruckt. Manche der Zeitzeugen redeten bei diesem Gespräch das erste Mal über ihre Erlebnisse und Eindrücke. Wir sind sehr dankbar, dass sie ihre Erfahrungen und Erinnerungen mit uns geteilt haben.

Wir werteten die Gespräche aus und verglichen die Aussagen miteinander. Wir beleuchteten die Auswirkungen in unterschiedlichen Kategorien. Zum einen untersuchten wir die Auswirkungen auf Patienten im SPK, sowohl im Hinblick auf die Auswirkungen des Therapieansatzes als auch auf die Radikalisierung der Patienten. Außerdem untersuchten wir die Auswirkungen des SPK auf die Psychiatrie und deren Behandlungsmethoden. In diesem Kapitel differenzierten wir zwischen regionalen und überregionalen Auswirkungen.

Die Aussagen der Zeitzeugen unterschieden sich besonders bezüglich der Auswirkungen auf die Patienten. Einige Zeitzeugen sind der Meinung, das SPK hätte anfangs durchaus positive Konsequenzen für Patienten gehabt. Doch nach der Auflösung hätten einige ihren Anlaufpunkt verloren. Das ganze Thema und auch die Auflösung des SPK ist für viele bis heute emotional sehr aufwühlend. Viele haben auch alle Kontakte abgebrochen und das Thema vollständig verdrängt. Wir waren sehr überrascht, wie viele Zeitzeugen anonym bleiben wollten, denn immerhin liegt die Zeit des SPK schon fast 50 Jahre zurück. Trotzdem scheint es bei vielen Beteiligten nachhaltig tief aufrührende Erinnerungen an diese Zeit zu geben.

Einige berichten, dass schon von Anfang an negative Erlebnisse bestanden. So seien einige Patienten mit ihren Problemen nicht weiter gekommen und hätten mit dem SPK gehadert. Einige wenige erzählen aber auch von einem immerhin stabilisierenden Effekt durch die Gruppentherapie, der auch noch lange nachhalte.

#### **4. Unser Fazit**

Für uns erscheint es nicht ersichtlich, dass das SPK ein bedeutender Auslöser der Psychiatrie-Reform war und in Deutschland oder weltweit große Veränderungen bewirkt hat. Dies ist vor allen Dingen auf die kurze Existenzdauer und die zumeist abschreckende Radikalität zurückzuführen. Wir halten es jedoch für möglich, dass das SPK mitgeholfen hat, die Psychiatrie-Reform in Schwung zu bringen, dadurch, dass die vom SPK kritisierten Verhältnisse und Verfahren öffentlichkeitswirksam bekannt gemacht und diskutiert wurden. Zumindes für die Anfangszeit können wir feststellen, dass das SPK wichtige Bedeutung für einige Patienten im Raum Heidelberg hatte. Mitteilungen der Zeitzeugen legen nahe, dass das SPK unter Umständen länger hätte bestehen können, vielleicht auch langfristig eine Einrichtung der Universität hätte werden können und damit einen direkten Umbruch zum Nutzen der Patienten hätte bewirken können, wenn die Initiatoren nicht politische radikale Thesen mit den therapeutischen Ansätzen vermischt hätten.

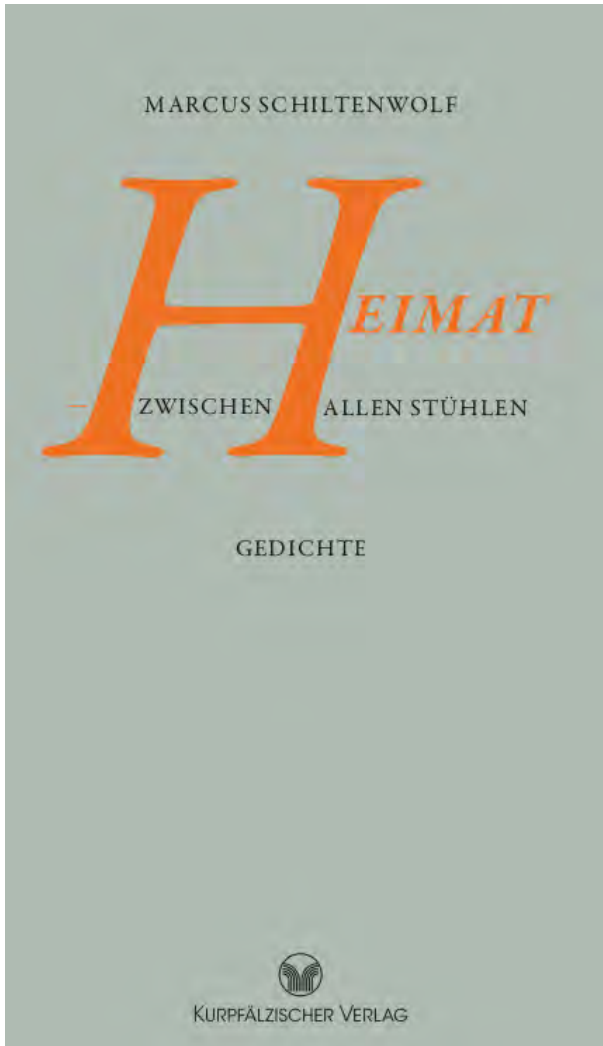
Wir sind den Zeitzeugen sehr dankbar, dass sie ihre Eindrücke und Erlebnisse mit uns geteilt haben. Aber auch dem Stadtarchiv Heidelberg und dem Universitäts-

archiv Heidelberg gilt unser Dank. Unterstützt haben uns unsere Tutorin Eva Bernhardt und unsere Eltern, die die Texte gegengelesen haben. Da dies unsere erste „wissenschaftliche“ Arbeit war, waren wir sehr froh, dass wir diese wertvollen Rückmeldungen bekommen haben. Schlussendlich sind wir durchaus stolz auf unsere Arbeit, da sich die Mühe, die wir in das Projekt investiert haben, am Ende ausgezahlt hat. Wir haben uns sehr über die Preise gefreut, die wir damit gewonnen haben und waren auch sehr glücklich über die positiven Reaktionen, die wir von vielen Menschen, auch von den Zeitzeugen, bekommen haben.

## **Anmerkungen**

- 1 Der Geschichtswettbewerb der Körber-Stiftung gibt immer ein bestimmtes Überthema vor, zu dem die von den Teilnehmern gewählte Thematik und die Fragestellung passen müssen. 2018/19 lautete das Thema „So geht’s nicht weiter. Krise, Umbruch, Aufbruch“. Außerdem muss das Thema entweder mit der eigenen Familiengeschichte oder mit der Region, in der man lebt, in Verbindung stehen. Vgl. <https://www.koerber-stiftung.de/>
- 2 Marina Kaiser, Alexandra Ziegler: Das Sozialistische Patientenkollektiv Heidelberg. Stärkt oder hemmt Radikalität den Umbruch? Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten und der Körber-Stiftung, Beitragsnummer 20190336.
- 3 Christian Pross: „Wir wollten ins Verderben rennen“: die Geschichte des Sozialistischen Patientenkollektivs Heidelberg 1970–1971, Köln 2016.
- 4 Heinz Häfner, Walter von Baeyer, Karl Peter Kisker: Dringliche Reformen in der psychiatrischen Krankenversorgung der Bundesrepublik. Über die Notwendigkeit des Aufbaus sozialpsychiatrischer Einrichtungen (Psychiatrischer Gemeindezentren), in: Helfen und Heilen. Diagnose und Therapie in der Rehabilitation, Heft 4, 1965, S. 118–125.

**Neuerscheinung im Oktober 2020**



**Marcus Schiltewolf**  
Heimat –  
Zwischen allen Stühlen

**Gedichte**

92 Seiten  
Klappbroschur  
Fadenheftung  
11 × 19 cm  
16,- Euro  
ISBN 978-3-924566-81-4



**KURPFÄLZISCHER VERLAG**

Inh.: Claudia Rink  
Turnerstraße 141 • 69126 Heidelberg  
Tel.: 06221/314940 • [www.kurpfaelzischer-verlag.de](http://www.kurpfaelzischer-verlag.de)

**Ulrike Duchrow**

## **Vierzig Jahre Solidarität mit Geflüchteten in Heidelberg**

### **Geschichte des Asylarbeitskreises von 1980–2020. Eine Selbstdarstellung**

Der Heidelberger Gemeinderat fällte in den letzten Jahren zwei Beschlüsse zur Flüchtlingspolitik: 2017 erklärte er sich als einer der ersten in Baden-Württemberg bereit, 50 Flüchtlinge aus dem Relocationprogramm<sup>1</sup> aufzunehmen, 2018 beschloss er, den Appell anderer deutscher Städte zu unterstützen, schnellstmöglich eine Lösung für Geflüchtete zu finden, die aus Seenot gerettet wurden, und bekräftigte die Bereitschaft der Stadt zur Aufnahme von Geretteten. Beide Beschlüsse gehen auf die Initiative des Asylarbeitskreises Heidelberg e.V. zurück. Er hoffte auf die positive Wirkung solcher Beschlüsse in der Öffentlichkeit und den Einfluss der Stadt auf die Bundesregierung, z.B. durch den Städtetag und das Land. Dass es zu diesen – fast einstimmig gefassten – Beschlüssen kam, spricht für die Offenheit des Gemeinderats und der Heidelberger Gesellschaft gegenüber der Unterstützung Geflüchteter. Dazu hat die lange Tradition der Asylarbeit in Heidelberg vermutlich wesentlich beigetragen. Die Asylarbeit findet an der Schnittstelle von lokaler und globaler Politik statt. In Heidelberg war der politische Aspekt der Asylarbeit immer ebenso stark ausgeprägt wie der karitative und humanitäre. Wie sie entstand und wie sie sich im Laufe von vierzig Jahren entwickelt hat, soll hier nachgezeichnet werden. Dabei stützt sich die Verfasserin auf Protokolle, Jahresberichte, Interviews mit Beteiligten und Zeitungsartikel sowie auf ihr eigenes gesammeltes Material und ihre Erinnerung als Mitarbeiterin und zeitweise als Vorstandsmitglied seit fast dreißig Jahren.

#### **1. Die Anfänge 1980–1991: Von der Amnesty-Asylarbeit zum selbstständigen Arbeitskreis**

Die Unterstützung von Asylbewerbern in Heidelberg ging Ende der 1970er Jahre von einigen aktiven Mitgliedern von Amnesty International (Amnesty) aus. Die Kernaufgabe von Amnesty war damals der Schutz von politisch Verfolgten. Das schloss den Einsatz für das Asylrecht und die Hilfe für einzelne Asylsuchende ein. Im Amnesty-Bezirk Heidelberg wurde diese Aufgabe erstmals etwa 1978 wahrgenommen, wie aus einer Mitgliederliste hervorgeht, in der eine Asylreferentin genannt wird.<sup>2</sup> 1980 wurde Berthold Münch, damals noch in der juristischen Ausbildung, bis vor Kurzem praktizierender Anwalt für Asylrecht in Heidelberg, als Bezirksreferent von Amnesty für Asylarbeit erwähnt.<sup>3</sup> Ein Schreiben der Stadt Heidelberg vom 14. Oktober 1980, unterzeichnet von Oberbürgermeister Reinhold Zundel, gibt einen Hinweis auf Münchs Tätigkeit. Dessen Brief ist nicht mehr vorhanden; er muss wohl an die Ausländerbehörde der Stadt appelliert haben, ihre Entscheidungskompetenz auszunutzen, um einen Flüchtling vor der Abschiebung zu bewahren. Zundel belehrte ihn darüber, dass die Ausländerbehörden weisungsgebunden seien

und dass „es doch wohl unbestritten in unser aller Interesse [liegt], wenn das Asylrecht nicht weiter missbraucht wird.“

Das Schreiben wirft ein Licht auf die damalige Situation der Geflüchteten in Deutschland. Im Jahr 1980 stieg ihre Zahl stark an – sie verdoppelte sich gegenüber 1979 von 51.493 auf 107.818<sup>4</sup> – und damit wuchs auch die Sorge vor angeblicher Überfremdung. Die Zunahme hatte vor allem mit der Verfolgungssituation im Iran, in Äthiopien (Unabhängigkeitsbestrebungen der Eritreer) und in der Türkei (Verfolgung der Kurden) zu tun. Auch in Heidelberg stieg die Zahl der Asylbewerber von 212 im ganzen Jahr 1979<sup>5</sup> auf 354 Mitte 1981; sie kamen u.a. aus Indien (97), Pakistan (14), der Türkei (30) und der CSSR (14)<sup>6</sup>. Weitere 53 anerkannte Flüchtlinge aus Laos nahm Heidelberg 1980 auf im Rahmen einer humanitären Aktion der Bundesregierung. Sie fanden im Emmertsgrund ein neues Zuhause und wurden von der Bevölkerung dort überwiegend freundlich aufgenommen.<sup>7</sup> Als Reaktion auf den Anstieg der Flüchtlingszahlen beschloss Baden-Württemberg zahlreiche Einschränkungen für Flüchtlinge, u.a. die Unterbringung in Sammelunterkünften (wurde in Heidelberg erst viel später umgesetzt), Residenzpflicht, d.h. Geflüchtete durften den Stadt- oder Gemeindebezirk, in dem sie untergebracht waren, nicht verlassen, Arbeitsverbot, Sachleistungen statt Bargeld für ihren Lebensbedarf (wurde in Heidelberg erst 1994 umgesetzt), Verbot der politischen Betätigung, Verbot Besuch (außer Verwandten) zu empfangen.<sup>8</sup> Der Sozialausschuss der Stadt Heidelberg beriet am 13. September 1982 über die Umsetzung des Gesetzes, u.a. über die Einschränkung der Zahnbehandlung von Geflüchteten.<sup>9</sup> Verschärft wurde auch die Rechtsprechung: Das Bundesverwaltungsgericht entschied 1983, dass drohende Folter nur dann einen Anspruch auf Asyl begründet, wenn sie politisch motiviert ist. Als Teil der allgemeinen Verhörmethode sei sie nicht asylrelevant.<sup>10</sup>

Es waren diese Gesetzesverschärfungen, die Amnesty bundesweit zum Engagement für Flüchtlinge motivierte, aber auch die Überzeugung, dass auf lokaler Ebene nicht genug für Flüchtlinge getan werde. Es gab keine Vorbereitung auf das Asylverfahren, es gab keinen Sprachunterricht, es gab keine Unterstützung durch Sozialarbeiter\*innen. Ebenso war es der zunehmende Fremdenhass, dem Amnesty offensiv entgegentrat. Amnesty lud mit päd-aktiv Heidelberg (Lehrerselbsthilfegruppe) und dem Deutschen Roten Kreuz (DRK) am 3. Juli 1981 zu einer Podiumsdiskussion im Zieglerbräu ein: „Asylrecht in Gefahr“. Auf dem Podium waren u.a. Rechtsanwalt Berthold Münch und der Asylbeauftragte der evangelischen Kirche in Baden, Pfarrer Wolfgang Weber. Im Aufruf hieß es: „Flüchtlinge sind gefährdet. Nicht gefährlich. Sie fliehen vor persönlicher politischer Verfolgung aus diktatorischen Ländern. [...] Sie fliehen, weil sie Angehörige bedrängter ethnischer und religiöser Minderheiten sind. [...] Nicht die Existenz der Deutschen steht auf dem Spiel, sondern die der Flüchtlinge.“<sup>11</sup> Die Asylgruppe des Bezirks Heidelberg von Amnesty gab 1984 eine Broschüre heraus, in der der Umgang mit Asylsuchenden kritisiert und Verbesserungen gefordert wurden. „Aus bitterer Erfahrung unserer jüngsten Geschichte wissen wir: das Asylrecht für politisch Verfolgte ist unverzichtbar und darf nicht geschmälert werden.“<sup>12</sup> Die Broschüre fordert u.a.: neutrale Beratung vor Antragstellung, staatlich geförderte Grundsprachkurse, Barauszahlung der ungekürzten Sozialhilfe, dezentrale Unterbringung.

Für die Einrichtung von Sprachkursen setzten sich verschiedene Organisationen in Heidelberg alsbald energisch ein: neben Vertreter\*innen von Amnesty fanden

sich u.a. auch solche von Caritas, Diakonie, evangelischer Kirche, Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW) und päd-aktiv am 13. März 1986 zusammen, um auf Einladung des DRK über die Koordinierung des Sprachunterrichts zu sprechen.<sup>13</sup> Einige Organisationen boten Sprachkurse an, die weitgehend ehrenamtlich gehalten wurden. Von den Flüchtlingen, die wegen des Arbeitsverbots oft zu jahrelanger Untätigkeit verurteilt waren, wurden die Kurse sehr gut angenommen, reichten aber nicht aus, weshalb viele zusätzlich auf eigene Kosten Kurse in der Volkshochschule besuchten, die sie sich vom Munde absparten. Die genannten Organisationen bedauerten, dass die Stadt ihr Engagement nicht würdigte, sondern in Eigenregie Sprachkurse durchführen wollte. Der Gemeinderat hatte dafür Mittel in Höhe von 30.000 DM bewilligt. Nicht nur der Sprachunterricht, auch die soziale Betreuung wurde bis dahin ehrenamtlich von einzelnen Gruppen geleistet, vor allem von päd-aktiv. Dass die Stadt bislang keine Sozialbetreuung eingerichtet hatte, lag an dem Gerangel mit dem Land um die Kosten. Schließlich wurde 1986 eine einzige Sozialarbeiterin für die 308 Asylsuchenden angestellt. Im Unterschied zu anderen Kommunen waren die Asylbewerber in Heidelberg dezentral untergebracht. Die 55 Wohneinheiten, die die Stadt angemietet hatte, lagen im gesamten Stadtgebiet. Darauf führte die Rhein-Neckar-Zeitung (RNZ) zurück, dass es keine schwerwiegenden Probleme zwischen Einheimischen und Asylbewerbern gab, vielmehr gab es zahlreiche Beispiele von spontaner Hilfsbereitschaft.<sup>14</sup>

Ungeachtet dieses positiven Aspekts spitzte sich im Juli 1986 die Diskussion um das Thema Asyl in der Öffentlichkeit und der Presse erheblich zu. Rechtsanwalt Bertold Münch richtete deshalb einen Brief an die RNZ: „Mit wachsender Sorge beobachtet Amnesty International, Bezirk Heidelberg, wie in den letzten Tagen eine Asyldebatte in einer Weise entfacht worden ist, die der humanitären Konzeption unserer Verfassung und den internationalen Verpflichtungen der Bundesrepublik Deutschland diametral entgegengesetzt ist.“ Der Brief beklagt, dass die Zahlen „in unverantwortlicher Weise“ hochgespielt würden, dass die Berichterstattung unseriös sei, weil sie die Feststellungen des Bundesamts für die Anerkennung ausländischer Flüchtlinge nicht berücksichtige. Er weist darauf hin, dass das Asylrecht eines der höchsten Güter unserer Verfassung sei und auf der gleichen Stufe wie andere Grundrechte, z.B. dem der Meinungsfreiheit, stehe. Besonders heftig kritisierte er die Forderung der CSU, den Zugang zu den Gerichten zu versperren. Der Brief schließt mit dem Hinweis auf die NS-Zeit: „Vielleicht ist es kein Zufall, dass all dies um den 20. Juli geschieht. Wir wollen einfach nicht glauben, dass die vornehmsten Lehren aus der Nazidiktatur, der Schutz vor politischer Verfolgung und die Bindung der öffentlichen Gerichtsbarkeit, in den Wind geschlagen werden sollen.“<sup>15</sup>

Bald danach gab es einen weiteren Anlass für öffentlichen Protest der Heidelberger Amnesty Gruppe: Erstmals sollten zwei Eritreer aus Heidelberg abgeschoben werden. Sie waren in zweiter Instanz mit ihrer Klage gescheitert. Der Verwaltungsgerichtshof Mannheim begründete sein Urteil damit, „dass ihnen lediglich das für totalitäre Herrschaftssysteme übliche Schicksal“ drohe.<sup>16</sup> Das hätte Haft, Folter bis hin zur Todesstrafe bedeuten können. In ihrer Not suchten sie bei Mitgliedern von Amnesty Rat, die sich an das Ordnungsamt, die Parteien und die Kirchen wandten. Es wurde eine Anzeige in der RNZ geschaltet, die von über hundert Personen unterschrieben wurde.<sup>17</sup> Auch andere Organisationen setzen sich ein, darunter die Gemeinderatsfraktion der Grün-Alternativen Liste (GAL) des Gemeinderats, die an die

Stadt appellierte, ihren Ermessensspielraum auszunutzen.<sup>18</sup> Es lag Amnesty und allen anderen daran, einen Präzedenzfall zu verhindern. In Heidelberg waren ca. achtzig eritreische Geflüchtete, in Deutschland 4000. Ob die Öffentlichkeitsarbeit und die Appelle an das Regierungspräsidium Erfolg hatten, war nicht zu klären. Die beiden Flüchtlinge sollen nach Aussage von Freunden nach Holland gegangen sein, was dafür spricht, dass sie für Deutschland keinen Aufenthaltstitel erhalten hatten.

Solange die Asylarbeit von Amnesty sich für politische Menschenrechte einsetzte, d.h. u.a. für das Recht auf Asyl, Flüchtlinge auf das Asylverfahren vorzubereiten und Geflüchtete bei einer Klage vor Gericht zu unterstützen, entsprach dies dem Mandat von Amnesty. Sie hatte aber inzwischen eine gewisse Eigenständigkeit entwickelt und bezog sich auf Bereiche, die nicht mehr vom Mandat von Amnesty gedeckt waren.<sup>19</sup> Daher hatte sich 1987 sozusagen als Ausgründung von Amnesty der „Asylarbeitskreis Humanes Exil“ gebildet, der in enger Kooperation mit Amnesty tätig war.<sup>20</sup> Manche der aktiven Mitglieder des neu gegründeten Kreises machten weiter Asylarbeit im Rahmen von Amnesty. Außer dem schon erwähnten Berthold Münch waren es vor allem Helmuth Thomsen, Elaine Griffiths und Vera Spindler, die sich besonders engagierten. Diese Aufzählung ist unvollständig, es waren sehr viel mehr Personen als persönliche Betreuer\*innen und als Sprachlehrer\*innen in der Flüchtlingsarbeit tätig. Die Hauptarbeit leistete damals nach Auskunft der Interviewten Helmuth Thomsen, der im Ruhestand war und deshalb über mehr Zeit als die anderen verfügte. Er war Mitbegründer und Kassenwart des AK Humanes Exil, bereitete die Geflüchteten auf ihre Anhörung beim Bundesamt vor und begleitete viele von ihnen zur Anhörung nach Zirndorf, dem damaligen Sitz des Bundesamts für Migration und Flüchtlinge (BAMF).<sup>21</sup> Zur Lage der Flüchtlinge in Heidelberg im Jahr 1987 informiert der Jahresbericht des Bezirks Heidelberg von Amnesty: Inzwischen gab es 500 Flüchtlinge in Heidelberg, die von drei Sozialarbeiter\*innen betreut wurden. Psychologische oder psychiatrische Betreuung war nur durch Vermittlung von Einzelpersonen möglich, Kinder besuchten die Schulen nur als Gasthörer – es gab keine Schulpflicht. Es standen nur wenige spezialisierte Rechtsanwälte zur Verfügung. Besonders wurde die Perspektivlosigkeit von Jugendlichen beklagt, die keine Ausbildung absolvieren durften. Die Asylverfahren dauerten mindestens zwei, oft aber auch sechs und sieben Jahre.<sup>22</sup> Ab 1988 organisierte der AK Humanes Exil zusammen mit dem katholischen Jugendbüro Wochenenden zur Begegnung für deutsche Jugendliche und junge Geflüchtete zum gegenseitigen Kennenlernen. Finanziert wurden die Freizeiten durch Gebühren der deutschen Teilnehmenden und Mittel der Trägervereine, möglicherweise auch durch öffentliche Fördermittel.<sup>23</sup> Verantwortlich für die Freizeiten war Vera Spindler.

1991 kam es zu einer Krise innerhalb von „Humanes Exil“. Helmuth Thomsen hatte sich mit einem gut gemeinten und nötigen Projekt, ein psychosoziales Behandlungszentrum zu gründen, hoch verschuldet. Er tauchte daraufhin unter.<sup>24</sup> Es war seine Tragik, dass er über seinem hohen Engagement das Augenmaß für die Realisierung seines Vorhabens verloren hatte. Der AK Humanes Exil verlor sein Domizil, denn das von Thomsen angemietete Büro stand nun nicht mehr zur Verfügung. Die Mitglieder mussten sich vorerst auf ein Provisorium einrichten. Das Büro der katholischen Jugend in der Bahnhofstraße 53 rettete den AK Humanes Asyl vor der Obdachlosigkeit: Das Asylcafé und die monatlichen Treffen fanden dort statt. Für die Beratungen stellte Elaine Griffiths ihr Büro zur Verfügung. Für Fortbildungen



im Asylrecht lud Berthold Münch in seine Kanzlei ein. Es war ein Provisorium, aber zugleich ein Neuanfang in der Asylarbeit in Heidelberg. Die Mitglieder beschlossen, einen Verein mit neuem Namen zu gründen.

## **2. Asylarbeit von 1991–2001: Protest gegen Flüchtlingspolitik und Kooperation mit der Stadt**

In den 90er Jahren stand die Asylarbeit vor großen Herausforderungen. Die Flüchtlingszahlen in Deutschland stiegen nach dem Fall der Mauer und im Verlauf der Jugoslawienkriege stark an, von knapp 100.000 im Jahr 1988 auf über 400.000 im Jahr 1990.<sup>25</sup> Gleichzeitig kam es zu ausländer- und flüchtlingsfeindlichen Anschlägen. Diese Entwicklungen hatten Auswirkungen auch auf Heidelberg. Zwar gab es keine fremdenfeindlichen Anschläge, doch auch hier war die Stimmung angespannt. Die Verantwortung des AsylAK wurde größer, ebenso nahm das Engagement der Bevölkerung zu. Die Unterstützung von Geflüchteten ging weit über den Asylarbeitskreis hinaus. Die 90er Jahre waren auch dadurch gekennzeichnet, dass die Bundesregierung auf die höheren Flüchtlingszahlen mit einer immer restriktiveren Asylgesetzgebung antwortete. Für den AsylAK war es eine Zeit der Protestaktionen, zugleich auch der Intensivierung seiner Unterstützung für einzelne.

### **2.1 Gründung eines Vereins und Neuanfang**

Die Voraussetzungen für seine Arbeit verbesserten sich Anfang der 90er Jahre. Im September 1991 wurde ein eingetragener Verein mit dem Namen Asylarbeitskreis Heidelberg e.V. (AsylAK) von 25 Mitgliedern gegründet.<sup>26</sup> „Zweck des Vereins ist der humanitäre Einsatz für Personen, die vor Menschenrechtsverletzungen und Gefahr für Leib und Leben in die Bundesrepublik Deutschland geflüchtet sind. Weitere Zielsetzungen sind die sachliche Aufklärung der Öffentlichkeit und Gespräche mit Behörden, zur Verbesserung der Beziehungen zwischen Flüchtlingen und Deutschen.“<sup>27</sup> Zum Vorsitzenden wurde Heinrich Reinhard (Student), zur stellvertretenden Vorsitzenden Vera Spindler (Sozialarbeiterin), und zur Finanzreferentin Annegret Fabricius (Lehrerin) gewählt.<sup>28</sup> Auch die Raumfrage wurde bald geklärt. In der Evangelischen Stadtmission in der Landfriedstraße 16 konnte der AsylAK nun einziehen. Sie bot geradezu ideale Bedingungen: Es gab ein Büro und einen Versammlungsraum, in dem die immer größer werdenden Treffen und das Asylcafé stattfanden. Diese Wohnung blieb dem AsylAK bis 2001 erhalten. Oberbürgermeisterin Beate Weber wurde zur Einweihung eingeladen.<sup>29</sup> Wertvolle Hilfe verdankte der AsylAK Siglinde Haußecker die im Rahmen ihrer Tätigkeit beim Diakonischen Werk mit ihm eng zusammenarbeitete. Sie nahm an den Sitzungen teil, unterstützte Aktionen und beriet Geflüchtete. Nach ihrem Abschied aus Heidelberg übernahm Ellen Jahraus-Michy diese Rolle.

Der idealen Arbeitssituation stand nun aber eine schwierige Finanzsituation gegenüber. Während der bisherige Versammlungsort umsonst war, kamen jetzt monatliche Ausgaben in Höhe von 900-1000 DM (davon Miete 683 DM) dazu, denen Einnahmen aus Spenden von 250 DM gegenüberstanden.<sup>30</sup> Verschiedene Bettelbriefe an die Stadt Heidelberg und an das Landratsamt des Rhein-Neckar-Kreises zeu-

gen von der prekären finanziellen Lage. Bürgermeister Beß lehnte einen regelmäßigen Mietkostenzuschuss ab, vertröstete den AsylAK aber mit einer Sonderzuwendung, wenn am Ende des Jahres Haushaltsmittel übrig bleiben sollten, was nicht gerade Planungssicherheit schaffte.<sup>31</sup> Erwähnenswert ist die Antwort von Landrat Schütz, zeigt sie doch den unterschiedlichen Umgang mit Geflüchteten und ihren Helfer\*innen zwischen dem Rhein-Neckar-Kreis und Heidelberg. Dem AsylAK wird in scharfem Ton eine Absage erteilt mit dem Argument, dass die Asylbewerber Residenzpflicht hätten und den Landkreis gar nicht verlassen dürften, um sich in Heidelberg beraten zu lassen.<sup>32</sup> Erfolgreich mit seinen Anfragen war der AsylAK lediglich bei der Stadtmission, die die Betriebs- und Heizungskosten übernahm.<sup>33</sup> Eine bemerkenswerte Spendenaktion besserte die Finanzen für einige Zeit: Die Künstlergruppe '79 stellte 70 Werke, Originalzeichnungen, Radierungen etc. zur Verfügung, die im Jugendtheater versteigert wurden und 4160 DM einbrachten. Sie wurden vom Intendanten des Theaters, Peter Stolzenberg, überreicht.<sup>34</sup>

Angesichts der großen Anzahl der Geflüchteten und der zunehmenden Fremdenfeindlichkeit erweiterte der AsylAK Anfang der 90er Jahre seinen Tätigkeitsbereich erheblich. Er veranstaltete Begegnungsfreizeiten, Vorträge in Kirchengemeinden, Vereinen und Schulklassen, Veranstaltungen in der Volkshochschule, Informationsstände. Dabei wurde immer wieder daran erinnert, dass eine Million Deutsche während der NS-Zeit fliehen mussten und im Ausland Asyl erhalten hatten. Ein Plakat mit den Abbildungen prominenter Flüchtlinge aus Deutschland unterstützte diese Mahnung. Die ehrenamtlichen Berater\*innen wurden in Fortbildungsseminaren zum Asylrecht geschult, die der Jurist Jürgen Blechinger durchführte.

Im Oktober 1991 entstand unter Beteiligung des AsylAKs und dreißig weiterer Gruppen und Institutionen das Netzwerk Heidelberger Bündnis für Asyl und gleichberechtigtes Zusammenleben (Bündnis). Es war die Reaktion auf die abscheulichen Anschläge gegen Flüchtlinge und Migranten, u.a. in Hoyerswerda sowie die rassistische Rhetorik einiger Politiker. Das Bündnis wurde initiiert von Albrecht Rohrmann, dem damaligen Geschäftsführer des Kreisverbands der Grünen und der Verfasserin in ihrer damaligen Funktion als Mitglied des Grünen Kreisvorstands. Nachdem Albrecht Rohrmann Heidelberg bald danach verließ, organisierte sie die Aktivitäten des Bündnisses. Es war ein lockerer Zusammenschluss von über dreißig Gruppen bzw. Institutionen, die sich in Heidelberg mit Ausländer- und Asylfragen befassten. Neben Migrant\*innen-Gruppen, dem AsylAK und Flüchtlingsinitiativen in den Stadtteilen gehörten ihm Caritas, Diakonisches Werk, Parteien (Grüne/GAL, SPD), der Ausländerrat, der Verband Deutscher Sinti und Roma, die jüdische Gemeinde und der Deutsche Gewerkschaftsbund (DGB) an. „Das Bündnis sieht es als seine Aufgabe an, gemeinsam und öffentlich für die Erhaltung des Asylrechts und gegen Ausländerfeindlichkeit aufzutreten“<sup>35</sup>, heißt es in der Grundsatzklärung. Es organisierte Demonstrationen, Pressekonferenzen und kulturelle Veranstaltungen mit dem Ziel, zur Versachlichung der Diskussion, zu Hilfsbereitschaft und Toleranz beizutragen. Treffen fanden einmal im Monat zusammen mit dem AsylAK in der Landfriedstraße 16 statt, mit dem gemeinsam auch ein monatlicher Rundbrief an die Mitglieder verschickt wurde. Beide zeichneten verantwortlich für eine Demonstration am 13. Mai 1993 gegen die geplante Änderung des Grundrechts auf Asyl, den sog. „Bonner Asylkompromiss“. Die Demo wurde als Trauer- und Protestzug angekündigt. Alle sollten Schwarz tragen, ein Sarg, der die bevorstehende Abschaffung des

Asylrechts symbolisierte, führte den Zug an.<sup>36</sup> Eine besonders phantasievolle Aktion fand zu dieser Zeit ebenfalls in der Verantwortung des Bündnisses mit einer Schulklasse statt: Die Kinder bauten eine Mauer mit Umzugskartons mitten in der Hauptstraße beim Bunsendenkmal und beschrifteten sie mit Protesten, um auf die Abschottung Europas gegen Flüchtlinge durch die Grundgesetzänderung aufmerksam zu machen.<sup>37</sup>

## 2.2 Folgen der steigenden Flüchtlingszahlen

Wegen der steigenden Zahl der Asylsuchenden wurde die Zuweisungsquote für die Kommunen immer weiter erhöht. Im Juli 1992 betrug sie 9,5 pro 1000 Einwohner, so dass die Stadt 1311 Geflüchtete aufnehmen musste. Sie war bestrebt, „den um Asyl nachsuchenden Menschen für die Dauer des Verfahrens einen humanen Aufenthalt in Heidelberg zu gewährleisten.“<sup>38</sup> Im Gegensatz zu anderen Städten blieb Heidelberg weiterhin bei einem dezentralen Aufnahmesystem. Zwar konnten Geflüchtete nun nicht mehr überwiegend in angemieteten Wohnungen untergebracht werden, vielmehr richtete die Stadt Unterkünfte für kleine Gruppen in den verschiedenen Stadtteilen ein, zum Teil in umgewidmeten Hotels wie dem „Deutschen Kaiser“ in Handschuhheim oder im „Goldenen Löwen“ in Ziegelhausen. Diese kleineren Unterkünfte mitten in den Stadtteilen sollten, anders als große Unterkünfte weit abseits der Stadt, zugleich der Sicherheit der Asylbewerber und ihrer Akzeptanz in der Bevölkerung dienen.<sup>39</sup> Diesem Konzept entsprach freilich nicht die Unterkunft im Oftersheimer Weg 19, die weit draußen direkt neben der Mülldeponie („Recyclinghof“) lag. Die Unterstützergruppe dieser Unterkunft, der die Verfasserin selbst angehörte, übte sich in gewaltfreiem Widerstand und richtete eine Telefonkette ein, um auf einen Überfall vorbereitet zu sein. Eine Rattenplage führte 1996 zur Schließung der Unterkunft. Insgesamt gab es 1992 elf Unterkünfte. Nicht nur die Asylkreise in den Stadtteilen, sondern teilweise auch die Stadtteilvereine und die Bevölkerung insgesamt, unterstützten die Menschen nach Kräften, die vor allem aus dem ehemaligen Jugoslawien vor dem Bürgerkrieg geflohen waren. Der AsylAK war vor allem in der Unterkunft in der Henkel-Teroson-Straße aktiv. Dort lebten die Geflüchteten in Mobil Homes sehr gedrängt, es gab keinen Gemeinschaftsraum, was die Organisation von Aktivitäten, z.B. Sprachunterricht und Spielgruppen schwierig machte.

Unmut und Widerstand in der Bevölkerung kamen auf, als am westlichen Ende der Blumenthalstraße Mobil Homes für neunzig bis hundert Geflüchtete gebaut werden sollten. Es ist erstaunlich, mit welcher Vehemenz ein großer Teil der Bewohner gerade eines der wohlhabendsten Stadtteile sich gegen die Pläne der Stadt auflehnte. Sie lösten eine Medienkampagne aus, die weit über Heidelberg hinaus ging. U.a. empörte sich die Welt am Sonntag<sup>40</sup>, es gab eine Unterschriftenliste, die von 300 im Umkreis der geplanten Asylunterkunft wohnenden Personen unterschrieben wurde, darunter ein Nobelpreisträger.<sup>41</sup> Von anderen Gruppen erhielt Oberbürgermeisterin Beate Weber Unterstützung, u.a. von den Kirchengemeinden des Stadtteils. Ein offener Brief: „Es sind Menschen wie du und ich“, appellierte an das Mitgefühl der besorgten Anwohner\*innen, in dem er an die Not der Menschen, die vor den Kriegsgefahren geflohen seien, erinnerte. In Heidelberg solle eine „Asylkonfrontation wie in anderen Städten durch bürgerschaftliche Gespräche und Kompromissbereitschaft vermieden“ werden.<sup>42</sup> Die Oberbürgermeisterin bedankte sich in einem offenen Brief

in der RNZ vom 13. Oktober 1992 für die Unterstützung: „Da der Unwille, der Protest und die Ablehnung – vor allem von Menschen, von denen man es am wenigsten erwartet – noch nicht überwunden sind, ist die Hilfe möglichst vieler Mitbürgerinnen und Mitbürger dringend erforderlich.“

Es gab in dieser bewegten Zeit gleichwohl Zeichen starker Solidarität mit Flüchtlingen und anderen Opfern rassistischer Angriffe. Nach den Mordanschlägen in Mölln am 23. November 1992 kamen bei einer von der GAL Fraktion organisierten Demonstration 5000 Menschen zusammen, mehr als je zuvor bei einer Demonstration in Heidelberg. Neben Repräsentant\*innen der Stadt, der Parteien und der Kirchen war auch das Bündnis mit einer Rede vertreten.

## 2.3 Kirchenasyle

Während der 90er Jahre kam es in Heidelberg zu mehreren Kirchenasylen, die Geflüchtete vor einer als unmenschlich empfundenen Abschiebung schützen sollten. Familie K. wurde auf die Initiative des Diakonischen Werks und des AsylAK von der evangelischen Gemeinde in Rohrbach-West im Dezember 1992 in Obhut genommen. Die K.s, ein kurdisches Ehepaar aus der Türkei mit zwei kleinen Kindern, dessen Klage gegen die Ablehnung ihres Asylgesuchs negativ entschieden worden war und das vor der Abschiebung stand, hatte begründete Angst vor Verhaftung und Folter. Herrn K. wurde vorgeworfen, mit der verbotenen Arbeiterpartei Kurdistans PKK Verbindung zu haben. Gemeinden, die Kirchenasyl gewähren, berufen sich auf die christliche Beistandspflicht, zu der die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) ein Thesenpapier beschlossen hatte. „Sie gilt auch gegenüber Menschen, die sich durch [...] Abschiebung an Leib und Leben bedroht sehen und sich deswegen um Hilfestellung an einzelne Christen, [...] eine Kirchengemeinde oder die Kirche wenden.“<sup>43</sup> „Beistand ist kein Widerstand gegen die Rechtsordnung.“<sup>44</sup> Das Thesenpapier betont, dass durch ein Kirchenasyl Zeit gewonnen werden solle, um eine Abschiebungsentscheidung im Einzelfall zu überprüfen.

Ein Kirchenasyl ist eine große Herausforderung für alle Beteiligten, für die Geflüchteten selbst, die die kirchlichen Räume über Wochen, manchmal Monate nicht verlassen dürfen und weiterhin unter Angst vor Abschiebung leiden, für die Kirchengemeinde und alle anderen Unterstützer\*innen, also u.a. den AsylAK, die eine Betreuung meist rund um die Uhr organisieren müssen, sich um die Kommunikation mit den Behörden und dem Anwalt, um die Öffentlichkeitsarbeit und die ganz konkrete Versorgung der Familie mit Lebensmitteln kümmern müssen. Vertreter\*innen der genannten Beteiligten trafen sich regelmäßig zu Besprechungen. Für den Notfall, d.h. für den Fall, dass die Polizei zur Abschiebung kommt, war eine Telefonkette vorgesehen: Möglichst viele Helfer\*innen sollten sich nacheinander benachrichtigen und vor Ort zusammen kommen, um Zeug\*innen der Abschiebung zu sein. Die gerade in der Kirche anwesenden Helfer\*innen würden in diesem Fall mit der Familie einen Gottesdienst feiern, denn nach dem Gesetz darf die Polizei einen Gottesdienst nicht stören. Das Kirchenasyl fand während der Weihnachtszeit statt. Die Verfasserin hat selbst an der Betreuung in diesen Tagen teilgenommen und erinnert sich an eine sehr bewegende Zeit mit den K.s und den Mitarbeiter\*innen. Nach einer weiteren gerichtlichen Überprüfung ihres Falles erhielten die K.s einen Aufenthaltstitel.

Die besondere Härte der Rechtsprechung gegenüber Kurden aus der Türkei führte 1994 zu einem weiteren Kirchenasyl in der Friedenskirche Handschuhsheim, die den jungen I. aufnahm. Die Anerkennung als Asylberechtigter war ihm mit dem Argument verweigert worden: „Diese Folterungen in der Staatssicherheitsdirektion vermögen ein Bleiberecht des Klägers gestützt auf das Asylgrundrecht nicht zu begründen“, da I. an einer „verbotenen Demonstration teilgenommen“ habe. Bei diesem Kirchenasyl, das erfolgreich beendet wurde, gab es ein Nachspiel. Die beiden Pfarrer der Gemeinde wurden angezeigt und die Kriminalpolizei musste wegen Vergehens gegen das Ausländergesetz ermitteln. Das Verfahren wurde jedoch nach etwa einem Jahr eingestellt.

Es gab noch weitere Kirchenasyle im Laufe der Zeit. Bei zwei Kirchenasylen in der Christus- bzw. in der Blumhardtgemeinde waren Iraner betroffen. Das mit der längsten Dauer, etwa acht Monate, fand 2001 in der Ev.-Luth. Gemeinde in St. Thomas statt und schützte eine Roma-Familie vor der Abschiebung nach Albanien. In allen drei Fällen erhielten die Familien einen Aufenthaltstitel.

## **2.4 Verschärfung des Asylbewerberleistungsgesetzes**

1993 war eine Änderung des Asylbewerberleistungsgesetzes beschlossen worden, die nicht nur eine Kürzung der Zuwendungen unterhalb des Sozialhilfeniveaus vorsah, sondern auch, dass die lebensnotwendigen Dinge als Sachleistungen ausgegeben werden sollten. Im ersten Jahr ihres Aufenthalts wurden nun Lebensmittelpakete, Hygieneartikel, in einigen Bundesländern auch Kleidung an die Geflüchteten verteilt. Sie erhielten außerdem ein Taschengeld von 80 DM.<sup>45</sup> Diese Maßnahmen wurden von Kirchen, Wohlfahrtsverbänden und Asylinitiativen heftig kritisiert. Das Bündnis zusammen mit seinen aktivsten Mitgliedern, dem AsylAK, sowie dem Diakonischen Werk und der Caritas Heidelberg, initiierte eine bundesweit bis dahin einmalige Aktion, „Rückkauf von Menschenrechten“.<sup>46</sup> Im Rhein-Neckar-Kreis war die Paketverpflegung im Januar 1994 bereits eingeführt worden. Das Bündnis kam nun auf die Idee, einigen dort wohnenden Asylbewerber\*innen ihre Pakete abzukaufen und an Heidelberger Bürger\*innen weiter zu verkaufen, um auf das neue Asylbewerberleistungsgesetz, seine Folgen für die Geflüchteten und für die Gesellschaft allgemein aufmerksam zu machen. Im Aufruf zur Aktion hieß es: „Alle, die sich mit Flüchtlingen solidarisch erklären, werden gebeten, sich eine Woche lang aus Lebensmittelpaketen zu ernähren und danach über ihre Erfahrungen zu berichten. Es wäre wünschenswert, dass sich vor allem auch Prominente (aus Politik, Kirche, Stadt, Fachleute wie Ärzte, Ernährungswissenschaftler) daran beteiligen.“<sup>47</sup> Am 9. Dezember 1993 fand eine Auftaktveranstaltung statt, auf der man, ganz um Objektivität bemüht, beide Seiten zu Wort kommen ließ – nämlich Pfarrer Wolfgang Weber und Wolfgang Piorkowski, Leiter der Asylstelle Heidelberg, der die gesetzlichen Vorgaben verteidigen musste. Wolfgang Weber warnte eindringlich vor den Folgen für die Gesellschaft im Allgemeinen, wenn eine Gruppe von Menschen vom Sozialstaatsprinzip ausgeschlossen werde und weniger erhalte als das, was vom Bundessozialhilfegesetz (BSGH) als Existenzminimum angesehen werde. Für die aktiven Mitarbeiter\*innen des Bündnisses war nun ein großer organisatorischer Aufwand zu bewältigen: Es musste Kontakt mit Flüchtlingen im Rhein-Neckar-Kreis aufgenommen werden, es mussten Personen gefunden werden, die nicht nur der Akti-

on wohlwollend gegenüberstanden, sondern auch bereit waren, das Geld für die Pakete zu bezahlen, sich eine Woche von den Inhalten zu ernähren und schließlich darüber zu berichten. Auch der Kauf der Pakete und ihr Transport zum Diakonischen Werk mussten getätigt werden, wo die Probanden sie abholten – manchen wurden sie auch ins Haus gebracht. All das duldeten keinen Aufschub, weil die Pakete verderbliche und tiefgefrorene Lebensmittel enthielten. Außerdem musste die Öffentlichkeitsarbeit weitergeführt, Informationsstände organisiert und Lobbyarbeit gemacht werden. Die Heidelberger Dekane der katholischen und evangelischen Kirche, die Leiter von Caritas und Diakonischem Werk Heidelberg und der DGB Region Nordbaden sandten einen besorgten Brief an die Bundesministerin für Familie und Senioren sowie an den Innenminister von Baden-Württemberg.

Mit dem Titel „Gegessen wie Asylbewerber“ lud das Bündnis zu einer weiteren Veranstaltung ein, auf der die Aktion „Rückkauf von Menschenrechten“ ausgewertet wurde.<sup>48</sup> Sie wurde von Thomas Bormann vom Süddeutschen Rundfunk moderiert. Der Eindruck der 58 Testesser ergab insgesamt ein sehr negatives Bild. 58 Personen hatten die Pakete gekauft, 25 hatten durchgehalten und sich eine Woche lang davon ernährt. Die meisten fanden die Versorgung nicht ausreichend und die Zusammensetzung mangelhaft. Durchschnittlich wurden für 20 DM ergänzende Lebensmittel dazugekauft, so viel wie ein Asylbewerber in der Woche als Taschengeld erhielt. Aber es ging ja gar nicht nur um den Inhalt der Pakete, sondern um die diskriminierende Behandlung von Menschen, die bei uns Schutz suchen. Wenn Flüchtlinge nicht selbst einkaufen und sich keine Mahlzeit nach ihrem Geschmack zubereiten können, dann schränkt das ihr Selbstbestimmungsrecht und ihr Wohlbefinden erheblich ein. Wenn sie die Pakete abholen, werden sie als Asylbewerber\*innen erkannt und oft genug als „Wirtschaftsflüchtlinge“ beleidigt. Ein Asylbewerber, der zur Vorstellung der Aktion eingeladen war, berichtete, auf Ämtern und in der Straßebahn begegne man ihm, als sei er „wegen des Essens [gekommen, aber] wir kommen aus einer Diktatur.“<sup>49</sup> Besonders gravierend wurde aber von den Flüchtlingshelfer\*innen angesehen, dass die Paketverpflegung einzig und allein der Abschreckung diene, wie die Politiker ausdrücklich erklärten. So müssten die Flüchtlinge, die hier lebten, als Sündenböcke herhalten für die, die ferngehalten werden sollten.<sup>50</sup> Mit jedem Paket zeige man ihnen, dass sie hier nicht erwünscht seien. Wegen des Verwaltungsaufwands kostete die Versorgung mit Sachleistungen den Steuerzahler allein in Baden-Württemberg pro Jahr 60 Millionen DM mehr, als wenn Bargeld ausgezahlt worden wäre.<sup>51</sup>

Die Heidelberger Aktion fand ein großes überregionales Echo. Die Stuttgarter Zeitung, die Frankfurter Rundschau, die taz, die Badische Zeitung, um nur einige zu nennen, berichteten darüber und sie wurde in vielen Städten nachgeahmt. Nicht von allen wurde sie positiv aufgenommen: An den Ständen begegnete den Aktivist\*innen häufig Ablehnung: „Die Asylbewerber sollen froh sein, dass sie hier sind und sich nicht noch über das Essen beschweren.“<sup>52</sup> Das Sozialamt des Rhein-Neckar-Kreises drohte den Mitarbeiter\*innen des Asylarbeitskreises mit einer Anzeige wegen Verstoßes gegen die Gewerbeordnung, wenn sie Flüchtlingen Pakete abkauften. Das „Sonntagsblatt“ warf den Initiator\*innen „moralischen Rigorismus“ vor.<sup>53</sup>

Zum Erfolg hat die Aktion nicht geführt, aber sie hat ein Zeichen gesetzt für die Heidelberger Bevölkerung und das Sozialamt, das mit der Wachsamkeit der für Asyl

Engagierten rechnen musste. Die Paketverpflegung wurde im April 1994 eingeführt und verdarb den Flüchtlingen noch 15 Jahre lang den Appetit.

## 2.5 Protest gegen Abschiebungspolitik

In den 90er Jahren beschäftigte auch die Situation im Kosovo den AsylAK und andere im Bündnis zusammengeschlossene Organisationen. Nach der Aufhebung der politischen und kulturellen Autonomie des Kosovo 1990 begann eine konsequente Serbisierung: Kosovo-Albaner verloren zu 70% ihre Arbeit in der Verwaltung und in der öffentlichen Wirtschaft, es kam zu willkürlichen Verhaftungen und Folter. In den Schulen wurden die Lehrpläne geändert und das Albanische auf ein Minimum reduziert.<sup>54</sup> Diese Lage trieb Kosovo-Albaner in großer Zahl in die Flucht. Ihre Chance auf Asyl war aber gering. Als damalige Vorsitzende des Bündnisses hat sich die Verfasserin – zusammen mit dem Asylarbeitskreis, dem Diakonischen Werk und dem Ausländerrat – besonders um eine Familie aus dem Kosovo gekümmert, die Familie A., die während drei Jahren in der Asylunterkunft im Oftersheimer Weg lebte. Sie hatte nach Ablehnung ihres Asylantrags eine Ausreiseaufforderung erhalten, konnte der aber nicht nachkommen, weil Serbien sich bis dahin geweigert hatte, Kosovo-Albaner zurückzunehmen. Deshalb traf es sie ganz unvorbereitet, als sie mit ihren drei noch sehr kleinen Kindern abgeholt und ohne Vorankündigung in ein Flugzeug nach Tirana gesetzt wurde.<sup>55</sup> Das bedeutete, dass die Familie, die im fremden Land keine Kontakte hatte, drei Wochen auf der Straße leben musste. Dieser Umgang mit Menschen empörte die Unterstützer\*innen. Sie gaben eine Presseerklärung heraus,<sup>56</sup> schrieben Briefe an den Landesinnenminister, an die Heidelberger Ausländerbehörde, an den UNHCR, sie veranlassten eine Resolution des Ausländerrats zu dem Vorfall.<sup>57</sup> Unter anderen wandte sich der Landtagsabgeordnete Dietrich Hildebrandt an das Regierungspräsidium und erhielt die beherrschende Antwort, die Kosovo-Albaner gehörten ja der gleichen Ethnie wie die Albaner an und hätten in Albanien die gleichen Rechte und die Familie könne ja auch über die grüne Grenze zurück ins Kosovo gelangen.<sup>58</sup> Als besonders unfair empfanden die Unterstützer\*innen damals, dass diese Abschiebung unmittelbar vor Abschluss des Rücknahmeabkommens mit Serbien geschah. Das Schicksal der Familie A. teilten viele Kosovo-Albaner\*innen.

Das Bündnis organisierte zwei Veranstaltungen zum Thema Kosovo in der Volkshochschule, die ein gutes Presseecho fanden. Die erste mit dem Titel „Rückführung der Kosovo-Flüchtlinge um jeden Preis?“ fand am 24. Juni 1996 statt und sollte in erster Linie Information, die in der Presse zu kurz kam, vermitteln, zugleich aber auch Solidarität mit den Flüchtlingen aus dem Kosovo demonstrieren, die von Abschiebung bedroht waren.<sup>59</sup> Diese waren dann auch zahlreich zu der Veranstaltung erschienen. Nach Auffassung des Bündnisses erlaubte die politische und die Menschenrechtslage im Kosovo damals keine Abschiebungen. In diesem Sinn sprachen Dr. Muje Rugova, Vorstandsmitglied der Demokratischen Liga des Kosovo (LDK), die sich mit gewaltlosem Widerstand für die Autonomie des Kosovo einsetzte, die Bundestagsabgeordnete Angelika Köster-Lossack und Pfarrer Wolfgang Weber.<sup>60</sup>

Seit Anfang 1997 spitzte sich die Lage tatsächlich gefährlich zu. Es gab eine zweite Veranstaltung am 30. Juni zur drohenden Kriegsgefahr im Kosovo. Flüchtlingsorganisationen fürchteten, dass u.a. die Abschiebungen in den Kosovo, die nach dem Rücknahmeabkommen in großer Zahl stattfanden, zur Verschärfung der

Krise beitragen könnten. Auf dem Papier war eine Rückkehr „unter voller Achtung der Menschenrechte und Würde der zurückkehrenden Personen“ zugesagt, aber da keine Institutionen zur Überwachung des Abkommens vorgesehen waren – die OSZE war 1993 aus Serbien herausgeworfen worden – konnte man dieser Zusicherung nicht trauen.<sup>61</sup> Bei der Veranstaltung waren wichtige Institutionen vertreten: die Kosovoregierung im Exil (Peter Coli), der Bundestag und die OSZE (MdB Gerd Weiskirchen), das Auswärtige Amt (Bernd Borchardt) und die Helsinki Citizens' Assembly (Renate Wanie). Mitveranstalter war neben den im Bündnis organisierten Institutionen auch der Deutsch-Albanische Verein VATRA.

Im Rahmen des Bündnisses fanden bis 2000 noch mehrere Veranstaltungen und Aktionen statt, u.a. zur Bildung von zugewanderten Kindern<sup>62</sup> und zur doppelten Staatsbürgerschaft. Am 9. November, dem Gedenktag der Pogromnacht, wurde zu einer Unterschriftensammlung aufgerufen: „Wir wollen angesichts der massiven Gewalt und offenen Fremdenfeindlichkeit nicht wieder – wie 1938 – in Resignation verfallen.“<sup>63</sup>

Der Protest der Asyl-Engagierten gegen Abschiebungen bezog sich nicht nur auf den Kosovo. Zunehmend wurden Fälle bekannt, die „eine unzumutbare Härte für die Betroffenen darstellten, entweder wegen ihrer persönlichen Lage oder wegen der ihnen im Herkunftsland drohenden Gefahr,“ heißt es in einer Presseerklärung des Bündnisses bereits 1994. Sie zitiert Dieter Berberich von der Polizeigewerkschaft, der auf die Gewissensnöte von Polizeibeamt\*innen hinwies, die Flüchtlinge in Kriegs- und Krisengebiete abschieben müssen. Ein Abschiebestopp wurde für verschiedene Länder gefordert, vor allem für Kurden und Christen aus der Türkei.<sup>64</sup> Prominente wurden gesucht, die in solchen besonders gravierenden Fällen im Vorfeld drohender Abschiebungen öffentlich protestieren.

## **2.6 Gesetzesverschärfungen und verstärkte Zusammenarbeit mit der Stadt**

Am 29. Oktober 1996 feierte der AsylAK sein zehnjähriges Bestehen. Auf welches Datum sich die zehn Jahre bezogen, ist nicht ganz klar, die Vereinsgründung war ja erst 1991 erfolgt, wahrscheinlich war es die Gründung des „Asylarbeitskreises Humanes Exil“ 1987. Das Jubiläum wurde mit einem „multikulturellen Fest für ein internationales, tolerantes und buntes Heidelberg“ gefeiert, bei dem Bürgermeister Dr. Jürgen Beß ein Grußwort sprach. Vera Mercan (vorher Spindler), die zehn Jahre lang Vorsitzende des AsylAK war, gab einen Rückblick auf den Kampf gegen die zunehmende ausländer- und sozialrechtliche Schlechterstellung der asylsuchenden Flüchtlinge.

1997 verschärfte sich die Lage der Asylbewerber abermals: Eine Kürzung der Leistungen um 20% wurde eingeführt, ein totales Arbeitsverbot, ein neues „FlüAG“ (Flüchtlingsaufnahme- und Unterbringungsgesetz) schrieb die Unterbringung in Sammellagern zwingend vor, und die Sozial- und Verfahrensberatung durfte nicht mehr durch die Wohlfahrtsverbände, sondern musste durch Sozialarbeiter\*innen der Stadt durchgeführt werden. Diese durften aber nur formal auf das Asylverfahren vorbereiten, außerdem gab es viel zu wenige, um dem Bedarf gerecht zu werden. Der Asylarbeitskreis musste nun sein Beratungsangebot verstärken. Die Evangelische Landeskirche kam für die Kosten von Rechtsanwalt Berthold Münch auf, der einmal in der Woche eine Sprechstunde in den Räumen des AsylAKs anbot.



Was an Kürzungen und Verschärfungen durch Bund und Land diktiert wurde, bemühte sich die Stadt abzumildern: Oberbürgermeisterin Beate Weber initiierte 2000 die „Leitlinien zur Betreuung ausländischer Flüchtlinge“, die auf dem Stadtentwicklungsplan 2010 beruhen. Die Stadt war damals für fast 3000 Flüchtlinge (Asylbewerber, anerkannte Flüchtlinge, Geduldete) verantwortlich und Bürgermeister Jürgen Beß lud verschiedene Organisationen und Initiativen, die Flüchtlinge unterstützen, zu einem Runden Tisch ein, der in den Jahren 2001/2002 mehrfach zusammenkam. Vor allem ging es darum, die Chancen von Kindern und Jugendlichen zu verbessern, die fast 50% der Flüchtlinge in Heidelberg ausmachten. So sorgte die Stadt z.B. dafür, dass Kinder, für die keine Schulpflicht bestand und für die vom Staat auch keinerlei finanzielle Hilfe bei der Einschulung vorgesehen war, eine Schultüte und eine Grundausstattung, die durch Privatspenden finanziert wurden, erhielten. Es ging außerdem um die sprachliche Förderung der Kinder im Vorschulalter und die Vorbereitung der Jugendlichen auf eine Berufsausbildung.<sup>65</sup>

Ein wichtiges Ergebnis der Leitlinien ist ein Kooperationsvertrag, den die Stadt mit dem Asylarbeitskreis schloss. Damit begann 2001 eine neue Ära der Asylarbeit in Heidelberg. „Ziel dieses Vertrags ist es, das Bürgerschaftliche Engagement zu organisieren und zu koordinieren, Angebote in der Freizeitgestaltung und außerschulischen Betreuung von Flüchtlingskindern zu machen und Dolmetscher im Rahmen der sozialen Betreuung zu organisieren.“<sup>66</sup> Dafür bezahlte die Stadt bescheidene acht Wochenstunden einer Sozialarbeiter\*innenstelle. Susanne Sommer, die noch heute für den Asylarbeitskreis tätig ist, übernahm diese Aufgabe. Hier wurde eine neue Einstellung der Stadtverwaltung gegenüber Flüchtlingen sichtbar: Sie machte keinen Unterschied im Status der Flüchtlinge. Bisher war die Devise: keinerlei Integration, solange Flüchtlinge nicht als asylberechtigt anerkannt sind. Dies galt jetzt nicht mehr. Die RNZ nannte das Ziel des Kooperationsvertrages: „Neue, gemeinsame Wege wollen die beiden [Stadt und Asylarbeitskreis] beschreiten, um Flüchtlingen das Leben in Deutschland ein wenig leichter zu machen und gleichzeitig dem Fremdenhass entgegenzuwirken.“<sup>67</sup> Ganz selbstlos und nur einer humaneren Politik verpflichtet ist der Kooperationsvertrag der Stadt auch wieder nicht, denn unter den vielen Aufgaben, die ehrenamtlich übernommen wurden, waren auch manche, um die die Stadt sich sonst selbst hätte kümmern müssen oder die, wenn sie ignoriert würden, zu sozialen Verwerfungen hätten führen können. Der Vertrag mit der Stadt war befristet und der AsylAK musste von Jahr zu Jahr bangen, ob er verlängert würde. Da die Arbeit mit den wenigen Stunden nicht zu leisten war, erhöhte der AsylAK die Arbeitszeit von Susanne Sommer durch Spendengelder.

### **3. Asylarbeit von 2001–2015: Die Asylarbeit wird professioneller**

Die Tätigkeiten des AsylAKs veränderten sich nicht grundsätzlich, sie wurden nun aber dank sozialpädagogischer Unterstützung umfangreicher und professioneller. Die Ehrenamtlichen kümmerten sich um Hausaufgaben- und Nachhilfe, sprachen mit den Lehrkräften, besuchten Elternabende mit den Geflüchteten. Manche engagierten sich bei einzelnen Familien, begleiteten sie z.B. zu Behörden, zum Arzt, halfen bei der Wohnungssuche und bei der Beschaffung von Möbeln, sobald die Familie aus der Gemeinschaftsunterkunft ausziehen durfte und halfen bei der Arbeitssuche. Deutschunterricht (zusätzlich zum Angebot der Stadt), Kinderfreizeiten in Hei-

ligkreuzsteinach zusammen mit dem Diakonischen Werk und Ferienprogramme wurden von Ehrenamtlichen angeboten. Im Juli gibt es bis heute ein Sommerfest auf dem Gelände der Unterkunft in der Henkel-Teroson-Straße mit Spielen, Grillen und Vorführungen, z.B. durch den Zirkus Konfetti, der Flüchtlingskinder zusammen mit Einheimischen trainiert. Anfang Dezember organisierte der AsylAK zusammen mit dem Ausländer-und Migrationsrat während langer Zeit eine Nikolausbescherung für die Flüchtlingskinder. Um die Spielnachmittage in der Unterkunft kümmert sich seit vielen Jahren Annette Kritzer mit großem Engagement. Sie war auch von 2005 bis 2008 Vorsitzende des AsylAK. Ehrenamtliche begleiteten Flüchtlinge auch zu den Anhörungen des BAMF nach Karlsruhe. Sie hatten eine wichtige Kontroll-Funktion u.a. bei der Überprüfung der Protokolle der Anhörung.



Zirkus Konfetti  
(Foto: AsylAK)



Sommerfest 2009  
(Foto: AsylAK)

Welche Geflüchteten Unterstützung brauchten, meldeten entweder die Sozialarbeiter\*innen der Stadt dem Asylarbeitskreis – die Mitglieder des Vereins, die regelmäßig in den Unterkünften Besuche machten und mit den Flüchtlingen im Gespräch waren, sahen, wo Hilfe nötig war, oder die Koordinatorin selbst erfuhr es in ihren Sprechstunden. Bei der Anwerbung von Dolmetscherinnen kam dem Asylarbeitskreis der Standort zu Hilfe: die internationale Stadt Heidelberg, in der nicht nur viele Migrant\*innen leben, sondern auch viele ausländische Studierende. Durch Öffentlichkeitsarbeit und Aktionen zur Gewinnung von Ehrenamtlichen, wie z.B. beim sog. Erstsemesterinfotag in der Universität, wurden auch Freiwillige gewonnen, die fremde Sprachen, zumal weniger geläufige wie Urdu, Farsi oder Tigrinya sprachen. Oft konnte der AsylAK anderen Institutionen Dolmetscher\*innen empfehlen. Für alle Flüchtlingshelfer\*innen fanden regelmäßig Qualifizierungsmaßnahmen durch das Diakonische Werk statt, die zeitweise über Projektgelder des Europäischen Flüchtlingsfonds (EFF) finanziert wurden.<sup>68</sup>

Die Arbeit des AsylAKs wurde 2001 gewürdigt durch die Verleihung des Friedenspreises der Stiftung Heidelberger Friedenskreuz. Er erhielt den Preis zusammen mit einer Schülerprojektgruppe der internationalen Gesamtschule, die sich mit dem Thema Zwangsarbeiter beschäftigte und mit Nico von Holtey, der Roma-Flüchtlinge unterstützte.

So positiv sich die Arbeitsbedingungen durch den Vertrag mit der Stadt gestalteten, so nachteilig wirkte sich ein anderer Umstand aus. Das geräumige Büro in der Landfriedstraße wurde 2001 gekündigt. Ersatz wurde beim katholischen Dekanat gefunden, das dem AsylAK eine sehr kleine Wohnung in der Plöck 101 vermietete. Sie bot nur eingeschränkt Platz für die Büroarbeit und die Beratungen. Die Plenen können dort nicht stattfinden. Sie wurden seither und werden bis heute in der nahegelegenen Evangelischen Studierendengemeinde veranstaltet, die ihre Räume kostenlos zur Verfügung stellt; Termine mussten nun immer mit deren Bedürfnissen abgestimmt werden.

Bei zwei Projekten, die Flüchtlingen während des Verfahrens zugute kamen, beteiligte sich der AsylAK ab 2001: Quasie und Qualibike. Quasie<sup>69</sup>, ein von der EU finanziertes Projekt, sollte durch Sprachförderung und EDV-Kurse die berufliche Integration von Jugendlichen und jungen Erwachsenen vorbereiten. Qualibike stellte Fahrradwerkstätten bereit, in denen Jugendliche und junge Erwachsene, die zu dieser Zeit einem dreijährigen Arbeits- und Ausbildungsverbot unterlagen, die Möglichkeit geben, Fahrradreparatur zu erlernen und selbst auf diese Weise ein preiswertes oder kostenloses Fahrrad zu erwerben. Mit diesen beiden Projekten brach auch die EU ebenso wie die Stadt Heidelberg ein Tabu, nämlich, dass Asylbewerber vor der Anerkennung keinerlei Integrationsmaßnahmen erhalten sollten.

Viel Sorgfalt und Phantasie hat der AsylAK jedes Jahr auf die Gestaltung des Tages des Flüchtlings Ende September/Anfang Oktober verwandt. Die Veranstaltung dazu ist nach wie vor die Visitenkarte des AsylAKs. Eingeladen sind Flüchtlinge und Flüchtlingshelfer\*innen sowie Personen aus verschiedenen Bereichen der Öffentlichkeit. Vertreter\*innen der Stadt, des Diakonischen Werks, des Gemeinderats und anderer Institutionen sprechen Grußworte, meist gibt es einen Vortrag zu einem aktuellen flüchtlingspolitischen Thema oder Berichte von Geflüchteten, Berichte aus der Arbeit des vergangenen Jahres, Live-Musik, Theateraufführungen durch Flüchtlinge und ein internationales Büfett, zu dem Flüchtlinge und Helfer\*innen gemeinsam

beitragen. Ali Varul und seine Band haben die Feste viele Male mit kurdischer Musik bereichert. 2005 gab es eine stark beachtete Fotoausstellung, die Porträts von Flüchtlingen zeigte, versehen mit ihren handschriftlichen Texten, welche ihre Wünsche und Hoffnungen für ihr Leben in Deutschland ausdrückten. Durch die Berichte in der Presse über die Veranstaltungen zum Tag des Flüchtlings versucht der Asyl-AK die Öffentlichkeit zu erreichen und um Verständnis für die Menschen, die bei uns Schutz suchen, zu werben.



Tag des Flüchtlings 2008 (Foto: AsylAK)

Die praktische Tätigkeit des AsylAK profitierte sehr durch die neue Unterkunft in der Henkel-Teroson-Straße im Pfaffengrund, die 2006 feierlich eingeweiht wurde. Endlich ein festes aus Stein gebautes Haus, endlich war auch der Wunsch des AsylAK nach einem Gemeinschaftsraum erfüllt. Dort konnten nun Deutschunterricht in Gruppen, Nachhilfe für einzelne Schüler\*innen, Sprechstunden, Spielnachmittage und Theaterproben stattfinden. Die Wohnanlage galt als vorbildlich in Baden-Württemberg – unter den restriktiven Bedingungen des FLÜAG: 4,5 m<sup>2</sup> Schlaf- und Aufenthaltsraum für eine Person, weniger als für einen Schäferhund vorgeschrieben ist, 2–3 Personen in einem Raum, 2–3 Familien pro Wohneinheit. Kaum Platz gab es für eine Kleiderkammer. Der AsylAK konnte nur begrenzt gespendete Kleidung annehmen und musste auf andere Ausgabestellen verweisen.

### **3.1 Kampagnen zur Verbesserung der Lebensbedingungen der Geflüchteten**

Der Asylarbeitskreis hat im Laufe der Jahre mehrere deutschlandweite Kampagnen aktiv unterstützt, darunter die Bleiberechtskampagne und die Save-me-Kampagne.

Bei der sog. Bleiberechtskampagne, die den AsylAK mehrere Jahre beschäftigte, ging es darum, ein Bleiberecht für die vielen „Geduldeten“ zu fordern. 2003 gab es 230.000 Menschen in Deutschland davon 350 in Heidelberg, die betroffen waren. Eine Rückkehr in ihr Herkunftsland war nicht möglich oder nicht zumutbar. Viele lebten schon sechs Jahre und mehr mit sog. Kettenduldungen, die alle paar Monate verlängert werden mussten, in quälender Ungewissheit und ständiger Angst vor Abschiebung. Grundlegende Rechte waren ihnen vorenthalten: u.a. hatten sie meist keine Arbeitserlaubnis, damit war ihnen auch eine Ausbildung verwehrt, es gab für sie auch keinen Familiennachzug. Der größte Teil der Betroffenen waren Roma aus dem ehemaligen Jugoslawien, denen gegenüber Deutschland eine besondere Verantwortung hat – woran der AsylAK immer wieder erinnerte. Die Forderung der Kampagne war, „wer lange hier lebt, soll bleiben dürfen“, d.h. nach fünf bis sechs Jahren soll Flüchtlingen ein Bleiberecht gewährt werden.<sup>70</sup> Unterschriften unter diese Forderung wurde von Prominenten gesammelt, u.a. von Hilde Domin und Klaus Staack. Es gab mehrere Artikel in der RNZ zu einzelnen Betroffenen.<sup>71</sup> Bei einem Infostand wurden Unterschriften und Kommentare auf Stoffbahnen geschrieben, die zusammengenäht eine riesige Banderole ergaben – viele Passanten beteiligten sich an der originellen Aktion. Mit der bundesweiten Kampagne konnte schließlich ein Teilerfolg errungen werden, die Hürden für ein Bleiberecht waren aber so hoch, dass nur wenige Flüchtlinge sie überwinden konnten. Wie soll man eine Arbeit finden, um seinen Lebensunterhalt selbst zu bestreiten, wenn man nur ein auf wenige Monate begrenztes Aufenthaltsrecht hat und wenn man nur Arbeiten annehmen kann, für die sich kein\*e sog. Bevorrechtigte\*r (Deutsche und Ausländer mit festem Aufenthalt) bewirbt?

Eine andere bundesweite Kampagne, an der sich der AsylAK beteiligte, war die Save-me-Kampagne. Sie entsprach einer Forderung des Flüchtlingshochkommissariats der Vereinten Nationen (UNHCR). Danach sollte Deutschland wie bereits viele andere Länder jedes Jahr ein bestimmtes Kontingent von Flüchtlingen aufnehmen, die im Land ihrer Zuflucht nicht bleiben, aber auch nicht in ihr Herkunftsland zurückkehren können. Wenigstens einigen von ihnen sollte durch ein sog. Resettlementprogramm (ein Programm zur Neuansiedlung) eine Zukunftsperspektive gegeben werden, nachdem ihre Asylberechtigung vom UNHCR festgestellt worden war. Die Save-me-Kampagne zielte darauf, auch unsere Regierung zur Teilnahme am Resettlement-Programm zu bewegen. Was konnte ein kleiner lokaler AsylAK beitragen? Er forderte dazu auf, sich als Pate auf seiner Homepage zu registrieren. Die Unterzeichner\*innen erklärten sich dadurch mit der Kampagne solidarisch, und zugleich bereit, einzelne Resettlement-Flüchtlinge, die etwa in Heidelberg aufgenommen würden, bei der Integration zu unterstützen. In kurzer Zeit hatten sich 70 Personen gemeldet.<sup>72</sup> Die Kampagne wurde von Gudrun Sidrassi-Harth, die von 2008 bis 2016 Vorsitzende des AsylAK war, initiiert. Sie bot die Gelegenheit, die Öffentlichkeit über das Schicksal von Flüchtlingen weltweit aufzuklären. Viele persönliche Briefe und Telefonate waren nötig, um eine ausreichende Anzahl von Gemeinderät\*innen davon zu überzeugen, dass eine Aufnahme von Resettlement-Flüchtlingen nötig sei, um der Flüchtlinge willen, aber auch um der internationalen Solidarität willen. 2009 beschloss der Gemeinderat einstimmig, die Kampagne zu unterstützen und richtete damit einen Appell an die Bundesregierung, Geflüchtete aus Lagern weltweit aufzunehmen. Auch diese Kampagne brachte wenigstens einen klei-

nen Erfolg auf Bundesebene: Die Innenministerkonferenz beschloss 2011, sich dauerhaft am Resettlement-Programm zu beteiligen und jährlich 300 besonders schutzbedürftige Flüchtlinge aufzunehmen, ab 2015 wurde die Zahl auf 500 erhöht.

Nachdem inzwischen Arbeits- und Ausbildungsmöglichkeiten für Asylbewerber gelockert waren, musste man auch an die Erlaubnis zu einem Studium denken. Wissenschaftsministerin Theresia Bauer berücksichtigte auf die Anregung der Verfasserin hin diesen Punkt bei der Neufassung des Landeshochschulgesetzes Baden-Württemberg. Seit 2009 können durch die Initiative des AsylAK auch Flüchtlinge studieren. Davon profitierten manche, vor allem diejenigen, die bereits in ihrem Herkunftsland ein Studium begonnen hatten, das sie durch die Flucht unterbrechen mussten. Wenn sie zügig Deutsch lernen und andere Bedingungen erfüllen, können sie nun schon während des Asylverfahrens studieren. Die Studierlaubnis war ein Beitrag zur Integration der Geflüchteten von Anfang an. Dafür hatte der AsylAK immer geworben, während die staatlichen Behörden eine Integration vor der Anerkennung lange abgelehnt hatten. Erfahrungsgemäß erhalten ca. 50% aller Asylbewerber – im Laufe der Zeit gab es Unterschiede – ein Bleiberecht, sei es im Verfahren, sei es auf dem Rechtsweg. Ihnen während der oft langen Dauer dieses langen Weges Arbeit, Ausbildung und jegliche Integrationsmaßnahmen vorzuenthalten, ist unbarmherzig gegenüber den Betroffenen und unklug im Blick auf ihre zukünftige Integration in die Gesellschaft. Davon war auch die Stadt Heidelberg überzeugt, als sie in den Jahren 2008 bis 2011 einen Kommunalen Integrationsplan erstellen ließ, der auch Asylbewerber\*innen berücksichtigte. Zur Erarbeitung des Plans wurde der AsylAK eingeladen und nahm an mehreren Gremien teil.<sup>73</sup>

Einen weiteren Erfolg erzielte der AsylAK 2009 auf lokaler Ebene: Die unbeliebte Paketverpflegung wurde auf Gutscheine umgestellt.<sup>74</sup> Das war erst nach zähem Kampf möglich, den vor allem die erste Vorsitzende Gudrun Sidrassi-Harth geführt hat. Immer wieder machte der AsylAK auf die unzumutbare Verpflegung mit Paketen aufmerksam, z.B. durch eine Aktion auf dem Marktplatz 2003.<sup>75</sup> Es gab verschiedene Möglichkeiten, die in anderen Städten angewandt wurden und die die Mitarbeiter\*innen auf ihre Tauglichkeit prüften: ein Lastwagensystem. Dabei bringt ein Lastwagen ein begrenztes Angebot in die Gemeinschaftsunterkunft, ein Gutscheinsystem und ein Chip-System, wie es in Freiburg praktiziert wurde. In Heidelberg lehnten die Geschäfte, die dafür in Frage kamen, das Chip-System ab. Es gelang schließlich, Kaufland und Rewe und die Stadt von einem Gutschein-System zu überzeugen. Die Flüchtlinge atmeten auf, nachdem sie von dem Zwangssystem der Paketversorgung, das seit 15 Jahren in Heidelberg herrschte, befreit waren. Zurück blieben aber andere Schwierigkeiten: Der Gutscheinbetrag musste immer ganz dem Warenwert entsprechen, denn es gab kein Bargeld für Restbeträge. Außerdem schämten sich die Flüchtlinge vor den anderen Kunden, wenn sie mit Gutscheinen bezahlen mussten. Vor allem aber waren die Gutscheine zusammen mit einem minimalen Taschengeld so knapp bemessen, dass man davon kaum ein menschenwürdiges Leben führen konnte. Der Regelsatz, der seit 18 Jahren nicht mehr erhöht worden war, betrug 224,97€, inklusive Ernährung, Hygiene, Kleidung, Hausrat und Taschengeld (40,90€), und war damit um bis zu 47 Prozent geringer als die Leistungen von Hartz IV-Empfänger\*innen, wie die RNZ am 19. Juli 2012 berichtete.

Gegen diesen Zustand gab es seit Längerem heftige Proteste der Wohlfahrtsverbände, Kirchen und Flüchtlingsorganisationen. Eine Änderung wurde angestoßen

durch ein Urteil des Landessozialgerichts in Nordrhein-Westfalen, das 2010 die niedrigen Leistungen für Asylbewerber als verfassungswidrig einstufte. Das hatte aber noch keine Auswirkungen auf das Geld, das sie erhielten. Doch mit diesem Urteil im Hintergrund wagte es die Verfasserin im Auftrag des AsylAK, für 15 Familien (insgesamt 44 Personen) Klage beim Sozialgericht Mannheim zu erheben. Und tatsächlich bekam am 10. August 2011 die erste Familie Recht. Die Stadt wurde verpflichtet, den erwachsenen Familienmitgliedern monatlich 65,51€ zusätzlich zu gewähren. Rechtsanwalt Bertold Münch kommentierte den Beschluss: „Er setzt als erster seiner Art ein längst überfälliges Zeichen gegen die Vernachlässigung der Asylbewerber und macht unmissverständlich deutlich, dass auch sie ein Recht auf Sicherung ihres Existenzminimums haben.“<sup>76</sup>

2012 fällte dann das Bundesverfassungsgericht sein bahnbrechendes Urteil. Es erklärte die „Höhe der Geldleistungen für evident unzureichend“, sie verletze die Menschenwürde. In der Urteilsbegründung fällt auch der denkwürdige Satz, der von Unterstützerguppen immer wieder zitiert wurde, dass ein Absenken des Leistungsniveaus nicht mit migrationspolitischen Erwägungen zu rechtfertigen sei.<sup>77</sup> In der Folge erhielten Asylbewerber Leistungen, die nur etwas niedriger als der Hartz IV-Betrag waren, dies wegen bestimmter Dinge, die Flüchtlinge kostenlos erhielten. Die 15 Familien, die in Heidelberg gegen die zu geringen Leistungen geklagt hatten, erhielten rückwirkend vom Datum des Widerspruchs an das ihnen zustehende Geld. Heidelberg war in Baden-Württemberg die erste Stadt, die gleich nach dem Karlsruher Urteil das Gutscheinsystem abschaffte und Bargeld auszahlte, obwohl das Verfassungsgerichtsurteil dazu nicht verpflichtete. Ob denn die Geflüchteten auch mit dem Geld für einen ganzen Monat haushalten könnten, fragte eine Stadträtin in einer Sitzung des Sozialausschusses. Auch wohlmeinende Stadträt\*innen konnten sich offenbar nicht vorstellen, dass ganz normale Menschen zu uns kamen, die auch in ihrem Land schon mit Geld umgegangen waren. Die Flüchtlinge erhielten nun zwar Geld, viele durften aber kein Bankkonto eröffnen, wenn sie keine Ausweispapiere ihres Herkunftslandes vorweisen konnten, was auf viele zutraf. Ohne Bankkonto bestand die Gefahr, bestohlen zu werden. Durch zähe Verhandlungen mit der Sparkasse erreichte der Asylarbeitskreis schließlich ein Recht auf die Eröffnung eines Kontos auch für diese Flüchtlinge.

#### **4. Asylarbeit von 2015 bis heute: Willkommen unter schwierigen Bedingungen**

Es ist allgemein bekannt, dass die große Zahl der Flüchtlinge 2015 deutschlandweit, so auch in Heidelberg, eine überwältigende Hilfsbereitschaft auslöste. Der kleine Raum in der Evangelischen Studierendengemeinde, in dem die vierzehntägigen Plenen des AsylAK stattfanden, fasste die Menge der Interessierten nicht, so dass man auf andere Räume, z.B. im interkulturellen Zentrum, ausweichen musste. Andere Organisationsformen mussten gefunden werden. Alle vier Wochen gab es eine Einführung für neue Hilfsbereite. Dazwischen lagen die Plenen, die der normalen Organisation der Arbeit galten. Obwohl der Hilfsbedarf groß war, war es organisatorisch nicht zu leisten, allen Freiwilligen eine sinnvolle Aufgabe zu geben. Schließlich mussten alle in Heidelberg aktiven Organisationen, AsylAK, Diakonisches Werk und



Caritas, ankündigen, dass sie keine Helfer\*innen mehr annehmen könnten. Mia Lindemann, von 2016 bis 2020 Vorsitzende des AsylAKs und die langjährige Koordinatorin, Susanne Sommer, haben in dieser schwierigen Zeit Erstaunliches geleistet. 2017 waren es 145 Ehrenamtliche, die zu betreuen waren.<sup>78</sup> Die Stadt bezahlte inzwischen 29 Wochenstunden für die Organisation der ehrenamtlichen Arbeit.

Durch die große Zahl der freiwilligen Helfer\*innen konnte der Deutschunterricht in den Unterkünften ausgeweitet werden. Mit Geldern der Baden-Württemberg-Stiftung wurde das Projekt „Sprachbrücken“ eingerichtet, um das sich Julia Campos kümmerte. Hier wurden ehrenamtliche Lehrer\*innen fortgebildet und eingesetzt, um den großen Bedarf an Sprachkursen zu decken. Soweit die Spendengelder dazu reichten, unterstützte der AsylAK Geflüchtete mit Bildungsgutscheinen für Deutschkurse in der VHS, die über die kostenlosen Kurse, die allen zustanden, hinausgingen. Viele spontane und phantasievolle Aktionen dachten sich die Heidelberger\*innen aus, um die Geflüchteten willkommen zu heißen. Großen Anklang fand z.B. die Idee, Geflüchteten eine Kamera in die Hand zu geben und sie Bilder zum Thema „Mein November“ machen zu lassen. Die Aktion wurde vom dpunkt-Verlag, der mit den Geflüchteten einen Workshop durchführte, und vom AsylAK organisiert. Private Spender kamen für die Kameras auf. Die einzigartigen Bilder, die in der Stadtbücherei ausgestellt wurden, zeigten, wie die Geflüchteten Heidelberg erlebten. Hier waren sie nicht Objekte von Hilfe, sondern wurden als kreative Subjekte ernst genommen.

In den Jahren nach dem Höhepunkt der Zuwanderung lagen die Schwerpunkte der Asyларbeit auf der Unterstützung beim Spracherwerb und der Suche nach Arbeits- und Ausbildungsplätzen. Ein Arbeitsverbot bestand nun nur noch für drei Monate, die Vorrangprüfung, d.h., dass Deutsche, EU-Bürger und anerkannte Flüchtlinge vorrangig bei der Arbeitsplatzsuche berücksichtigt werden, war weggefallen, und die sog. Ausbildungsduldung ermöglichte es Flüchtlingen, während drei Jahren eine Ausbildung zu absolvieren und nach Abschluss noch zwei Jahre in Deutschland



Landesprojekt „Sprachbrücken“ (Foto: AsylAK)



zu arbeiten. Diese Regelung konnte sogar zu einem dauerhaften Bleiberecht führen. Deshalb musste der AsylAK alles daran setzen, geeignete Ausbildungsplätze zu finden. Ein Beispiel ist die Zusammenarbeit mit der Hotelfachschule, die ihrerseits dringend Fachkräfte sucht. Die Flüchtlinge können sich in Gastronomie, Hotellerie und Hauswirtschaft ausbilden lassen. Der AsylAK sorgt für die Erweiterung der Sprachkompetenz der Auszubildenden. Das Projekt wurde mit dem Integrationspreis des Landes in der Kategorie Zivilgesellschaft ausgezeichnet.<sup>79</sup>

Während der vierzig Jahre seines Bestehens stellte der AsylAK ein zivilgesellschaftliches Gegenmodell zur deutschen und europäischen Politik dar, die überwiegend auf Abschreckung setzte. Damit gab er der Stadt einen wichtigen Impuls für eine humanere Aufnahmepolitik. In den 70er und 80er Jahren gab es fast keine kommunale Unterstützung für Geflüchtete, die über die Verpflichtung hinausging, die den Kommunen von Bund und Land auferlegt waren. Im Laufe der Zeit entstand ein Bewusstsein für die Bedürfnisse der Geflüchteten. Die Stadtbevölkerung insgesamt wurde sensibilisiert für das Thema Flucht und Asyl und hat mit großer Hilfsbereitschaft in Momenten, als besonders viele Flüchtlinge kamen, reagiert. Es ist verständlich, dass sie nun auch bei der Flüchtlingspolitik mitreden will, vor allem, was die Aufnahme von Flüchtlingen betrifft, die ja in der Praxis von ihr zu leisten ist. So sind die verschiedenen oben genannten Versuche zu verstehen, über Gemeinderatsbeschlüsse – Save-me, Relocation, Seebrücke – Einfluss auf die Bundespolitik zu gewinnen und zu erreichen, dass Städte über die Aufnahme von Flüchtlingen entscheiden können. Die Diskussion darüber hat inzwischen viele Städte in ganz Europa erfasst. Allein in Deutschland haben sich 140 Städte zu „Sicheren Häfen“<sup>80</sup> erklärt. Auf europäischer Ebene gibt es seit einiger Zeit Überlegungen, einen Fonds einzurichten, über den Städte, die Flüchtlinge freiwillig aufnehmen, Geld erhalten können, das sie nicht nur zur Deckung ihrer Extrakosten, sondern allgemein zur Verbesserung der städtischen Infrastruktur verwenden können.<sup>81</sup> Der Asylarbeitskreis Heidelberg e.V. wird sich in diese Diskussion weiterhin einmischen.

## Anmerkungen

- 1 Ein EU-Programm zur Umverteilung der Flüchtlinge aus den griechischen und italienischen Lagern in andere europäische Länder.
- 2 Verteiler des Amnesty-Bezirks Heidelberg Nr. 3690, 1978, Archiv des Asylarbeitskreises Heidelberg e.V. (AAK).
- 3 Mitgliederverzeichnis der Amnesty-Gruppe Nr. 1369, 1980, AAK.
- 4 <https://www.bamf.de/DE/Themen/Statistik/Asylzahlen/asylzahlen-node.html> (aufgerufen 20.6.2020).
- 5 RNZ, 21.2.1980.
- 6 RNZ, 25.2.1980.
- 7 RNZ, 28.1.1981.
- 8 Erlass des Innenministeriums Baden-Württemberg zur Erfassung, ausländerrechtlichen Behandlung und Weiterleitung von Asylbewerbern vom 28.7.1980, AZ.:III664/953.
- 9 RNZ, 14.9.1982.
- 10 Amnesty-Pressemitteilung, 13.1.1984, AAK.
- 11 Flugblatt zur Veranstaltungsankündigung, 3.7.1981, AAK.
- 12 Amnesty International, Asylgruppe Heidelberg 1984, AAK.
- 13 Protokoll des DRK vom 25.3.1986, AAK.
- 14 RNZ, 25.2.1986.
- 15 Brief vom 22.6.1986, AAK.
- 16 Verwaltungsgerichtshof MA, A13S87/86.

- 17 Ohne Datum, ca. November 1986, AAK.
- 18 Presseerklärung, 20.11.1986, AAK.
- 19 Aus zwei Briefen vom 9.6. bzw. 14.8.1988 von Amnesty Deutschland an Elaine Griffiths bzw. an Helmuth Thomsen geht hervor, dass Organisationen, die nicht direkt für Amnesty tätig sind, keine finanzielle Unterstützung erhalten dürfen. AAK.
- 20 Faltblatt: Asylarbeitskreis Humanes Exil e.V., AAK.
- 21 Interview mit Elaine Griffiths 10.3.2020.
- 22 Rechenschaftsbericht des Jahres 1987, Amnesty Bezirk Heidelberg, Referat für ausländische Flüchtlinge, AAK.
- 23 Broschüre Jugendaustausch zwischen Deutschen und Flüchtlingen, AAK.
- 24 Brief des AK Humanes Exil an seine Mitglieder, 1.2.1991 AAK.
- 25 <https://www.bamf.de/DE/Themen/Statistik/Asylzahlen/asylzahlen-node.html>, aufgerufen 20.06.2020.
- 26 Schreiben des AsylAK an das Amtsgericht Heidelberg vom 19.3.1991, AAK.
- 27 Satzung des Asylarbeitskreises Heidelberg e.V., AAK.
- 28 Wie Anm. 23.
- 29 Brief des AsylAK an OB Weber, 9.6.1992, AAK.
- 30 Protokoll der Mitgliederversammlung, 20.10.1992, AAK.
- 31 Brief der Stadt Heidelberg ohne Datum, AAK.
- 32 Brief von Landrat Schütz an den AsylAK, 16.9.1992, AAK.
- 33 Brief des AsylAK an die Stadtmission, 21.12.1992, AAK.
- 34 Ein undatiertes Bild aus der RNZ, ca. 1991 AAK.
- 35 Grundsatzerklärung und Mitgliederverzeichnis, AAK.
- 36 Aufruf für die Demonstration am 13.5.1993, AAK.
- 37 Die Aktion wurde in einer Rede zum zehnjährigen Bestehen des AsylAK erwähnt, RNZ, 29.10.1996.
- 38 Informationsvorlage für den Sozialausschuss, Drucksache 861/92.
- 39 Ebd.
- 40 Welt am Sonntag, Artikel ohne Datum, AAK.
- 41 Brief an die Stadträt\*innen mit angehängter Unterschriftenliste, 7.10.1992, AAK.
- 42 RNZ, 15.10.1992.
- 43 Es gibt eine christliche Beistandspflicht. 10 Thesen der Evangelischen Kirche im Streit um das Kirchenasyl für Flüchtlinge, These 1, AAK.
- 44 These 2, AAK,
- 45 <https://de.wikipedia.org/wiki/Asylbewerberleistungsgesetz>, aufgerufen 20.6.2020.
- 46 Pressemitteilung des AsylAK, 26.1.1994, AAK.
- 47 Schreiben des Bündnisses u.a. an seine Mitglieder, Dezember 1993, AAK.
- 48 Einladungsflyer des Bündnisses zum 2.3.1994, AAK.
- 49 Notizen der Verfasserin, AAK.
- 50 RNZ, 20.4.1994.
- 51 RNZ, 25.4.1994.
- 52 Aufbruch, Zeitschrift der Ev. Kirche in Baden, 12/24.
- 53 Sonntagsblatt, 18.3.1994.
- 54 <https://de.wikipedia.org/wiki/Kosovo>, aufgerufen 5.5.2020.
- 55 RNZ, 25.9.1996.
- 56 RNZ, 25.9.1996.
- 57 Resolution vom 17.10.1996, gerichtet an die Stadtverwaltung, die Bundesregierung und die Lufthansa, AAK.
- 58 Brief von Regierungspräsidentin Gerlinde Hämmerle an Dr. Dietrich Hildebrandt MdL vom 14.11.1996, AAK.
- 59 RNZ, 9.7.1996.
- 60 Flyer zur Veranstaltungsankündigung, AAK.
- 61 Frankfurter Rundschau, 11.10.1996.
- 62 RNZ, 22.5.1995.
- 63 Aufruf des Bündnisses anlässlich des 9.11.2000, AAK.
- 64 Presseerklärung des Bündnisses, AAK und RNZ, 6.6.1994.

- 65 Protokoll des Treffens, Amt für Soziale Angelegenheiten, 22.2.2001, AAK.
- 66 Kooperationsvertrag der Stadt mit dem Asylarbeitskreis vom 1.7.2001, AAK.
- 67 RNZ, 11./12.8.2001.
- 68 Vertrag zwischen Asylarbeitskreis und Diakonischem Werk, ohne Datum, AAK.
- 69 Qualification for Asylum Seekers in Europe.
- 70 RNZ, 3.6.2004.
- 71 RNZ, 30.12.2004, RNZ 19.1.2006.
- 72 RNZ, 22./23.11.2008.
- 73 Kommunalen Integrationsplan (KIP) der Stadt Heidelberg, S. 56–61.
- 74 RNZ, 5.10.2009.
- 75 RNZ, 12.5.2003.
- 76 RNZ, 11.8.2011.
- 77 BverfG, 1 BvL 10/10 vom 12.8.2012.
- 78 Jahresbericht des AsylAKs 2017, AAK.
- 79 RNZ, 20.8.2019.
- 80 <https://www.presseportal.de/pm/128021/4552731> (aufgerufen am 19.8.2020).
- 81 <http://restart-europe-now.eu/2017/02/24/europaeische-fluechtlingsintegration-als-gemeinsame-kommunale-entwicklung/> (aufgerufen am 19.8.2020).



# Rezensionen

**Jörg Kreutz, Wilhelm Kreutz, Hermann Wiegand (Hgg.): Die Kurpfalz im Dreißigjährigen Krieg (1618–1648).** Beiträge des Ladenburger Kolloquiums vom 22. und 23. November 2018 (Bausteine zur Kreisgeschichte 12), Eigenverlag Rhein-Neckar-Kreis, Heidelberg 2020, 388 S., 29,00 Euro

Der Streit um die Annahme der böhmischen Krone durch Kurfürst Friedrich V. löste den Dreißigjährigen Krieg aus. Früh stand deshalb die Kurpfalz im Fokus der Kampfhandlungen, deren Hauptstadt Heidelberg – zumindest äußerlich – vergleichsweise glimpflich davonkam. Im Gedenken an den Prager Fenstersturz vor 400 Jahren veranstaltete das Archiv des Rhein-Neckar-Kreises in Ladenburg ein Kolloquium, um den „regionalen und lokalen Schwerpunkt“ (S. 9) dieses Ereignisses herauszustellen, wie die Herausgeber im Vorwort festhalten.

Heidelberg als Residenzstadt der Pfalz kommt in allen Beiträgen vor. Hier können nur die wichtigsten Aufsätze genannt werden. Frieder Hepp konzentriert sich auf die Stadt und spannt den Bogen von der Entscheidung Friedrichs für Prag über die Belagerung und Eroberung Heidelbergs 1622 bis zur Wiedererrichtung der Kurpfalz 1649 aufgrund des Westfälischen Friedens. Franz Maier untersucht die Zeit der Besatzung, unter der die neuen Gebiete zur bayrischen Provinz „Unterpfalz“ und die neuen Untertanen zwangsweise zu Katholiken werden sollten. Armin Schlechter führt in die zeitgenössische Bildpublizistik ein. Wilhelm Kühlmann stellt die Literaten vor, von denen Wilhelm Zincgref die für ihn gerechte Sache bis zum ehrenvollen Abzug aus Heidelberg militärisch verteidigte. Hermann Wiegand schließlich behandelt die Regierungszeit Karl Ludwigs, die durch den Willen zum Wiederaufbau, durch religiöse Toleranz gegen Lutheraner und Juden sowie durch Einflüsse der frühen Aufklärung gekennzeichnet war.

Irritiert hat mich die durchgehende Titulierung Friedrichs V. als „Winterkönig“. Dieser Spott- und Kampfbegriff der katholischen Seite hat sich über die nicht ganz unparteiische bayerische Landesgeschichte in die allgemeine Forschungsterminologie eingeschlichen. Die Bezeichnung „Winterkönig“ hebt nicht nur auf die Niederlage am Weißen Berg ab, sondern erklärt Friedrichs Zug nach Prag generell für illegitim. Tatsächlich waren aber die Gier der Habsburger nach der Erblichkeit des böhmischen Königtums und die Gier der Münchner Herzöge nach der mit der Goldenen Bulle verwirkten Kurwürde nicht durch Reichsrecht gedeckt. Deutschland war 1618 ein Pulverfass, und die Frage nach der ersten Lunte ist vielleicht sekundär. Aber Friedrich hatte das Recht, die Wahl der böhmischen Stände anzunehmen; ob die Entscheidung klug war, steht auf einem anderen Blatt. Dieser Problemhorizont übersteigt den einer regionalen Untersuchung; er sollte aber nicht unbedacht durch eine einseitige Begrifflichkeit übertüncht werden.

Zurück zum Lob. Der vorliegende Band ist reichhaltig mit Illustrationen ausgestattet. Hervorzuheben sind die Ansichten der Heidelberger Befestigungen S. 67 und 88f. Als dritte Planquelle ist allerdings der Heidelberger Befestigungsplan von 1620 zu vermissen. Den Band beschließen eine Chronik sowie Namens- und Ortsregister. Mit der Durchführung des Kolloquiums und mit dem vorliegenden Band hat das Kreisarchiv Maßstäbe dafür gesetzt, wie auch künftig die regionale Kooperation in geschichtlichen Fragen gestaltet werden kann. Wenn 2022 der Belagerung und Einnahme Heidelbergs gedacht wird, liegt dafür nun ein gewichtiger Materialband mit ergiebiger Nachschlageausstattung vor.

Hans-Martin Mumm

**Friedrich Hölderlin: Heidelberg.** Faksimileedition des handschriftlichen Entwurfs, hg. von Roland Reuß in Zusammenarbeit mit Marit Müller, Verlag Das Wunderhorn, Heidelberg 2020, 16 S., 15,00 Euro

Im Hölderlin-Jahr 2020 wäre es frevelhaft, wenn nichts zu dem deutschen Dichter aus Schwaben und seinen vielfältigen Bezügen zu Heidelberg erschienen wäre. Das „Institut für Textkritik“ in Heidelberg, das sich mit Verve editions-philologischen Arbeiten widmet (Historisch-Kritische Kafka-Ausgabe, Brandenburger Kleist-Ausgabe), präsentierte den ebenso aufwendig und schön gestalteten wie auch editions-philologisch auf dem neuesten Stand befindlichen Faksimile-Druck des handschriftlichen Entwurfs der Heidelberg-Ode nebst Transkription und Begleittext.

Die Edition überrascht zunächst durch ihre Größe: 24×37,5 cm. Diese etwas unhandliche Größe ist sehr leicht damit gerechtfertigt, die Vorlagen der zu transkribierenden Texte 1:1 abzubilden, was für die Lektüre der in Kurrent geschriebenen Entwürfe von Vorteil ist. Nach dem Geleitwort des Oberbürgermeisters Eckart Würzner, welches daran erinnert, dass man auch die Stadt Heidelberg – nicht nur Hölderlin – durch die Beschäftigung mit der Ode besser kennenlernt, folgen die beiden Teile der Edition: zunächst die Transkription und die Faksimiles nebst Erklärung der textkritischen Zeichen, besorgt durch Marit Müller (S. 2–8), dann die Erläuterungen zur Provenienzgeschichte und Faksimilierung, geschrieben von Roland Reuß (S. 9–15).

Die Faksimiles und die Transkription zeigen nach einem raschen Blick auf, dass Hölderlin auch beim Entwurf der Heidelberg-Ode immer weiter am Text gearbeitet hat und dass sich der Entwurf stark von der ersten Druckfassung (Aglaia. Jahrbuch für Frauenzimmer auf 1801, Frankfurt a. M. 1800, S. 320–322) unterscheidet. Es lassen sich sechs Phasen der Niederschrift feststellen, die in der Transkription mit sechs Farben deutlich voneinander geschieden werden. So lässt sich Interessantes beobachten: Etwa sind in der ersten Phase lediglich diese Worte niedergeschrieben worden: „Heidelberg. / Lange lieb' ich dich schon / Du der Vaterlandsstädte / Ländlichschönste,“ (S. 2f.). Auf der Verso-Seite des Blatts finden sich im oberen Viertel die Worte „Ein vertriebener Wandrer / Der vor Menschen und Büchern floh“ (S. 4f.) – nach Reuß trete „der autobiographische Hintergrund des Gedichts“ (S. 14) im Entwurf mit diesen Worten noch hervor, während dieser im Erstdruck und in einer späteren Handschrift getilgt worden sei, nämlich der abrupte Aufbruch aus Jena 1795. Ein drittes Beispiel betrifft eine Zeile, die Hölderlin in der letzten Phase der Niederschrift auf der Verso-Seite plötzlich vertikal eingefügt hat: „Und der Jüngling der Strom fort in d[er]ie Ebne zog,“ (S. 4f.). Kommt dieser Zeile eine besondere Bedeutung zu? Wo sollte sie stehen? Solche Fragen ergeben sich erst beim Blick in die Handschrift bzw. Transkription. Ergänzt wird das Heidelberger Blatt durch ein weiteres, das Eduard Mörike aus dem ursprünglichen Zusammenhang und Konvolut gelöst hatte; es befindet sich heute in der Württembergischen Landesbibliothek in Stuttgart (S. 6f.).

Der Begleittext erzählt die Überlieferungsgeschichte des Blattes, die ihren Beginn im 19. Jahrhundert mit dem Herauslösen aus einem größeren Text-Zusammenhang durch Mörike hat. Spätestens im März 1870 scheint er es an einen Autographensammler verschenkt zu haben, wahrscheinlich nach Stuttgart. Von dort gelangte es dann über mehrere Auktionen, die über Katalogeinträge dokumentiert sind, Ende 1903 oder Anfang 1904 nach Heidelberg. Im Beschluss der „Kommission für die Geschichte der Stadt Heidelberg“ vom 5. Dezember 1903 ist der Ankauf des Blattes belegt und von „Hölderlein“ (später korrigiert) die Rede – ein weiterer Beleg dafür, dass Hölderlin noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts weitgehend unbekannt war. Im Kurpfälzischen Museum verblieb es dann zunächst unbeachtet und wurde erst 1936 zur 550-Jahr-Feier der Universität zum ersten Mal der Öffentlichkeit präsentiert. Unter Oberbürgermeister Neinhaus wurde Hölderlin dann propagandistisch ausgeschlachtet: „Mit der Betonung des Zusammenhangs von Heidelberg-Ode und Stadt schloß er die Selbstrepräsentation

der Stadt auf nationaler Ebene direkt an die – auf schwacher Philologie beruhende – propagandistische Hölderlin-Ausrichtung der Zeit an“ (S. 13).

Dass jenes Blatt etwa zehn Jahre dem Kurpfälzischen Museum „abhanden“ kam, verschweigt der Begleittext leider. Der Diebstahl und die Rückgabe gehören – wie auch Frieder Hepp, der Leiter des Kurpfälzischen Museums, bei der Ausstellungseröffnung anmerkte – ebenfalls zur Geschichte des Entwurfs.

Florian Schmidgall

**Dorothee Mußnug, Michael Stolleis (Hgg.): Heinrich Zoepfl (1807–1877).** Heidelberger Universitätsprofessor und Rechtsgutachter, Heidelberg University Publishing, Heidelberg 2019, 305 S., 42,90 Euro (Online-Version frei verfügbar)

Der Jurist Heinrich Zoepfl zählt nach Ansicht der Herausgeber des vorliegenden Bandes „zwar nicht zu den ganz herausragenden Namen unter den Staatsrechtlern des 19. Jahrhunderts“, als Experte für „Fragen des positiven öffentlichen Rechts, speziell solchen des Adelsrechts“ (S. 7), sowie als Verfasser juristischer Lehrbücher war er in seiner Zeit jedoch geschätzt und anerkannt. Zoepfl war somit gleichsam ein Vertreter der zweiten Reihe der Heidelberger Juristen des 19. Jahrhunderts.

Heinrich Zoepfl wurde 1807 als Sohn eines Juristen in Bamberg geboren. 1824 begann er sein Studium an der Universität Würzburg, das er 1827 mit der Promotion abschloss. Im Wintersemester 1827/28 immatrikulierte er sich an der Heidelberger Juristischen Fakultät, die ihn bereits im August 1828 habilitierte. Es folgte eine langjährige, mühsame Tätigkeit als Privatdozent, erst 1838 wurde er mit Unterstützung von Karl Joseph Anton Mittermaier zum außerordentlichen Professor ernannt. Die Mehrheit der Angehörigen der Juristischen Fakultät war von Zoepfls Leistungen jedoch weniger überzeugt als Mittermaier und widersetzte sich zunächst seiner Berufung auf einen Lehrstuhl. Im April 1844 wurde Zoepfl dann schließlich doch noch ordentlicher Professor und vollwertiges Mitglied der Fakultät.

In politischer Hinsicht galt Heinrich Zoepfl bis zu Beginn der 1850er-Jahre als Liberaler, um sich dann dem „Zeitgeist der nachfolgenden reaktionären Epoche“ anzuschließen (S. 16). Als Süddeutscher und Katholik war er Anhänger eines von Österreich dominierten Deutschen Bundes, die Politik Bismarcks und die Gründung des Deutschen Reichs von 1871 lehnte er ab.

Neben seiner Lehrtätigkeit entwickelte Zoepfl umfangreiche Aktivitäten als Gutachter und galt insbesondere als ausgewiesener Experte auf dem Gebiet des „hochkomplexen Privatfürsrenrechts“ (S. 23). In den Beständen der Heidelberger Universitätsbibliothek befindet sich ein weitgehend vollständiger Bestand der Gutachten Zoepfls, die sich meist mit Fragen des adeligen Standesrechts befassen, aber auch mit eher handfesten Themen wie der Zulassung von Spielbanken in Homburg und Wiesbaden, der Kaminfegerei in Heidelberg oder der Preiserhöhung für Leuchtgas in Frankfurt. Selbst mit der Unfehlbarkeit des Papstes war Zoepfl gutachterlich befasst. Nach Ansicht der Herausgeber öffnen seine Rechtsgutachten „ein Fenster in die Lebenswirklichkeit des 19. Jahrhunderts, jedenfalls dorthin, wo sich die Lebenswirklichkeit zu Rechtsstreitigkeiten verdichtete“ (S. 13).

Neben einem umfangreichen Verzeichnis der Gutachten und Schriften Zoepfls enthält der Band 14 Beiträge von neun Autorinnen und Autoren zu dessen Leben und Werk sowie zu spezifischen, in seinen Gutachten aufgegriffenen Fragen. Insgesamt liefert der Band damit den Schlüssel zum Werk eines eher unbekanntem Heidelberger Gelehrten. Die durchweg fundierten Beiträge einzeln zu würdigen, würde den Rahmen dieser Besprechung sprengen. Auf Grund des besonderen Interesses des Rezensenten für die Geschichte der Juden, soll hier nur auf den Beitrag von Klaus-Peter Schroeder eigens hingewiesen werden („Was stehet nun noch der Emancipation der Juden Im Wege?“, S. 79-94). Vor dem Hintergrund der Entwicklung in Heidelberg stellt Schroeder Zoepfls entschiedenes Engagement für die bürgerliche Gleichstellung

der Juden dar, das insbesondere in dessen 1831 im Verlag Winter anonym publizierter Streitschrift „Ein Wort über die Emancipation der Bekenner Mosaischen Glaubens in Baden“ zum Ausdruck kam. Auch in späteren Jahren änderte sich Zoepfls Haltung in dieser Frage nicht, wie sein Gutachten für die jüdische Gemeinde in Frankfurt aus dem Jahr 1852 zeigt.

Martin Krauß

**Sabine Hohnholz, Thomas Röske, Maike Rotzoll (Hgg.): Uniform und Eigensinn.** Militarismus, Erster Weltkrieg und Kunst in der Psychiatrie. Werke der Sammlung Prinzhorn, Verlag Das Wunderhorn, Heidelberg 2019, 208 S., 29,80 Euro

Die Sammlung Prinzhorn zeigte 2014 die Ergebnisse eines Forschungsprojekts zu Reaktionen ziviler Psychatriepatienten auf Militarismus und Krieg. Das Museum konnte „exemplarische Einblicke in die Anstaltspsychiatrie der Zeit“ (S. 9) gewähren und dabei Bilder, Zeichnungen, Texte, Skulpturen und Dokumente aus dem Deutschen Reich zeigen – und damit überregional repräsentativ. Nun erschien ein Sammelband, der die Forschung weiterführte, vertiefte und die Ergebnisse in zwei Teilen präsentiert: Drei Aufsätze widmen sich den „historischen Aspekten“, während im zweiten Teil sieben Aufsätze unter dem Titel „Motive und Themen“ bildwissenschaftliche Erkenntnisse liefern.

Der erste Beitrag von Maike Rotzoll geht den psychiatrischen Anstalten des Kaiserreichs nach. In Klöstern, Gefängnissen, Festungen und Schlössern untergebracht, experimentierte man mit neuen Therapieansätzen, und schon vor dem Ersten Weltkrieg erlebte die deutsche Psychiatrie eine „Militarisierung nach innen“ (S. 26). Mit dem Krieg geriet die Psychiatrie in die Krise, durch Personalmangel, besonders aber durch den Mangel an Nahrungsmitteln: Ein Viertel der Anstaltsinsassen, etwa 70.000 Menschen, verhungerte in den Kriegsjahren. Die Entstehung der Sammlung Prinzhorn ist Gegenstand des zweiten Aufsatzes. Darin vertreten Thomas Röske und Maike Rotzoll die Auffassung, die Entstehung sei nur mit den persönlichen Kriegserfahrungen der Ärzte Wilmanns und Prinzhorn zu erklären. Die beiden lernten sich im Lazarettendienst und damit als Kriegsteilnehmer 1917 kennen; Wilmanns holte nach dem Krieg Prinzhorn nach Heidelberg und beauftragte ihn mit der Anlegung einer Sammlung von „Irrenkunst“. Als dritter historischer Aspekt wird das Verhältnis von Militärpsychiatrie und ziviler Psychiatrie von Christoph Bartz-Hisgen beleuchtet. Vor dem Ersten Weltkrieg entwickelte sich die Psychiatrie erst langsam zu einem anerkannten Teil des Medizin-Studiums, aber psychische Erkrankungen als Folgen des Militärdienstes anzusehen, blieb lange nicht mehrheitsfähig, sondern sie wurden meist auf Veranlagung zurückgeführt. Mit dem Krieg veränderte sich das Verhältnis: Mit Einführung sog. „Nervenlazarette“ geriet die „zivile Psychiatrie in engen Kontakt mit der [...] Militärpsychiatrie“ (S. 58) – die militärische Ordnung wurde auch in der zivilen Psychiatrie eingeführt, so wurden die Lazarette von Militärärzten geführt, aber gleichzeitig in nichtmilitärischen Einrichtungen – Schulen, Krankenhäusern, psychiatrischen Landesanstalten – untergebracht. Detaillierter betrachtet Bartz-Hisgen dann noch das Beispiel Baden.

Unter „Motive und Themen“ werden diese Gegenstände behandelt: das Selbsterleben von Anstaltskünstlern in Körperbildern (Sonja Frohoff), die künstlerische Selbstdarstellung der Insassen (Kasja Majer-Bahrke), die Rolle von Uniformen und Orden (Ingrid von Beyme), technische Innovationen in Form von Drohnen und Zeppelin (Torsten Kapfenberg), das Zusammenspiel von Erotik und Militär, insbesondere durch die Wirkung von Uniformen (Liane Wendt), künstlerische Kriegskritiken in Form von Karikaturen (Monika Jagdfeld) und schließlich die Rückspiegelungen des Kolonialismus auf den Bestand der Sammlung (Sabine Hohnholz).

Auf Grundlage der Prinzhornsammlung zeigt der Band die starke Veränderung der Psychiatrie durch den Krieg ebenso wie die veränderte Wahrnehmung der Kriegsteilnehmer durch die Psychiater. Neben den ebenso profunden wie nützlichen und informativen Beiträgen über-



zeugt der Band mit beeindruckenden Abbildungen. Leider fehlt eine abschließende Bibliographie. Die Verwendung des „Gender-Sternchens“, welche den Lesefluss stört, schmälert leicht den sehr guten Eindruck der hier präsentierten Aufsätze, die einmal mehr über unsere Auffassung zum Verhältnis „Norm und Abnormalität“ nachdenken lassen.

Florian Schmidgall

**Volker von Offenberg: Von der Concession zur Consumption.** Eine kleine Heidelberger ‚Wirtschafts‘-Geschichte (Schriftenreihe des Stadtarchivs Heidelberg, Sonderveröffentlichung 24), Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher u.a. 2019, 112 S., 17,90 Euro

Volker von Offenberg ist ein genauer Kenner der Heidelberger Gastronomie. Im Jahr 2005 veröffentlichte er bereits ein Buch über die Brauereien und Bierwirtschaften in Heidelberg, das im Jahrbuch 2005/06 ausführlich gewürdigt wurde. Heidelberg sei die Gastwirtschaft Deutschlands, mit diesem Jean Paul zugeschriebenen Zitat begann Norbert Giovannini damals seine Rezension.

Liest man das jetzt vorgelegte Buch von Offenbergs, so findet sich dieses Zitat nur bestätigt. Seit etwa 200 Jahren gibt es eine Vielzahl von verschiedenen Gaststättentypen, sehr zur Freude der Konsumenten, allerdings auch immer schon zum Leidwesen vieler Anwohner. So stand das Thema Sperrstunde auch um 1890 auf der Tagesordnung im Stadtrat, als ein neuer Typ von Wirtschaft auftauchte, das „Wiener Cafe“. Man konzessionierte nur „versuchsweise“ bis 2 oder 3 Uhr.

Der Autor zeichnet nun in seinem Buch anhand alter Konzessionsakten, durch die er sich in mühseliger Kleinarbeit monatelang durchgekämpft hat, die Geschichte vieler verschiedener Typen von Wirtschaften nach: bürgerliche Gastwirtschaften, Kaffeestuben, die neuen Wiener Cafés, Weinstuben, Arbeiterkneipen, Ausflugslokale, Studentenkneipen, Nachtclubs und viele mehr. Am Beginn jeder Neueröffnung steht diese amtliche Genehmigung, die Konzession, die man beim Amt für öffentliche Ordnung beantragt. Dieses Amt hat nun seine alten Akten ausgemustert und dem Stadtarchiv übergeben. Dort lagern sie jetzt und sind dem historisch interessierten Laien oder der Fachfrau zugänglich. Um die staubtrockene Aktenangelegenheit spannend und anschaulich darzustellen, galt es Geschichte und Geschichten um die jeweilige Lokalität aufzuspüren: besondere Vorkommnisse, interessante Gäste, schöne Abbildungen, Anekdoten über Wirte und Kundschaft, Kuriositäten – Klatsch und Tratsch. Dies ist dem Autor gelungen. Die Revue durch die Heidelberger Kneipenkultur erstreckt sich über mehr als zwei Jahrhunderte und spiegelt die urbane Wirtschafts-, Sozial-, Politik- und Kulturgeschichte zwischen dem späten 18. und frühen 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart in vielfältigsten Facetten wider.

Im ersten Kapitel dreht sich alles rund um die Konzession: Verfahrensablauf, Voraussetzungen, Konzessionstypen, Konzessionsentzug, Transferierung, Gästebeschwerden und Wirtschaftsnamen. Wir lernen den Unterschied zwischen Realwirtschaftsgerechtigkeit und dem persönlich verliehenen Recht kennen. Die erst genannte lag auf einem bestimmten Haus bzw. dem Platz, auf dem das Haus stand, und war auch an diesen Ort gebunden, auch wenn das Haus niederbrannte oder durch Krieg zerstört wurde. Damit dieses Recht nicht verfiel, musste es immer wieder verlängert werden. Dem gegenüber stand das persönlich verliehene Recht, das nur für eine bestimmte Person galt und nicht übertragbar oder erblich war. So war es nicht möglich, die Gaststätte vom Vater auf den Sohn zu vererben, die Konzession konnte dem Nachfolger entzogen werden.

Im zweiten Kapitel gibt der Autor einen historischen Überblick über die Heidelberger Gastronomie. Der Leser erfährt, wer die Wirtschaften frequentierte, wie eine typische Heidelberger Wirtschaft aussah, welches Lokal z.B. die erste elektrische Beleuchtung bekam, während

alle anderen noch auf Petroleumlampen angewiesen waren. Wir lernen den neuen Typus Kaffeehaus kennen, der um 1890, aus Österreich kommend, aufkam, viele Wein- und Ausflugslokale, darunter Lokale, die längst Geschichte sind.

Ein Unterkapitel beschäftigt sich mit den Arbeiterkneipen, die sich, man staune, auch in der Akademikerstadt Heidelberg ab 1900 rund um den Haupt- und Güterbahnhof ansiedelten, aber auch in der Altstadt zu finden waren. Diese Lokale, die von den Behörden, der Polizei und konservativ-bürgerlichen Kräften misstrauisch beäugt wurden, gibt es heute nicht mehr: Goldener Römer (heute Kaufhaus Kraus/Hentschel), Gasthaus zur Carlsburg, Goldener Stern, der Rothe Löwe in der Steingasse, das Deutsche Haus in der Merianstraße, dort traf sich die Vertretung des Deutschen Metallarbeiterverbands.

Auch die um den Römerkreis entstandenen typischen Treffpunkte, wo Industrie- und Bahnarbeiter ihr Bier tranken, sind verschwunden: Sie hießen Zur Lokomotive, Zum Güterbahnhof, Zum Storchen, Friedensglocke und Wilder Mann, die beiden letzt genannten in der Güteramtsstraße, oder Stadt Straßburg in der Bergheimer Straße 101.

Etliche jüdische Gaststätten konnte der Autor ausfindig machen, die zwar auch von christlichen Studenten frequentiert wurden, aber wichtig für die jüdischen Studenten und die Durchreisenden jüdischen Glaubens waren. Denn dort gab es koscheres Essen. Dies war das Goldene Roß, das man spaßeshalber Zum koscheren Gaul nannte, und das Speiselokal von Hermine Deutsch in der Märzgasse, das nach dem Ersten Weltkrieg und der Russischen Revolution von vielen geflüchteten Ostjuden aufgesucht wurde.

Ein eigenes Kapitel hat der Autor den Clubs in den wilden 60er-Jahren gewidmet, wo die aus den USA importierte neue Musik durch die hier stationierten GI's Fuß gefasst hatte. Dazu gehört das Cave 54, die älteste und heute noch existente Jazzkneipe Deutschlands, die nun bedingt durch die Coronakrise, wie so viele Clubs, um ihre Existenz ringen muss.

Abschließend widmet der Autor zwölf unterschiedlichen Lokalitäten in Einzeldarstellung, von denen nur drei bis heute überlebt haben, ein Kapitel: Das ist das genannte Cave 54, die Gaststätte Zum Gülden Schaf und die Waldschenke auf dem Heiligenberg.

Insgesamt ein interessantes, mit vielen Abbildungen versehenes Buch, das auch wehmütig ob der vielen verschwundenen Vielfalt an Gaststätten stimmt, das spannend zu lesen ist und nicht nur für jeden historisch interessierten Kneipengänger ein Muss ist.

Claudia Rink

### **Klaus Knorr: Heidelberg. Die Inflationszeit 1923 auf Brief und Postkarte.**

Ein philatelistischer Streifzug, Selbstverlag, Walldorf 2019, 202 S., 25,00 Euro

Die Erinnerung an die Inflation der Jahre 1922 und 1923 ist tief im deutschen Gedächtnis verankert. Der Beginn der Geldentwertung liegt in der Schuldenpolitik zur Finanzierung des Ersten Weltkriegs. Nach der Niederlage 1918 und infolge der Reparationszahlungen galoppierte die Inflation ins Unermessliche. In der Erinnerungsliteratur und in familiären Überlieferungen gibt es zahllose Erzählungen von dem Geldschein, der sofort zum Bäcker getragen werden musste, weil er wenige Stunden später seinen Wert bereits verloren hatte. Marianne Weber erinnert sich, dass sie ihre Wohnung in der Ziegelhäuser Landstraße nur halten konnte, weil sie einen Untermieter hatte, der in Dollar zahlte.

Die Philatelie ist eine historische Hilfswissenschaft. Das Sammeln von Briefmarken, Poststempeln und Ganzsachen ist freilich etwas aus der Mode gekommen, obwohl es höchst lehrreich ist. Ich selbst habe in meiner Schulzeit dabei alles über die Länder Europas im 19. und 20. Jahrhundert gelernt: Währungen, Herrschaftswchsel, Kriege, Besatzungen und Aufstände.

Klaus Knorr sammelt sehr systematisch Postsachen mit regionalem Schwerpunkt. Er präsentiert seinen Fundus in thematischen Katalogen, u.a. zu Rohrbach und Ziegelhausen. Sein jüngstes Werk ist der Inflation 1920 bis 1923 am Beispiel Heidelberg gewidmet. Knorr enthält

sich jeglicher Erklärung der Inflation und bringt auch keine postgeschichtlichen Quellen zur Tarifentwicklung. In sammlerischer Konzentration stellt er knapp 400 Ganzsachen in farbiger Abbildung vor und erläutert kurz jeweilige Besonderheiten. Auswahlkriterien sind, dass Absender oder Adressat in Heidelberg saßen, dass der Brief oder die Karte tatsächlich gelaufen waren und tagesstempelgenau korrekt frankiert wurden. Gegliedert ist das Material nach Gebührenperioden, von denen Knorr 27 ermittelt hat. Das Buch setzt mit der 5. Periode ein, die vom 6. Mai 1920 bis zum 31. März 1921, dauerte, also fast ein ganzes Jahr (S. 3–22). Im Fernverkehr kosteten in dieser Zeit ein Brief 40 und eine Postkarte 30 Pfennig. Danach stiegen die Gebühren erst allmählich, dann immer krasser an, während die Perioden immer kürzer wurden. Die 26. Periode im November 1923 dauerte fünf Tage, und das Briefporto betrug 80 Mrd. Reichsmark (S. 192–195). Zum 1. Dezember stieg das Briefporto auf 100 Mrd. Reichsmark; die neue Rentenmark senkte es zugleich auf zehn Pfennig. Die alten Briefmarken durften aber noch bis zum Jahresende verwendet werden (S. 196–291). Augenfällig wird an den Abbildungen, dass in den letzten Perioden der Platz nicht mehr reichte, und die Umschläge auf der Vorder- und Rückseite beklebt wurden.

Knorr nennt keine Einzelheiten zur Provenienz seiner Belegstücke; einige stammen „aus dem Papierkorb“ (S. 1). Sicherlich spielen auch Tauschbörsen und Auktionen eine Rolle. In jedem Fall muss es einen beträchtlichen Überschuss gegeben haben, bevor der Heidelbergbezug und die korrekte Frankierung nachgewiesen waren. Unabhängig von diesen strengen Kriterien sind die abgebildeten Postsachen mit ihren Absender- und Adressangaben auch „herorragende Zeitzeugen“ (S. 1). Der Verfasser überlässt die Auswertung dieser Informationen seinem Lesepublikum. Ich will mich hier auf wenige Beispiele beschränken: Heinrich Purrmann, der Bruder des aus Speyer stammenden Malers Hans Purrmann (S. 3); die Studentenverbindung Bavaria (S. 48); Julius Groos mit Verlagselement (S. 75); Finanzamt (S. 95); Vereinigte Fabriken C. Maquet (S. 156); Gummiwerke Neckar in Wieblingen (S. 164). Klaus Knorrs Katalog ist ein vielfältig-bunter, zugleich philatelistisch stringent gegliederter Bilderbogen zur Heidelberger Zeitgeschichte der Inflationsjahre 1920 bis 1923.

Das angezeigte Buch ist weder im Handel erhältlich noch in der Universitätsbibliothek ausleihbar. Es kann über den Autor bezogen werden (klknorrwa@gmail.com).

Hans-Martin Mumm

**Norbert Giovannini (Hg.), Ingrid Moraw, Reinhard Riese, Claudia Rink: Stille Helfer.** Eine Spurensuche in Heidelberg (1933–1945), Kurpfälzischer Verlag, Heidelberg 2019, 364 S., Festeinband, Fadenheftung, über 100 Abb., 24,90 Euro

„Im Konkreten zählt ohnehin nur das Konkrete“ (S. 347). – Am Ende dieser „Spurensuche“ nach Menschen, die in den Jahren 1933–1945 in Heidelberg mittels Gesten, Maßnahmen und Institutionen den Verfolgten und Verfeimten halfen, findet sich diese Einsicht: Dass es stets Möglichkeiten gab, mitmenschlich, moralisch und mit Erfolg zu handeln – auch wenn dies mit Gefahren verbunden war für die physische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Existenz, und ohne Anspruch, der Riege der „Widerstandshelden“ anzugehören, etwa der Brüder Stauffenberg. Deshalb auch der Titel „Stille Helfer“ – es geht nämlich um (kleine) Hilfen und Gesten im Alltag, die auch in einer passiven Gleichgültigkeit bestehen konnten, damit aber nicht weniger wichtig waren für die Bedrängten in Heidelberg. Um dieses „Konkrete“ geht es in dem Band, der Arbeiten von 18 Autorinnen und Autoren versammelt und in drei Teilen diese stillen Helfer dem Gedächtnis bewahren will.

Nach der instruktiven Einleitung durch den Herausgeber Norbert Giovannini widmet sich der erste und größte Teil (S. 31–228) den „Helferinnen und Helfern“, die entweder aus dem näheren sozialen Umfeld stammten oder durch berufliche Kompetenz beziehungsweise Funktion als Helfende auftraten (v. a. Ärztinnen und Geistliche) oder als Repräsentanten von Staat und

Partei eben nicht nur repressiv tätig waren, sondern auch durch ihre erhöhten Einflussmöglichkeiten helfen konnten. Von diesen 18 Beiträgen seien hier vier exemplarisch herausgegriffen: Der erste beschäftigt sich mit Hermann Maas (S. 73–94) – dem Helfer, dessen fotografische Abbildung den Umschlag prägt. Markus Geiger stellt den Geistlichen mit dessen „Liebe zum Judentum“, dessen Wirken in Heidelberg und darüber hinaus, sowie das von Maas gespannene Helfer-Netz dar. Für Maas' Einsatz für Juden sei nicht entscheidend, dass er als Kind jüdische Freunde um sich hatte, sondern die enge Verbindung zwischen jüdischem und christlichem Glauben – Angehörige beider Glaubens gehörten für ihn dem gleichen „Gottesvolk“ (S. 75) an. Deshalb setzte er sich vehement für die Juden in Heidelberg und im Reich ein, über seelsorgerliche und materielle Hilfe, das Knüpfen von Kontakten, Mitarbeit in Helferorganisationen, vor allem aber über sein Helfer-Netz. Dies verband die Fürsorgeschwester Therese Wiesert mit der Sozialwissenschaftlerin Marie Baum, mit der Ärztin Marie Clauss, der Nationalökonomin Annemarie Fraenkel, der Pädagogin Elisabeth von Thadden, der Gemeindehelferin Maria Sello und dem Gestapo-Mann Wilhelm Bender.

Diesen Gestapo-Mann unterstützte Maas auch in der Revision des Spruchkammerverfahrens, das 1952 mit der Entlastung Benders endete. In Norbert Giovanninis Beitrag zu Wilhelm Bender (S. 215–228) wird die Ambivalenz deutlich, mit der Maas über Menschen wie Bender urteilte – einen „Persilschein“ stellte er nicht aus, berichtete aber von dessen helfendem Handeln. Andere hingegen beschuldigten Bender schwer; er habe die Opfer angeschrien, bedroht und bestohlen: „Bender zählt zu jenem Typ Nazi, der zur Erhaltung des Regimes zu allem fähig war.“ So äußerte sich der Zeitzeuge Heinrich Gözl vom Arbeitsamt Heidelberg (S. 222). Auch Giovanninis Urteil fällt am Ende ambivalent aus: Bender habe zu den Helfern gehört, gleichzeitig zu den Tätern – als „Mitmacher“ beschreibt Giovannini ihn. Der Punkt ist: „Das eine ist ohne das andere dann auch nicht zu haben gewesen“ (S. 228).

Ähnlich ambivalent stellt sich die Geschichte des Werk- und Hausarztes Kurt Hack aus Rohrbach dar. Reinhard Riese prüft in seinem Beitrag (S. 65–72) die Stichhaltigkeit der Entlastungsmomente der Gewährsfrauen und -männer, die sich im Spruchkammerverfahren für Hack eingesetzt haben, und kommt zu dem Ergebnis, dass Parteimitgliedschaft und SS-Zugehörigkeit nicht eine Helferfunktion ausschließen mussten. So behandelte er auch nichtarische Patienten weiter und versorgte eine jüdische Familie mit Lebensmitteln – gleichzeitig blieb er Mitglied der Reiter-SS, um seinem Hobby weiter nachgehen zu können. Als Werkarzt der Fuchs Waggonfabrik entzog er sich der Ausstellung der Totenscheine, als auf dem Fabrikgelände fünf Zwangsarbeiter zwecks Abschreckung hingerichtet wurden. Hack behauptete, er sei zu einer längeren Behandlung eines schwer kranken Patienten unterwegs. So vermied er es, „Komplize des NS-Terrors zu werden“ (S. 69) – das mag richtig sein, zeigt aber zugleich wieder diese – merkwürdige – Ambivalenz.

Mit Maria von Graimberg stellt Petra Nellen „eine der zentralen Frauenfiguren der Heidelberger Stadtgeschichte“ (S. 117) und mit der Katholischen Sozialen Frauenschule gleichzeitig eine helfende Institution vor (S. 117–131). Dort wurden seit 1911 über tausend Frauen zu professionellen Sozialarbeiterinnen ausgebildet. Der nationalsozialistischen Politik verweigerte sich Graimberg; und obwohl die Schule am Kornmarkt eine katholische Einrichtung war, nahm sie auch Jüdinnen auf. Sie lud die Sozialwissenschaftlerin Marie Baum ein, an der Schule Unterricht zu geben, nachdem Baum die Venia Legendi entzogen worden war. Graimberg weigerte sich konsequent, die Schule im nationalsozialistischen Sinn zu führen – deshalb wurde zunächst versucht, die Schule finanziell ausbluten zu lassen. Ab 1934 sollten die Lehrinhalte normativ der neuen Ideologie angepasst werden, aber auch das geschah nur zögerlich. Graimberg „pokerte“ hoch und nahm eine Schließung der Einrichtung in Kauf und spielte auf Zeit, wurde dabei mutmaßlich durch die „indifferente Haltung [...] der badischen höheren Beamenschaft“ (S. 124) unterstützt – letztlich erfolgreich. So konnte Maria von Graimberg persönlich wie auch mittels ihrer Institution „Hilfe in der Not“ (S. 125) leisten und gemeinsam mit Marie Baum, Hermann Maas und Marianne Weber ein regelrechtes Helfer-Netzwerk errichten.

Der zweite Teil „Innerjüdische Solidarität“ (S. 229–299) widmet sich der jüdischen Gemeinde, ihren Institutionen, den Kindertransporten nach Großbritannien und in andere Länder sowie den Leistungen herausgehobener Persönlichkeiten. Frank Engehausen stellt in seinem Beitrag (S. 257–268) den jüdischen Rechtsanwalt Arthur Strauß und dessen Werdegang als Rechtsanwalt vor bis zum Berufsverbot 1938 – die Emigration wurde angegangen, gelang jedoch nicht. Strauß und seine Ehefrau Margarete wurden wegen eines Devisenvergehens verurteilt, beide erlebten den Kriegsbeginn im Gefängnis. Der Deportation entging er wegen seiner „Mischehe“. So lebte er hin und erhielt nach Kriegsende „eine herausgehobene Funktion in der Rückerstattungskommission“ (S. 265) – in Amt und Ehrenamt machte sich Strauß für die verfolgten Juden nach 1945 stark, etwa als kommissarischer Leiter der Portheim-Stiftung. Er starb 1955 nach kurzer Krankheit, und schnell geriet in Vergessenheit, dass Strauß selbst zu den Verfolgten und Verfeimten gehört hatte, wie die Würdigung anlässlich der Verleihung der Ehrensenatorwürde der Universität Heidelberg durch Altrector Karl Heinrich Bauer zeigt: „Das Helferbild hatte das Opferbild in seiner Wahrnehmung [Bauer] von Strauß ganz überlagert“ (S. 268).

Ein abschließender Teil „Fundstücke, Forschung, Fragen“ (S. 301–347) geht diesen Themen nach: Forschungsstand (Beate Kosmala, S. 329–341), Beispielen helfender Gesten, Maßnahmen und Netzwerke – nebst Anregungen zur weiteren Forschung (Giovannini, S. 301–327) – sowie den offenen Fragen zum inneren Antrieb der Helfer und dem Gegenwartsbezug (Giovannini, S. 343–347).

Der Sammelband leistet mit fein gearbeiteten Beiträgen vor allem zweierlei: Für Heidelberg eröffnet er einen neuen Aspekt in der Aufarbeitung unserer NS-Vergangenheit – hierbei wird an vielen Stellen eine eigentümliche, merkwürdige Ambivalenz deutlich. Allgemeiner stellt das Buch grundlegende Fragen, etwa nach unseren Handlungsmöglichkeiten in extremen Situationen – damals wie heute müsse niemand „die Welt aus den Angeln heben“ (S. 347) und Herkules-Leistungen erbringen, sondern zu kleinen Gesten, Maßnahmen oder Unterlassungen seien wir verpflichtet. Ein wichtiges Buch.

Florian Schmidgall

**Sonja Miltenberger, Klaus Neitmann (Hgg.): Die Bibliothek des Kunsthistorikers und Volkskundlers Wilhelm Fraenger.** (Schriftenreihe der Wilhelm-Fraenger-Stiftung, Bd. 3, zugl. Einzelveröffentlichung des Brandenburgischen Landeshauptarchivs, Bd. XXIV), Berlin 2020, 608 S., 30,00 Euro

Das wort- und bildmächtigste Denkmal hat ihm der Dramatiker Carl Zuckmayer gesetzt: „Mit fränkischem Ochschädel und ebenso undurchsichtigen, hintersinnigen wie bestrickenden, ja anmutigen Gesichtszügen, wenn er lachte, zur Laute sang, oder im erregten Gespräch: ein faunsäufiger, weltlicher Prädikant, ein sensueller Anachoret“, der an einen „spitzzüngigen Erzschemel, einen aus der Kutte gesprungenen Mönch, Reformator oder Wiedertäufer“, wenn nicht an einen „Baalspfaffen, Mystagogen und Laster-Abbé, dem man die Zelebration der Satansmesse zutraute“, erinnerte. Die Rede ist von Wilhelm Fraenger (1890–1964), der in den 1920er-Jahren in Heidelberg und Mannheim, dann in Berlin und in der DDR im Umkreis von Potsdam wirkte. Fraenger und sein Werk waren eins: Kultur- und Kunstgeschichte, Erforscher volkstümlicher und grotesker Singularitäten, ein Wühler und Graber, „von unbändiger Denk- und Forschungslust beseelt.“ Wilhelm Fraenger ist für den deutschsprachigen Raum der Begründer der modernen Kulturwissenschaft, der weit ausgreifend, die akademischen Fächergrenzen sprengend, sich den Nebengleisen, den dunklen und grotesken Seiten und den Abgründen der Imagination widmete.

2013 wurde, finanziert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Fraengers Erbe von Berlin-Babelsberg ins Brandenburgische Landeshauptarchiv überführt. 757 Akten in 82 Archivkartons und die gesamte Bibliothek, die jetzt im Wissenschaftspark in Potsdam-Golm lagert

und inzwischen mithilfe von Online-Recherche durchforstet werden kann. Sonja Miltenberger und Klaus Neitmann haben nun 2020 ein Bestandsverzeichnis dieser „Bibliothek des Kunsthistorikers und Volkskundlers Wilhelm Fraenger“ veröffentlicht, 3174 Titel auf über 600 Seiten. Es ist eine sehr eigene Bibliothek, weit entfernt von den braven bürgerlichen Klassikersammlungen. Eher stellt sie einen wilden Parforceritt durch die Abgründe, Irrgärten und die schweifende Endlosigkeit ästhetischer Produktionen und Bilderwelten dar, den Klassikerbestand indes ebenso enthaltend wie die soziologische Standardliteratur. Fraenger hat mit seinen Büchern intensiv gearbeitet, wie die zahlreichen Anmerkungen in den Büchern belegen, und den Bestand unermüdlich erweitert. Man kann so ein Buch („Bestandsverzeichnis“) natürlich nicht lesen, weil es wie ein überquellender Zettelkasten angelegt ist. Aber man kann darin stöbern, die Viel- um nicht zu sagen Allseitigkeit des Wilhelm Fraenger wahrnehmen, die – wie zeitgleich bei Walter Benjamin – das Abseitene in den Blick nimmt, um das Wesentliche zu erfassen.

Zeitlebens bewahrte er auch Heidelberg-Literatur auf, Herbert Levins Studie zur Heidelberger Romantik von 1922, die Briefe der Liselotte von der Pfalz, Karl Gottfried Nadlers „Fröhlich Palz, Gott erhalts!“ und Adolf von Oechelhäusers „Heidelberger Schloss“ von 1891. Wie zu erwarten findet sich auch Hans Prinzhorns „Bildnerei der Geisteskranken“ von 1922. Mit Prinzhorn und seinen Sujets verband ihn eine aufmerksame Freundschafts- und Gelehrtenbeziehung. Aus der Nachkriegszeit finden wir acht Bände der Universitätszeitschrift *Ruperto Carola*.

Grenzen des kulturwissenschaftlichen Interesses zeigen sich in den eher schmalen Beständen an politischer, ökonomischer und technikbezogener Literatur und der literarischen Nachkriegsmoderne. Fast solitär finden sich immerhin Texte wie Eugen Kogons „Der SS-Staat“, Herbert Marcuse „Eros and civilization“ und Dietz` „Kleine Bücherei des Marxismus Leninismus“. Dagegen sind reichlich und in wertvollen Ausgaben und Drucken vertreten alle Arten von textlicher und bildlicher Grotesken, Humoresken und die „Literatur über Grenzerfahrungen, Mythen, Ketzergeschichten“ wie Sonja Miltenberger im dritten der einführenden Beiträge schreibt (S. 41). Sie macht auch auf einige markante Beispiele aufmerksam, wie „Die unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie von Anfang des Neuen Testaments biss auff das Jahr Christi 1688“, 1699 vom Theologen Gottfried Arnold verfasst oder Johann Wallbergers „Berühmtes Zauberbuch“ von 1760, die „Geschichte des Burlesken“ von Karl Friedrich Flögel (1794) oder das als Zeitschrift konzipierte Projekt „Tröste Einsamkeit“ von Brentano und Achim von Arnim von 1808 und die „Enthüllungen über Kaspar Hauser“ von Georg Friedrich Daumer. In manchen möchte man dann doch gerne mal reinschauen, vielleicht auch nur der aberwitzigen Titel wegen, wie „Der Pott: ein unverschämtes Liederbuch voll Stumpfsinn, Rührseligkeit, Ausgelassenheit und Spott für geborene Kindsköpfe und solche, die es mit der Zeit geworden sind“, herausgegeben 1942 von Friedrich Eosander.

Ein weiterer Heidelbergbezug findet sich in der Zusammenarbeit von Fraenger, seiner Frau Gustl und der als Tochter angenommenen Ingeborg Baier (später Baier-Fraenger) mit dem Georgianer Wolfgang Frommel und der in Amsterdam 1951 gegründeten Zeitschrift *Castrum Peregrini*. Die Bibliothek enthält alle 236 Ausgaben dieser Zeitschrift. Hinzuweisen ist in diesem Zusammenhang auf die 2004 im Heidelberger Kunstverein gezeigte Fraenger-Ausstellung, zu deren Vorbereitung sich die Kunsthistorikerin Susanne Himmelheber im Fraenger Haus in Babelsberg einquartiert hatte. Der Begleitband zu dieser Ausstellung von Susanne Himmelheber und Karl-Ludwig Hoffmann „Neue Kunst – Lebendige Wissenschaft. Wilhelm Fraenger und sein Heidelberger Kreis 1910 bis 1937“ würdigt insbesondere den vitalen studentischen Kreis um Fraenger, der 1918 seine Stelle als Assistent am kunsthistorischen Institut aufgegeben hatte und sich neben seinen Forschungen der Inszenierung von Kulturevent wie den legendären Bellmann-Abenden widmete.

Von Wolfgang Frommel finden wir übrigens auch eine Widmung in seinem Lyrikbändchen „Huldigung: Gedichte einer Runde“ von 1931, die sich im Kontrast zu Carl Zuckmayers temperamentvoller Fraenger-Hymne lesen lässt. „Für Wilhelm Fraenger / dem rutengänger aller

wundersamen mitternachtsträume- / dem sprachkräftigen deuter und enträtsler / verborgener bildwerke und geheimer zaubersprüche / in freundschaft und verehrung / W.F".

Wilhelm Fraenger verdient es, als moderner Kulturwissenschaftler und originärer Forscher wieder entdeckt zu werden.

Norbert Giovannini

**Udo Bernbach (Hg.): Hannah Arendt, Dolf Sternberger.** „Ich bin Dir halt ein bißchen zu revolutionär“. Briefwechsel 1946 bis 1975. Rowohlt Verlag, Berlin 2019, 477 S., 38,00 Euro

Wer schreibt noch Briefe? Wer liest noch Briefe? Briefwechsel in Buchform sind tendenziell eher eine aussterbende Textgattung. Dennoch (oder gerade darum) ist es zu begrüßen, dass der Rowohlt-Verlag die Briefe hat drucken lassen, die Hannah Arendt (1906–1975) und Dolf Sternberger (1907–1989) zwischen 1946 und 1975 wechselten. Herausgeber ist Udo Bernbach, 1966-1968 wissenschaftlicher Assistent am Institut für Politische Wissenschaft der Universität Heidelberg, 1971–2001 Professor für Politische Theorie an der Universität Hamburg. Die Lektüre dieser Edition lohnt in mehrfacher Hinsicht. Zunächst erfährt man etwas über die Freundschaftsbeziehung zweier großer deutschsprachiger Intellektueller des 20. Jahrhunderts. Weiter lernt man einiges über die geistigen Beziehungen zwischen Westdeutschland und den USA in der Nachkriegszeit. Zudem wird der Schauplatz Heidelberg immer mal wieder kurz beleuchtet.

Beim Lesen der Briefe bemerkt man rasch, dass die beiden Korrespondenten doch von recht unterschiedlicher „Größe“ sind. Befreundet seit ihrer Studienzeit in Heidelberg waren sie vom Charakterbild her eher ungleiche Zeitgenossen. Hannah Arendt ist ohne Zweifel eine Ausnahme-Persönlichkeit. Das wird spätestens klar, wenn man ihre Briefe liest oder wenn man sich das legendäre Interview anschaut, das Günther Gaus 1964 für das ZDF mit ihr führte. Der Name Hannah Arendt hatte und hat immer noch einen guten Klang in der Welt.

Dolf Sternberger, auch das merkt man bei der Lektüre, ist dagegen die blässere Erscheinung. Sein Name war bis in die 1990er-Jahre im deutschsprachigen Raum recht bekannt. Er gab die bedeutende Kulturzeitschrift „Die Wandlung“ heraus, die ab November 1945 in Heidelberg bei Lambert Schneider (auch mit Essays von Hannah Arendt) erschien, als „letzte Blüte des Heidelberger Geistes“ (Nicolaus Sombart). Sternberger gilt auch als einer der Begründer der deutschen Politikwissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg. Das Zitat von Arendt „Du bist mir halt ein bißchen zu konservativ und ich bin Dir halt ein bißchen zu revolutionär“, welches im Titel des Buches verwendet wird, illustriert treffend den Unterschied zwischen den beiden. Arendt hatte etwas Geniales, das Sternberger offensichtlich abging. Die beiden lernten sich in den 1920er-Jahren kennen, als sie bei Karl Jaspers studierten. Hannah Arendt gehörte vor ihrer erzwungenen Emigration zu den „hoffnungslos Assimilierten“, wie sie es 1927 einmal selbst formulierte. 1933 wurde sie von der Gestapo verhaftet, floh nach Paris und emigrierte nach der deutschen Besetzung Frankreichs mit ihrem Ehemann Heinrich Blücher in die USA, wo sie fortan in englischer Sprache publizierte und lehrte. Mit dem 1950 erschienenen Buch „The Origins of Totalitarianism“ („Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft“) machte sie sich erstmals einen Namen in der geistigen Welt.

Dolf Sternberger, dessen Frau Jüdin war, blieb in Deutschland. Seit 1927 Mitarbeiter der „Frankfurter Zeitung“, war er von 1934 bis zum Verbot 1943 deren Redakteur. Nach dem Krieg übernahm er einen Lehrauftrag für Politische Wissenschaften an der Universität Heidelberg und baute (finanziert durch die Ford Foundation) eine Forschungsgruppe in diesem Fachbereich auf. 1962 zum Ordinarius ernannt, blieb er bis zu seiner Emeritierung in Frankfurt am Main wohnen. Dann ließ er sich in Darmstadt nieder.

Die beiden Briefeschreiber waren, wie man nachlesen kann, häufig kontroverser Meinung, vor allem über Martin Heidegger und Karl Jaspers. (Diese beiden Namen werden in der Korrespondenz am häufigsten genannt). Arendt schrieb am 25. Juli 1952 an Heinrich Blücher: „Was ich an Heidegger-Einfluß in Heidelberg gesehen und gehört habe, ist wirklich nur verhängnisvoll, wenn es nicht so kotzdämlich wäre. Daß aber die Plattköpfe wie [der Wirtschaftswissenschaftler Alexander] Rüstow und Sternberger oder selbst gute Leute wie [Karl] Löwith dem wehren können, ist eine Illusion – die sich Jaspers auch nicht macht.“ Arendt machte auch kein Hehl aus ihrer kritischen Haltung zu den Nachkriegsdeutschen, speziell zu den Heidelbergern: „Ich habe einfach Angst vor Deutschland und habe nicht ... Heimweh. Auch nach Heidelberg nicht ... Die allermeisten Menschen, die ich von frueher her kenne, moechte ich in meinem ganzen Leben nie wieder sehn“ (an Sternberger, 12.7.1948). Im Juli 1952 schrieb sie an Heinrich Blücher: „Die ‚Pseudo-Geistigkeit von Heidelberg‘ (ist) ein bißchen, aber nicht viel besser [als die von Marburg]. Das Unterrichtsniveau [ist] beklagenswert niedrig, ‚schwachsinnige‘ Professoren erklärten, ‚Metaphysik ist völlig überflüssig‘, und die allgemeine Atmosphäre [ist] sektiererisch und cliquenhaft. ... Es ist ein blödsinniger Hexenkessel, und ich bin froh, daß mich das alles nichts angeht“.

Sternberger stand ihr in solcher Kritik nicht nach. Am 12. März 1948 schrieb er an Arendt: „Heidelberg wird immer unerträglicher. Jaspers geht in 14 Tagen nach Basel; die Universität sinkt ab, nichts Neues ist zu sehen, die Gesellschaft ist herz- und fühllos, jeder autistisch mit sich selbst beschäftigt – keine Menschlichkeit. Mir gefällt’s nicht ...“ Auch die politischen Bewegungen an der Universität machten ihm Angst: „In Heidelberg ist der Teufel los. Die ‚Studentenbewegung‘ gerät zusehends ins Kriminelle“, schreibt er am 13. Februar 1971 an Arendt (S. 314). Er habe gar Bedenken, ob es angesichts der bedrohlichen Situation „überhaupt noch ein nächstes Semester“ geben werde (S. 313). Weil es Sternberger in Heidelberg so wenig gefiel, drängte er Arendt (auch als er schon den Heidelberger Lehrstuhl innehatte) immer wieder, ihm eine Stelle an einer amerikanischen Universität zu beschaffen. Seine Freundin dachte nicht im Traum daran: „Er will absolut nach Chikago, und es sind dort wirklich kaum Aussichten. Man würde ihn vielleicht berufen, wenn er wirklich ganz außergewöhnlich wäre, aber davon kann doch keine Rede sein“ (am 6.1.1965 an Jaspers). Noch zehn Jahre nach dem Tod seiner Kommilitonin zeigte sich Sternberger tief verletzt von ihrem (realistischen) Urteil. Er hatte sie geliebt, aber es war eine irrealer, einseitige Liebe: „Daß du mich manchmal vermissest, hör ich schrecklich gern: ich vermisse dich immer“ schreibt er am 25. April 1949 an Arendt. Wenn er gewusst hätte, dass sie ihn (am 18. Juli 1952) in einem Brief an ihren Mann als „ganz verspießert“ (S. 156) dargestellt hatte! Er spürte es wohl, dass Karl Jaspers für Arendt der stärkere Magnet war. Jedes Mal, wenn Hannah nach Europa kam, besuchte sie zuerst ihren verehrten Doktorvater in Basel und forderte Sternberger auf, ebenfalls dort zu erscheinen. Für eine Festschrift zum 60. Geburtstag ihres Freundes hatte sie keinen Beitrag übrig. Den letzten Brief der Sammlung schrieb Dolf Sternberger am 10. Dezember 1975 an Hannah Arendt, die sechs Tage zuvor in New York an einem Herzinfarkt gestorben war. Die beiden hatten sich zum letzten Mal 1971 in Darmstadt gesehen. Sternberger überlebte sie um 14 Jahre.

Den Briefen vorangestellt ist ein längerer inhaltsreicher Essay „Hannah Arendt und Dolf Sternberger: Eine Freundschaft“ von Udo Bernbach. Im Anhang finden sich zwei Texte von Arendt: „Organisierte Schuld“ (1945) und „Konzentrationslager“ [sic] (1948), und von Sternberger „Rede an die Freunde“ (1957 in Waldhilsbach gehalten). Wenn man dem Herausgeber auch eine gewisse editorische Nachlässigkeit vorwerfen kann (wie z.B. zweifacher Abdruck des gleichen Briefes unter unterschiedlichen Daten, S. 131/182), so bietet der Band doch den Originalton einer Epoche, den manche der heute Lebenden noch im Ohr haben.

Hansjoachim Räther



**Stadteilverein Pfaffengrund e.V., Heinz Schmitt, 1. Vorsitzender (Hg.): Das Pfaffengrundbuch.** Ansichten und Einsichten aus dem etwas anderen Stadtteil Heidelbergs, Eigenverlag Heidelberg 2020, 296 S., 8,00 Euro

Als klar war, dass für die vom Ersten Weltkrieg heimkehrenden Soldaten dringend Wohnungen gebraucht würden, gründeten Heidelberger Bürger unter Führung von Arbeitersekretär Christian Stock eine Baugenossenschaft für einen neuen Stadtteil. Kurz nach dem Krieg beschloß der Stadtrat den Bau einer Siedlungskolonie im Gewann Pfaffengrund. Am 14. April 1919 vereinbarte die „Gemeinnützige Baugenossenschaft für Volks- und Kriegerheimstätten“ mit der Stadt jenen Erbbauvertrag, der als die Geburtsstunde des Stadtteils gilt. Nachdem 442 Menschen dort Wohnung bezogen hatten, weihte Oberbürgermeister Dr. Ernst Walz am 12. September 1920 die Siedlung ein. Dieses Datum nahm der Stadteilverein zum Anlaß, eine Festschrift zum hundertjährigen Jubiläum des Pfaffengrund herauszugeben. Das großformatige, reich bebilderte Buch (mit einem schönen Foto des alten Gaskessels auf dem Cover und manch interessantem Archivbild im Text) gliedert sich in vier Abschnitte: „Der Pfaffengrund und seine Geschichte“, „Der Pfaffengrund, seine Institutionen und der Rest der Welt“, „Der Pfaffengrund und seine Menschen“, „Zahlen, Daten, Fakten“.

Stefan Holder erzählt im ersten Teil unter dem Titel „Pfaffengrund Zero 2020 plus“ die Geschichte und Entwicklung des Stadtteils von den Anfängen bis heute. Der 1956 in einem Pfaffengrunder Kiesloch gefundene Backenzahn eines urzeitlichen Fellnashorns steht am Beginn. Im Jahr 1487 n. Chr. erscheint dann erstmals urkundlich jener Flurname „Pfaffengrund“, der ein halbes Jahrtausend später dem Stadtteil seinen Namen geben sollte. Und so geht es weiter bis zur Corona-Krise im Pfaffengrund des Jahres 2020.

Offenbar hat man darauf verzichtet, das gesamte Manuskript vor Drucklegung geglesen zu lassen. Dem unbefangenen Leser fallen mancherlei Unstimmigkeiten auf. Etwa wenn es um den sozialen Mittelpunkt des Stadtteils geht, das „Gesellschaftshaus“ („Ausdruck des Gemeinschafts- und Kulturwillens der ersten Pfaffengrunder“). Keine Einigkeit besteht über den Zeitpunkt, an dem das alte Gesellschaftshaus eröffnet und an dem es abgerissen wurde. Auf Seite 20 erfahren wir, es sei „1923/24 fertiggestellt“ worden. Auf Seite 53, 71 und 111 wird ein anderes, wohl das korrekte Datum genannt: der 15. September 1922. Der Abriss des alten Gesellschaftshauses geschah nach S. 29 „in den 1980er Jahren; laut S. 223 war es im Januar 1990. Auch der Standort ist nicht eindeutig bestimmbar: Lag das alte Gesellschaftshaus nun am Schwanenweg (S. 29) oder am Storchenweg (S. 71)? Selbst zum Zeitpunkt der Eröffnung des neuen Gesellschaftshauses gibt es unterschiedliche Meinungen (S. 71: „am 15. Juli 2000“, S. 224: „am 15. Juli 1996“). Dies nur als Beispiel für den relativ sorglosen Umgang mit historischen Fakten in diesem Buch.

Mehrere Seiten widmet Stefan Holder dem Leben und Wirken des Politikers und NS-Opfers Josef Amann (1879–1971), genannt „Vater des Pfaffengrundes“, von 1948 bis 1954 Erster Bürgermeister von Heidelberg (auf S. 97 erscheint er als „Josef Altmann“). Als bemerkenswertes Dokument ist Amanns Entlassungsschein aus dem KZ Dachau von 1944 abgebildet. – Über die Städtepartnerschaft mit Simferopol (Krim) berichtet Reiner Nimis. – Der Vorsitzende des Stadteilvereins Heinz Schmitt erzählt die Geschichte seines Vereins, der 1949 als „Kultur-Kartell“ gegründet wurde. – Der Beitrag von Ellen Frings und Oliver Fink „Zur Geschichte des Pfaffengrunder Standorts der Stadtwerke Heidelberg“ enthält einen Exkurs zur Geschichte der Heidelberger Gasversorgung, der auch über den Stadtteil hinaus von Bedeutung ist.

Im zweiten Abschnitt („Der Pfaffengrund, seine Institutionen und der Rest der Welt“) stellen sich Baugenossenschaften, Seniorenzentrum, Freiwillige Feuerwehr und die Lehr- und Versuchsanstalt für Gartenbau vor. Thematisiert werden u.a. der Kampf der Bürgerinnen und Bürger gegen die geplante Bebauung von Pfaffengrund-Ost (1983–1986), der Flugplatz, das Industriegebiet und der Schienenverkehr im Pfaffengrund. Im dritten Abschnitt („Der Pfaffen-

grund und seine Menschen“) werden die Schulen, Kirchengemeinden und die vielen Pfaffengrunder Vereine dargestellt.

Der letzte Abschnitt („Zahlen, Daten, Fakten“) enthält eine gut recherchierte Chronik der Ereignisse im Pfaffengrund von 1480 bis 2020. Wolfgang Essig gibt dazu eine ebenso gut recherchierte Liste aller jemals im Stadtteil vorhandener Ladengeschäfte. – Aus der Tabelle der Einwohnerentwicklung geht hervor, daß der Höhepunkt der Bewohnerzahl im Jahre 1961 mit über 12.000 Einwohnern erreicht worden war. Heute scheint sich die Zahl bei etwa 8.000 stabilisiert zu haben. – Wem Zahlen und Daten nicht so wichtig sind, dem kann man das Jubiläums-Werk als Stadtteil-Lesebuch gerne empfehlen.

Hansjoachim Räther

**Stadtteilverein Handschuhsheim (Hg.): Jahrbuch Handschuhsheim 2020.**  
Heidelberg 2020, 135 S., 6,00 Euro (erhältlich bei der Bücherstube an der Tiefburg, Dossenheimer Landstraße 2)

Jedes Jahr im Juni erscheint zum Zeitpunkt der Kerwe das Jahrbuch des Stadtteilvereins Handschuhsheim. Von der einstigen „Festschrift zur Hendsemer Kerwe“ entwickelte sich das Jahrbuch zu einer ansehnlichen Zeitschrift mit vielen wichtigen und interessanten Beiträgen, von denen ich einige herausgreifen möchte: So berichtet Markus Ball über den „Handschuhsheimer Münzschatz“. Dieser, bestehend aus zehn römischen Bronzemünzen, wurde im Jahre 1954 oder 1955 von spielenden Kindern irgendwo in Handschuhsheim gefunden. Der Fund wurde dem damaligen Leiter der archäologischen Abteilung des Kurpfälzischen Museums Berndmark Heukemes übergeben. Die Münzen, sämtlich Sesterzen, waren zwischen 80 und 176 nach Christus geprägt worden. Der Autor spricht die Hoffnung aus, dass die damals beteiligten Finder heute seinen Artikel lesen und den vermuteten Fundort im Hilzweg 16 bestätigen könnten.

Andreas Hensen versteht seinen Beitrag „Handschuhsheim und Ladenburg: Eine Beziehung“ als „ein Konzept, ein Ausblick und zugleich ein Angebot“. In den folgenden Ausgaben des Jahrbuchs will Hensen das Verhältnis zwischen Handschuhsheim und Ladenburg während der römischen Antike wie auch im frühen und im hohen Mittelalter näher behandeln. Hensen bemerkt u.a., dass die in großer Zahl vorhandenen Münzhorte wichtige Quellengattungen seien, die zur Frühgeschichte Auskunft geben können. Seine Betrachtung wirft Schlaglichter auf drei Abschnitte der Regionalgeschichte, in denen die Beziehung zwischen Handschuhsheim und Ladenburg sichtbare Spuren hinterlassen hat. In den folgenden Jahrgängen soll dieses Verhältnis mithilfe der schriftlichen, archäologischen und baulichen Zeugnisse näher betrachtet werden.

Barbara Frenk beginnt ihren Beitrag „Die Ritter von Handschuhsheim als Vasallen der Pfalzgrafen bei Rhein“ mit Betrachtungen zu den Begriffen Freundschaft, Verwandtschaft und Lehnswesen im Mittelalter, um sich dann dem Aspekt der Vasallität im Spiegel der pfälzischen Lehnbücher von 1401 und 1471 zu widmen. Die rheinischen Pfalzgrafen ließen, wie die Autorin schreibt, erst relativ spät Lehnbücher anfertigen, dafür aber besonders repräsentative Exemplare, die über gewöhnliche Kanzleiexemplare hinausgingen. Pfalzgraf Ruprecht III. ließ im Jahr 1401 ein solches Lehnbuch anfertigen. Der Pergamentkodex dokumentiert einen Lehnshof von ca. 450 Vasallen. Zwei Generationen später, 1471, unter Kurfürst Friedrich I. (dem „Siegreichen“) verzeichnet das pfälzische Wappen-Lehnbuch schon mehr als 600 Vasallen. Im Folgenden behandelt die Autorin die Ritter von Handschuhsheim als niederadelige Dienst- und Lehnmänner der Pfalzgrafen bei Rhein seit 1400.

Stefan Bröhl bezieht sich in „Mittelalterliche Handschuhsheimer Heiratsverträge in einem fränkischen Adelsarchiv“ auf einen „Zufallsfund“ im Familienarchiv der Herren von Franckenstein im fränkischen Ullstadt. Die Schaffung eines eng verbundenen Klienteladels wurde nicht

dem Zufall überlassen, sondern durch gezielte Einflussnahme und Allianzbildung von oben reglementiert. Der Autor unterzieht zwei Heiratsverträge näherer Betrachtung: einmal den zwischen Dieter V. von Handschuhsheim und Margarethe von Franckenstein geschlossenen Vertrag aus dem Jahr 1464, und zum anderen den zwischen Dam von Handschuhsheim und Adele von Windeck. Der Heiratsvertrag von 1464 mag, so Bröhl, auf den ersten Blick fremdartig anmuten. Hier lasse sich erahnen, welche dominante Position der Pfalzgraf bei Rhein in den Heiratsprojekten seiner Vasallen spielte.

Thomas F. Mertel beschreibt „Die Innenraumgestaltung der St. Vitus-Kirche, Teil 2: Die Restaurierung der Wandmalereien 1911–1916“. Es geht um die Restaurierung der mittelalterlichen Wandmalereien in St. Vitus, die bei der Sanierung und Neugestaltung des Innenraums aufgedeckt worden sind, und um die farbliche Neufassung des Kirchenraumes von 1911–1916. Besonderes Augenmerk legt der Autor auf die Darlegungen und Interpretation der kurz nach 1400 entstandenen Malereien durch den damaligen Landeskonservator Joseph Sauter. Der Autor geht davon aus, dass die Malereien nach den baulichen Veränderungen der Spätgotik um 1483 überdeckt bzw. zugemauert wurden, sodass sie nicht lange sichtbar waren.

Der Beitrag von Michael Weidmann, „Ein bislang unbekanntes Grabdenkmal in Heidelberg St. Vitus“ schließt an das Vorgesagte an. Bei der Renovierung des Innenraums der St.-Vitus-Kirche wurde 2017 unter den ausgebauten Bankreihen des Kirchenschiffs, „in der Nähe der ehemaligen nördlichen Wand des früheren Seitenschiffs“, eine Grabplatte freigelegt. Diese zeigt eine gut erhaltene neunzeilige Inschrift, aus der hervorgeht, dass der „hochedle kurfürstliche Artillerie-Obristleutnant“ Abraham Dörr am 25. Oktober 1698 im 61. Lebensjahr und im 30. Dienstjahr zu Handschuhsheim entschlafen sei. Dörr war von Beruf Stück- und Glockengießer und im Pfälzischen Erbfolgekrieg Artillerie-Kommandant der Festung Heidelberg. Er besaß eine private Geschütz- und Glockengießerei nahe dem Obertor in Heidelberg. Darüber hinaus gehörten ihm außerhalb der Stadt mehrere Pulvermühlen. Als Befehlshaber der Artillerie war er Produzent seiner Kanonen und des dazu nötigen Schießpulvers. 1693 machte man den Festungskommandanten von Heydersdorff verantwortlich für die fast kampflöse Übergabe der Stadt Heidelberg an die französischen Truppen. Da ließ Dörr von seinem Gießhaus vier Geschütze auf das Schloss bringen und befahl, auf den Feind zu feuern. So konnten etwa 5000 Menschen aus der Stadt auf dem Schloss Zuflucht finden. Durch diese Tat gelang es zunächst, das Schloss zu sichern und Leib und Leben zahlreicher Männer, Frauen und Kinder zu retten. Schon am nächsten Tag wurde das Schloss dem Feind übergeben. In seinen letzten Lebensjahren wohnte Dörr mit seiner Familie in Handschuhsheim. Am 26. Oktober 1698 wurde er in St. Vitus begraben.

Hansjoachim Räther

Nicola Walter | Christian Buck

# HEIDELBERGER HELDEN

Außergewöhnliche Menschen in den Corona-Monaten März bis Juli 2020



## Neuerscheinung Oktober 2020

Nicola Walter, Christian Buck

### Heidelberger Helden

Außergewöhnliche Menschen in den Corona-Monaten  
März bis Juli 2020

240 S., 104 Schwarz-Weiß Fotos,  
gebunden, 30 x 24 cm

35,00 Euro

ISBN 978-3-924566-90-6



KURPFÄLZISCHER VERLAG

Inh.: Claudia Rink

Turnerstraße 141 • 69126 Heidelberg

Tel.: 06221/314940 • [www.kurpfaelzischer-verlag.de](http://www.kurpfaelzischer-verlag.de)

# Neue Veröffentlichungen zur Stadtgeschichte

## Reise- und Kunstführer, Bildbände

Natalie Gutgesell: Wege zu Scheffel. Kultur-Reiseführer, Halle (Saale) 2019

## Selbständige Veröffentlichungen 2019

Hannah Arendt, Dolf Sternberger: „Ich bin Dir halt ein bißchen zu revolutionär“. Briefwechsel 1946 bis 1975. Hg. von Udo Bermbach, Berlin 2019

Cornelius von Baeyer: Ein Spiegel der Heidelberger und Deutschen Geschichte 1918–1958. Das Gästebuch der Hildegard von Baeyer, geborene Merkel (Schriftenreihe der Paul-Wolfgang-Merkel'schen Familienstiftung. Bd. 2), München 2019

Jo-Hannes Bauer, Hans-Martin Mumm (Hgg.): 1250 Jahre Bergheim 769–2019, Heidelberg 2019 (Bauer, Mumm)

Ulrich Bayer, Hans-Georg Ulrichs (Hgg.): Anvertrautes. Klaus Engelhardt im Gespräch (Veröffentlichungen zur badischen Kirchen- und Religionsgeschichte. Bd. 8), Stuttgart 2018

Elisabeth Binder: Im Prinzip Liebe. Goethe, Marianne von Willemer und der West-östliche Divan, Ditzingen 2019

Jürgen Brose: Muck – Der Dienstmann mit der Nummer 73, Altlußheim 2019

Michael Buselmeier: Man macht alles nur mit Fanatismus! Anmerkungen zum Freundeskreis Stefan Georges in und um Heidelberg, Warmbronn 2019

Derichs & Graalman u.a. (Red.): Bahnstadt Heidelberg – 10 Jahre Zukunft, Heidelberg 2019

Sara Doll, Navena Widulin (Hgg.): Spiegel der Wirklichkeit. Anatomische und Dermatologische Modelle in der Heidelberger Anatomie, Berlin 2019

Dagmar Drüll: Heidelberger Gelehrtenlexikon 1803–1932, Wiesbaden 2019

Maria Effinger, Henry Keazor: Show & Tell. Studierende bieten Einblick in die Privatsammlung Erik Jayme. Eine Ausstellung der Universitätsbibliothek Heidelberg und des Instituts für Europäische Kunstgeschichte der Universität Heidelberg vom 15. Mai 2019 bis 16. Februar 2020, Heidelberg 2019

Ludger Fittkau, Marie-Christine Werner: Die Konspirateure. Der zivile Widerstand hinter dem 20. Juli 1944, Darmstadt 2019

Edith und Joachim Framm: Albrecht Kossel – Ein Nobelpreisträger aus Mecklenburg. Romanbiografie, Wismar 2018

Norbert Giovannini (Hg.), Ingrid Moraw, Reinhard Riese, Claudia Rink: Stille Helfer. Eine Spurensuche in Heidelberg 1933–1945. Im Auftrag des Förderkreises Begegnung e.V., Heidelberg 2019 (Giovannini u.a.)

Friedrich Gundolf, Elisabeth Salomon: Briefwechsel (1914–1931). Hg. von Gunilla Eschenbach und Helmuth Mojem, Berlin, Boston 2017

Heidelberger Geschichtsverein (Hg.): Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt. Jg. 24, 2020, Heidelberg 2019 (HJG Jg. 24, 2020)

Heidelberger Kunstverein e.V. (Hg.): 150 Jahre Gegenwart 1869–2019. Chronik. Teil 1: 2015–1980, Teil 2: 1983–1869, Heidelberg 2019

Joachim Heintze, Maarten DeKieviet, Jörg Hüfner: Geschichte der Physik an der Universität Heidelberg, Heidelberg 2019

Frieder Hepp (Hg.): Königskinder. Das Schicksal des Winterkönigs und seiner Familie. Eine Ausstellung im Kurpfälzischen Museum Heidelberg 6. Oktober 2019 – 16. Februar 2020, Heidelberg 2019

Annette Hilt (Hg.): Die Krankheit in der Gesellschaft. Wilhelm Küttemeyers anthropologische Medizin (psycho-logik. Jahrbuch für Psychotherapie, Philosophie und Kultur 14), Freiburg, München 2019

- Sabine Hohnholz, Thomas Röske, Maike Rotzoll (Hgg.): Uniform und Eigensinn. Militarismus, Erster Weltkrieg und Kunst in der Psychiatrie. Werke der Sammlung Prinzhorn, Heidelberg 2019
- Anuschka Holste-Massoth: Ludwig II. Pfalzgraf bei Rhein und Herzog von Bayern. Felder fürstlichen Handelns im 13. Jahrhundert (Rank. Bd. 6), Ostfildern 2019
- IBA Heidelberg GmbH (Hg.): IBA Logbuch No 1: Die Wissensstadt von morgen. Reflexionen, Heidelberg 2017; No 2: Dynamik der Wissensstadt. Projekte, Prozesse, Heidelberg 2019
- Sabine Holtz, Gerald Maier (Hgg.): Von der Monarchie zur Republik. Beiträge zur Demokratiegeschichte des deutschen Südwestens 1918–1923 (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B, Bd. 224), Stuttgart 2019 (Holtz, Maier)
- Gangolf Hübinger: Max Weber. Stationen und Impulse einer intellektuellen Biographie, Tübingen 2019
- Karl Jaspers: Leben in Grenzsituationen. Eine Biographie in Briefen. Herausgegeben und eingeleitet von Matthias Bormuth, Göttingen 2019
- Ulrich Kittstein: Gottfried Keller. Ein bürgerlicher Außenseiter, Darmstadt 2019
- Klaus Knorr: Heidelberg. Die Inflationszeit 1923 auf Brief und Postkarte. Ein philatelistischer Streifzug, Walldorf 2019
- Reinhart Koselleck, Carl Schmitt: Der Briefwechsel 1953–1983 und weitere Materialien. Hg. von Jan Eike Dunkhase, Berlin 2019
- Sönke Lorenz, Oliver Auge, Sigrid Hirbodian (Hgg.): Handbuch der Stiftskirchen in Baden-Württemberg, Ostfildern 2019
- Joachim Maier: Die Opfer der nationalsozialistischen Judenverfolgung und „Euthanasie“ aus Schriesheim. Ein Gedenkbuch. Hg. von der Stadt Schriesheim, Heidelberg u.a. 2019
- Axel Michaels, Margareta Pavaloi (Hgg.): The Scholar's Choice. Lieblingsstücke Heidelberger Wissenschaftler aus dem Völkerkundemuseum der J. und E. von Portheim-Stiftung, Heidelberg 2019
- Walter Mühlhausen: Friedrich Ebert. Sein Leben in Bildern, Ostfildern 2019
- Benjamin Müsegades, Ingo Runde (Hgg.): Universitäten und ihr Umfeld. Südwesten und Reich im Mittelalter und Früher Neuzeit. Beiträge zur Tagung im Universitätsarchiv Heidelberg am 6. und 7. Oktober 2016 (Heidelberger Schriften zur Universitätsgeschichte. Bd. 7), Heidelberg 2019 (Müsegades, Runde)
- Dorothee Mußgnug, Michael Stolleis (Hgg.): Heinrich Zoepfl (1807–1877). Heidelberger Universitätsprofessor und Rechtsgutachter, Heidelberg 2019 (Mußgnug, Stolleis)
- Volker von Offenberg: Von der Concession zur Consumption ... Eine kleine Heidelberger ‚Wirtschafts‘-Geschichte (Schriftenreihe des Stadtarchivs Heidelberg. Sonderveröffentlichungen 24), Heidelberg u.a. 2019
- Karl-Heinz Ott: Hölderlins Geister, München 2019
- Harald Pfeiffer: Der musikbegabte Goethe in Heidelberg. Der Dichter in musikalischen Häusern der Stadt. Zum 270. Geburtstag von Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832), Heidelberg 2019
- Wolfgang Rothe: Maria Rothe. Dokumentation: Edition Rothe, Galerie Rothe 1958 bis 2014, Frankfurt a.M. 2019
- Rüdiger Safranski: Hölderlin. Komm! ins Offene, Freund! Biographie, München 2019
- Werner Schaub, Michael Rosler: Wie alles begann ... und was daraus wurde. Heidelberger Forum für Kunst. 40-jähriges Jubiläum. Hg. vom Heidelberger Forum für Kunst, [Heidelberg 2019]
- Wolfgang Schroeter: Albert Speer. Aufstieg und Fall eines Mythos, Paderborn u.a. 2019
- Gallii Shahar, Felix Steffen (Hgg.): Karl Löwith. Welt, Geschichte und Deutung (Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte. Bd. 47), Göttingen 2019
- Stadtteilverein Handschuhsheim (Hg.): Jahrbuch Handschuhsheim 2019, Heidelberg 2019 (Jb Hhm 2019)
- Marion Tauschwitz: Das unverlierbare Leben. Erinnerungen an Hilde Domin, Springe 2019

- Unser Land. Heimatkalender für Neckartal, Odenwald, Bauland und Kraichgau 2020, Heidelberg 2019 (Unser Land 2020)
- Theodor Verweyen: Julius Wilhelm Zinzgref als politischer Publizist. Studien zu literarischen Kleinformen und zu Problemen der Autorschaft anonymer Literatur im Heidelberger Spät-humanismus, Heidelberg 2019
- Klaus Vieweg: Hegel. Der Philosoph der Freiheit. Biographie, München 2019

## **Aufsätze und selbständige Veröffentlichungen (nach Epochen geordnet)**

### **Vor- und Frühgeschichte, Archäologie**

- Bert Burger: Klosterruine St. Michael. Aktivitäten auf dem Heiligenberg 2018, in: Jb Hhm 2019, S. 81–83
- Einhard Kemmet: Die Geschichte einer Parzelle – Archäologische Betrachtungen in der Kurfürstenanlage 70, in: Bauer, Mumm, S. 77–79
- Renate Ludwig: Von den Jägern und Sammlern der Steinzeit bis zu den Karolingern, in: Bauer, Mumm, S. 15–23
- Tobias Schöneweis, Renate Ludwig: Der „Wormser Hof“ in Heidelberg. Ein Baustein zur Stadtgeschichte, in: Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg (Hg.): Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2018, Darmstadt 2019, S. 290–293
- Jutta Weber: Heidelberg. Eine jahrmillionenalte Landoberfläche aus der Permzeit – der Heidelberger Schlossgraben, in: Wilfried Rosendahl u.a. (Hgg.): Entlang des Rheins von Basel bis Mannheim (Wanderungen zur Erdgeschichte. 38), München 2019, S. 146f.
- Jutta Weber: Heidelberg-Ziegelhausen. Fruchtbare Windfracht aus den Eiszeiten: Der Löss vom „Haarlass“, in: Wilfried Rosendahl u.a. (Hgg.): Entlang des Rheins von Basel bis Mannheim (Wanderungen zur Erdgeschichte. 38), München 2019, S. 148f.
- Tim Wittenberg: Heidelberger Kastelle Revisited, in: Johannes Fouquet, Sarah Herzog, Karin Meese, Tim Wittenberg (Hgg.): Argonautica. Festschrift für Reinhard Stupperich (Boreas – Münstersche Beiträge zur Archäologie. Beiheft 12), Marsberg, Padberg [2019]

### **12.–18. Jahrhundert**

- Stefan Bröhl: Die Burg Gronau – eine linksrheinische Besitzung der Herren von Handschuhsheim, in: Jb Hhm 2019, S. 15–19
- Andreas Büttner: „Studentenkrieg“ oder burß stirmen? Gewaltsame Konflikte zwischen Studenten und ihrem Umfeld in Heidelberg, in: Müsegades, Runde, S. 93–122
- Heike Hawicks: Klöster – Kanzler – Konservatoren. Das kirchliche Umfeld der Universität vom späten Mittelalter bis in die frühe Neuzeit, in: Müsegades, Runde, S. 165–199
- Elisabeth Heigl: Anleihe Academischer Gelder. Regionale Kapitalvergabe frühneuzeitlicher Universitäten am Beispiel Heidelbergs und Greifswalds, in: Müsegades, Runde, S. 241–263
- Frieder Hepp (Hg.): Königskinder. Das Schicksal des Winterkönigs und seiner Familie. Eine Ausstellung im Kurpfälzischen Museum Heidelberg 6. Oktober 2019 – 16. Februar 2020, Heidelberg 2019
- Anuschka Holste-Massoth: Ludwig II. Pfalzgraf bei Rhein und Herzog von Bayern. Felder fürstlichen Handelns im 13. Jahrhundert (Rank. Bd. 6), Ostfildern 2019
- Benjamin Müsegades, Ingo Runde (Hgg.): Universitäten und ihr Umfeld. Südwesten und Reich im Mittelalter und Früher Neuzeit. Beiträge zur Tagung im Universitätsarchiv Heidelberg am 6. und 7. Oktober 2016 (Heidelberger Schriften zur Universitätsgeschichte. Bd. 7), Heidelberg 2019
- Ingo Runde: Statuten und Reformen der Universität Heidelberg im Kontext von Politik, Religion und Wissenschaft – von der Gründungsphase bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts, in: Müsegades, Runde, S. 35–72

- Stefano Saracino: Leon Allatios' Entführung der Bibliotheca Palatina und weitere Selbstzeugnisse von Griechen über den Dreißigjährigen Krieg. Narrativen des Krieges und deren wissenschaftliche Bedeutung, in: *Daphnis*. Jg. 47, 2019, H.1/2, S. 158–189
- Armin Schlechter: Vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert, in: Bauer, Mumm, S. 25–29
- Jana Madlen Schütte: Kollegen oder Konkurrenten? Universitär und handwerklich ausgebildete Heiler auf dem medizinischen Markt im späten Mittelalter, in: Müsegades, Runde: S. 123–137
- Theodor Verwey: Julius Wilhelm Zincgref als politischer Publizist. Studien zu literarischen Kleinformen und zu Problemen der Autorschaft anonymer Literatur im Heidelberger Späthumanismus, Heidelberg 2019
- Ulrich Wagner: Deutscher Orden, Kurpfalz und das Heidelberger Ordenshaus im Mittelalter, in: *HJG* Jg. 24, 2020, S. 21–37
- Wolfgang Eric Wagner: Die spätmittelalterliche Universität Heidelberg als Zeitgruppe. Der akademische Kalender zwischen Kirchenjahr und pfalzgräflicher Memoria, in: Müsegades, Runde, S. 201–227

## **18. und 19. Jahrhundert**

- Elisabeth Binder: Im Prinzip Liebe. Goethe, Marianne von Willemer und der West-östliche Divan, Ditzingen 2019
- Frank Engehausen: Heinrich Zoepfl als politischer Publizist 1848–1850, in: Mußgnug, Stolleis, S. 95–111
- Ulrich Kittstein: Gottfried Keller. Ein bürgerlicher Außenseiter, Darmstadt 2019
- Johan Lange: Sperrstunde um 22 Uhr und keine eigenen Haustürschlüssel. Versuche von Universität und Stadt zur Disziplinierung der Heidelberger Studenten um 1800, in: *HJG* Jg. 24, 2020, S. 39–51
- Dorothee Mußgnug, Michael Stolleis (Hgg.): Heinrich Zoepfl (1807–1877). Heidelberger Universitätsprofessor und Rechtsgutachter, Heidelberg 2019
- Karl-Heinz Ott: Hölderlins Geister, München 2019
- Harald Pfeiffer: Der musikbegabte Goethe in Heidelberg. Der Dichter in musikalischen Häusern der Stadt. Zum 270. Geburtstag von Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832), Heidelberg 2019
- Rüdiger Safranski: Hölderlin. Komm! ins Offene, Freund! Biographie, München 2019
- Klaus-Peter Schroeder: „Was steht nun noch der Emancipation der Juden im Wege?“ In: Mußgnug, Stolleis, S. 79–94
- Klaus-Peter Schroeder: Heinrich Zoepfl (1807–1877). Ein Heidelberger Gelehrtenleben, in: Mußgnug, Stolleis, S. 15–27
- Klaus Vieweg: Hegel. Der Philosoph der Freiheit. Biographie, München 2019
- Markus M. Wieland: Auguste Pattberg und ihr Anteil an „Des Knaben Wunderhorn“. In den Erstausgaben ist sie nur zweimal ausdrücklich erwähnt, in: *Unser Land* 2020, S. 223–225

## **19. und 20. Jahrhundert**

- Helmut Arnold: Heimgekehrte Globetrotter. Wilhelm Freyer, Musiker im Orchesterverein Heidelberg-Handschuhsheim, in *Jb Hhm* 2019, S. 54–56
- Matthias Asche: Dynastietreue und Landesidentität: Zur Jubiläumskultur an südwestdeutschen Universitäten seit dem 19. Jahrhundert, in: Matei Chihai, Georg Eckert (Hgg.): *Kolossale Miniaturen. Festschrift für Gerrit Walther*, Münster 2019, S. 89–97
- Cornelius von Baeyer: Ein Spiegel der Heidelberger und Deutschen Geschichte 1918–1958. Das Gästebuch der Hildegard von Baeyer, geborene Merkel (Schriftenreihe der Paul-Wolfgang-Merkel'schen Familienstiftung. Bd. 2), München 2019
- Jo-Hannes Bauer: Jüdisches Bergheim, in: Bauer, Mumm, S.55f.



- Jo-Hannes Bauer: Ein Blick ins Gesicht der Stadt. Hundert Jahre Stadtteilentwicklung, in: Bauer, Mumm, S. 139–155
- Jo-Hannes Bauer: Das „Capitol“ und das „Regina“ – zwei vergessene Kinos, in: Bauer, Mumm, S. 67–70
- Jo-Hannes Bauer: Marie Bertha Coppius und der städtische Kindergarten in der Vangerowstraße, in: Bauer, Mumm, S. 173f.
- Alfred Bechtel: Besitzer, Pächter und Stellvertreter der Gastwirtschaft „Bierquelle“ Dossenheimer Landstraße 42, LGB-Nr. 10574, in: Jb Hhm 2019, S. 38–46
- Christoph Beckmann, Maïke Rotzoll: „Das Doctordiplom der überall im Auslande berühmten Universität Heidelberg“. Die Aushändigung von Promotionsurkunden an jüdische Absolvent\*innen des Medizinstudiums in Heidelberg zwischen 1933 und 1939, in: HJG Jg. 24, 2020, S. 187–201
- Marco Birn: Studieren in Zeiten des Umbruchs. Akademisches Leben an südwestdeutschen Universitäten zu Beginn der Weimarer Republik, in: Holtz, Maier, S. 143–156
- Iris Bonaventura: Komponisten-Exkursion in Handschuhsheim, in: Jb Hhm 2019, S. 65–69
- Tamara Breitbach: Lea Gertrud Schloß – Jüdin, Lesbe, Schriftstellerin und Sozialdemokratin. Biografischer Essay, in: Gertrud Schloß: Die Nacht des Eisens. Gedichte, Trier 2019, S. 41–87
- Jürgen Brose: Muck – Der Dienstmann mit der Nummer 73, Altlußheim 2019
- Michael Buselmeier: Man macht alles nur mit Fanatismus! Anmerkungen zum Freundeskreis Stefan Georges in und um Heidelberg, Warmbronn 2019
- Stefan Dietrich, Margareta Pavaloi: Einblattdrucke, Bestandsrekonstruktion und die „Verwertung“ der Sammlung der von Portheim-Stiftung in der NS-Zeit, in: Deutsches Zentrum Kulturverluste, Magdeburg (Hg.): Provenienzforschung in deutschen Sammlungen. Einblicke in zehn Jahre Provenienzforschung (Provenire. Bd.1), Berlin, Boston, S. 115–120
- Dagmar Drüll: Heidelberger Gelehrtenlexikon 1803–1932, Wiesbaden 2019
- Johannes Ehmann: Theologische Strömungen in Baden in den 1920er Jahren – eine Annäherung, in: Jahrbuch für badische Kirchen- und Religionsgeschichte. Bd. 13, 2019, S. 179–189
- Michael Ehmann: Die Thoraxklinik in der NS-Zeit unter der Leitung von Walter Schmidt und Ludwig Adelberger, in: Giovannini u.a., S. 43–64
- Frank Engehausen: Arthur Strauß. Jüdischer Rechtsanwalt, Verfolgter, Rückerstattungsbeauftragter in der Nachkriegsfinanzverwaltung, in: Giovannini u.a., S. 257–268
- Frank Engehausen: Tatort Heidelberg. Sondergerichtsakten als Quelle zur Alltagsgeschichte im Nationalsozialismus, in: HJG Jg. 24, 2020, S. 111–120
- Viktor Fichtenau: In Baden dem Nationalsozialismus ganz besonders verschwägert. Das Verhältnis der badischen DNVP zum Nationalsozialismus und ihre Rolle bei der „Machtübernahme“, in: ZGO Bd. 167, 2019, S. 265–298
- Ludger Fittkau, Marie-Christine Werner: Die Konspirateure. Der zivile Widerstand hinter dem 20. Juli 1944, Darmstadt 2019
- Edith und Joachim Framm: Albrecht Kossel. Ein Nobelpreisträger aus Mecklenburg. Romanbiografie, Wismar 2018
- Markus Geiger: Hermann Maas. Sein Eintreten für verfolgte Jüdinnen und Juden in Heidelberg, in: Giovannini u.a., S. 73–94
- Norbert Giovannini: Black Box. Offene Fragen zu Motivation, moralischem „Kompass“, Resistenz und Widerstand, in: Giovannini u.a., S. 343–347
- Norbert Giovannini: Brandstifters Biedermann. Die große Erzählung vom guten Menschen Wilhelm Bender bei der Gestapo Heidelberg, in: Giovannini u.a., S. 215–228
- Norbert Giovannini: Durlachers Kinder. Der Lehrer Hermann Durlacher und die jüdische Volksschul-Abteilung 1935–1940, in: Giovannini u.a., S. 243–256
- Norbert Giovannini: Frieda und Matthias Müller beherbergen die Familie Herzberg aus Mannheim. Doris Perlsteins Bericht über zwei „Gerechte unter den Völkern“ aus Ziegelhausen, in: Giovannini u.a., S. 209–213

- Norbert Giovannini: Herr und Frau Courage. Die Helfer der Verfolgten in Heidelberg 1933–1945, in: Giovannini u.a., S. 21–29
- Norbert Giovannini: Die Kindertransporte Heidelberger Kinder und Jugendlicher nach Großbritannien 1938/39, in: Giovannini u.a., S. 287–299
- Norbert Giovannini: Auf der Spurensuche nach den stillen Helfern. Kleine Gesten, wirksame Maßnahmen, hilfreiche Netzwerke, in: Giovannini u.a., S. 301–327
- Norbert Giovannini: Umriss innerjüdischer Hilfe in Heidelberg 1933–1945, in: Giovannini u.a., S. 229–242
- Norbert Giovannini, Oliver von Mengersen: Widerstand, Flucht und Rettung. Zur Geschichte der Familie Rose im Dritten Reich, in: Giovannini u.a., S. 187–195
- Norbert Giovannini (Hg.), Ingrid Moraw, Reinhard Riese, Claudia Rink: Stille Helfer. Eine Spurensuche in Heidelberg 1933–1945. Im Auftrag des Förderkreises Begegnung e.V., Heidelberg 2019
- Friedrich Gundolf, Elisabeth Salomon: Briefwechsel (1914–1931). Hg. von Gunilla Eschenbach und Helmuth Mojem, Berlin, Boston 2017
- Philipp T. Haase: Gustav Adolf Scheel: Studentenführer, Gauleiter, Verschwörer. Ein politischer Werdegang, in: Wolfgang Proske (Hg.): Täter Helfer Trittbrettfahrer. Bd. 8: NS-Belastete aus dem Norden des heutigen Baden-Württemberg, Gerstetten 2018, S. 295–325
- Alice Habersack: Leben und Arbeitsbedingungen der Fremdarbeiter in Heidelberg am Beispiel des Lagers Baggerloch, in: Daniela Gress (Hg.): Minderheiten und Arbeit im 19. und 20. Jahrhundert. Aspekte einer vielschichtigen Beziehungsgeschichte, Heidelberg 2019, S. 99–111
- Heinrich Hauß: Wege der Frauen in die Parteipolitik und die ersten Frauen im Badischen Landtag von 1919, in: Badische Heimat. Jg. 99, 2019, H. 4, S. 633–641
- Anette Hettinger: Ludwig Marum und die jüdische Studentenverbindung Badenia, in: HJG Jg. 24, 2020, S. 203–214
- Sabine Hohnholz, Thomas Röske, Maïke Rotzoll (Hgg.): Uniform und Eigensinn. Militarismus, Erster Weltkrieg und Kunst in der Psychiatrie. Werke der Sammlung Prinzhorn, Heidelberg 2019
- Sabine Holtz, Gerald Maier (Hgg.): Von der Monarchie zur Republik. Beiträge zur Demokratiegeschichte des deutschen Südwestens 1918–1923 (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B, Bd. 224), Stuttgart 2019
- Gangolf Hübinger: Max Weber. Stationen und Impulse einer intellektuellen Biographie, Tübingen 2019
- Karl Jaspers: Leben in Grenzsituationen. Eine Biographie in Briefen. Herausgegeben und eingeleitet von Matthias Bormuth, Göttingen 2019
- Rainer Jedlitschka: Giselher Wirsing: Worte als Taten, in: Wolfgang Proske (Hg.): Täter Helfer Trittbrettfahrer. Bd. 10: NS-Belastete aus der Region Stuttgart, Gerstetten 2019, S. 483–505
- Dörte Kaufmann: „Heidelbergs Verbundenheit mit der Saar“. Saarpropaganda in Heidelberg zwischen 1919 und 1935, in: HJG Jg. 24, 2020, S. 89–110
- Klaus Knorr: Heidelberg. Die Inflationszeit 1923 auf Brief und Postkarte. Ein philatelistischer Streifzug, Walldorf 2019
- Johannes Valentin Korff: „It is twenty years of research“. Alfred Abraham Strauß – ein Pionier in der Erforschung von Lernschwäche. Ein Beitrag zur Verfolgung jüdischer Mediziner im Dritten Reich, in: HJG Jg. 24, 2020, S. 179–186
- Wilfried Korngiebel: Ernst Bloch und Georg Lukács in Heidelberg. Skizze eines biographischen Raumes, in: VorSchein. 36. Jahrbuch 2018 der Ernst-Bloch-Assoziation, Nürnberg 2019, S. 227–242
- Marcel Krings: Burschen, Schloss und Vaterland. Heidelberg als Nationalsymbol in der deutschen Literatur zwischen 1870 und 1945, in: HJG Jg. 24, 2020, S. 53–69
- Enno Krüger: Die Wiederentdeckung der Heidelberger Maler der Romantik, in: HJG Jg. 24, 2020, S. 247–251

- Joachim Maier: Alfons Beil. Ein couragierter katholischer Geistlicher, in: *Giovannini u.a.*, S. 95–100
- Joachim Maier: Die Opfer der nationalsozialistischen Judenverfolgung und „Euthanasie“ aus Schriesheim. Ein Gedenkbuch. Hg. von der Stadt Schriesheim, Heidelberg u.a. 2019
- Renate Marzloff: Die Ärztin Marie Clauss. Nicht ohne ihre Helfer, in: *Giovannini u.a.*, S. 31–41
- Renate Marzloff: Stille Hilfeleistung. Leontine Goldschmidt, geb. von Portheim, in: *Giovannini u.a.*, S. 269–277
- Thomas F. Mertel: Die Gastwirtschaft und Pension „Zum Siebenmühlental“, in: *Jb Hhm* 2019, S. 27–36
- Ludwig Merz: Jugendzeit am Neckar, in: *Bauer, Mumm*, S. 99–103
- Almut Agnes Meyer: Elisabeth von Thadden und Philipp Leibrecht, in: *Giovannini u.a.*, S. 109–115
- Ingrid und Frank Moraw: „Eine grauenvolle Komödie, die gespielt werden musste.“ Die Kleingemünder Familie Lintz beherbergt das Ehepaar Bieberfeld und Helene Davidson, in: *Giovannini u.a.*, S. 201–207
- Ingrid und Frank Moraw: Mit Pyrifer wurde die Deportation verhindert. Paul und Else Hirsch, in: *Giovannini u.a.*, S. 279–286
- Walter Mühlhausen: Friedrich Ebert. Sein Leben in Bildern, Ostfildern 2019
- Hans-Martin Mumm: Die Unternehmerfamilie Reis, in: *Bauer, Mumm*, S. 47–53
- Petra Nellen: Bürgerliche Frauenbewegung, 100 Jahre Frauenwahlrecht und weibliche Repräsentanz in der Heidelberger Politik, in: *HJG Jg. 24*, 2020, S. 71–87
- Petra Nellen: „... eine Insel im Sturm“. Maria von Graimberg und die Katholische Soziale Frauenschule. Mit einem Blick auf Marie Baum und Marianne Weber, in: *Giovannini u.a.*, S. 117–131
- Volker von Offenberg: Rund ums Bier: Brauer, Bürstenmacher, Bierkühlerfabrikanten und Hopfenhändler in Bergheim, in: *Bauer, Mumm*, S. 57–66
- Hans-Willi Ohl: „Weile an dieser Quelle“. Carl Michael Bellmann, Wilhelm Fraenger und Carl Zuckmayer, in: *Blätter der Carl-Zuckmayer-Gesellschaft. Jg. 21*, 2019, H. 1, S. 5–24
- Sebastian Parzer: Die Beziehungen der Royal Family zu Heidelberg, in: *Unser Land* 2020, S. 227–230
- Reinhard Riese: Marie Baum – „Teil des anderen Deutschlands“, in: *Giovannini u.a.*, S. 105–108
- Reinhard Riese: Von der Christenpflicht eines Pfarrers. Otto Däublin, in: *Giovannini u.a.*, S. 101–103
- Reinhard Riese: Kurt Hack. Nationalsozialist und Helfer zugleich, in: *Giovannini u.a.*, S. 65–72
- Reinhard Riese: Auf Hilfe angewiesen. Familie Kaufmann-Bühler, in: *Giovannini u.a.*, S. 197–200
- Claudia Rink: Stefanie Pellissier und das Ehepaar Alfred und Margarete Polack. Vierzig Jahre Freundschaft, in: *Giovannini u.a.*, S. 143–149
- Thomas Röske, Maïke Rotzoll: Die Geburt der Sammlung Prinzhorn aus dem Geist des Ersten Weltkriegs, in: *Sabine Hohnholz, Thomas Röske, Maïke Rotzoll (Hgg.): Uniform und Eigensinn. Militarismus, Erster Weltkrieg und Kunst in der Psychiatrie. Werke der Sammlung Prinzhorn*, Heidelberg 2019, S. 39–49
- Maïke Rotzoll, Klaus Wiedemann: Die „badische Judendeportation“ und das Schicksal von Maximilian und Zilla Neu, in: *Giovannini u.a.*, S. 151–157
- Sylvia Schraut: Schwieriger Übergang oder Bruchlandung? Die bürgerliche Frauenbewegung des Kaiserreichs in der ersten deutschen Demokratie, in: *Holtz, Maier*, S. 107–120
- Klaus-Peter Schroeder: Leopold Perels – Gelebte Solidarität Heidelberger Rechtsgelehrter, in: *Giovannini u.a.*, S. 133–142
- Julia Scialpi: „Wunderquelle und Jungbrunnen“. Das Radium-Solbad in Bergheim, in: *Bauer, Mumm*, S. 81–94
- Wolf-Ingo Seidelmann: Prof. Dr. Günther Franz: „Ich war aus Überzeugung Nationalsozialist!“, in: *Wolfgang Proske (Hg.): Täter Helfer Trittbrettfahrer. Bd. 10: NS-Belastete aus der Region Stuttgart*, Gerstetten 2019, S. 151–181
- Galili Shahar, Felix Steffen (Hgg.): Karl Löwith. Welt, Geschichte und Deutung (Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte. Bd. 47), Göttingen 2019

- Wolf-Ulrich Strittmatter: Prof. Dr. phil. Hermann Löffler: Historiker im Dienste der SS, in: Wolfgang Prose (Hg.): Täter Helfer Trittbrettfahrer. Bd. 8: NS-Belastete aus dem Norden des heutigen Baden-Württemberg, Gerstetten 2018, S. 260–278
- Markus Wertz: Zwei Frauen im badischen Landtag: Marianne Weber und Marie Bernays, in: Badische Heimat. Jg. 99, 2019, H. 4, S. 622–632
- Bernd Weidmann: Schutz vor der drohenden Deportation. Emil Henk versteckt Gertrud Jaspers, in: Giovannini u.a., S. 159–186

## 20. und 21. Jahrhundert

- Hannah Arendt, Dolf Sternberger: „Ich bin Dir halt ein bißchen zu revolutionär“. Briefwechsel 1946 bis 1975, hg. von Udo Bermbach, Berlin 2019
- Sabine Arndt: „Geliebter Tempel des Volkes“. Das Alte Hallenbad in Bergheim, in: Bauer, Mumm, S. 95–98
- Jo-Hannes Bauer: Bergheim – gemessen und gezählt, in: Bauer, Mumm, S. 169–172
- Jo-Hannes Bauer: „Wir in Bergheim“ – Porträts, in: Bauer, Mumm, S. 187–197
- Jo-Hannes Bauer: Bergheimer Blitzlichter. Oder: Wie alles anfang – vom Beginn der Alternativkultur in den Jahren 1985–95, in: Bauer, Mumm, S. 127–134
- Jo-Hannes Bauer: Siebzig Jahre Gemeinde St. Albert 1934–2004, in: Bauer, Mumm, S. 111–113
- Petra Bauer, Dieter Teufel: Masterplan Neuenheimer Feld – Teil 4. Der Prozess beginnt holprig, in: Jb Hhm 2019, S. 99–107
- Ulrich Bayer, Hans-Georg Ulrichs (Hgg.): Anvertrautes. Klaus Engelhardt im Gespräch (Veröffentlichungen zur badischen Kirchen- und Religionsgeschichte. Bd. 8), Stuttgart 2018
- Michael Buselmeier: „Traum Finsterlins“. Der Heidelberger Architekt und Künstler Molli Sticks (1938–2018), in: HJG Jg. 24, 2020, S. 219–221
- Michael Buselmeier: Zeitreise. Das Bild Heidelbergs. Eine Beschädigung, in: IBA Heidelberg GmbH (Hg.): IBA Logbuch No 2: Dynamik der Wissensstadt. Projekte, Prozesse, Heidelberg 2019, S. 15–17
- Derichs & Graalman u.a. (Red.): Bahnstadt Heidelberg – 10 Jahre Zukunft, Heidelberg 2019
- Claudia Dutzi: Grabpatenschaften. Bausteine zum Erhalt historischer Grabstätten und Friedhöfe, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege. Jg. 48, 2019, H. 2, S. 106–111
- Maria Effinger, Henry Keazor: Show & Tell. Studierende bieten Einblick in die Privatsammlung Erik Jayme. Eine Ausstellung der Universitätsbibliothek Heidelberg und des Instituts für Europäische Kunstgeschichte der Universität Heidelberg vom 15. Mai 2019 bis 16. Februar 2020, Heidelberg 2019
- Arno Ehrhard: Unfälle auf der Straßenbahn Heidelberg–Neckargemünd, in: Unser Land 2020, S. 284f.
- Viktor Fichtenau: Fritz Ernst und das Heidelberger Historische Seminar, in: HJG Jg. 24, 2020, S. 121–134
- Susanne Figge, Wolfgang Grazcoll: Dreißig Jahre Taeter-Theater in Bergheim, in: Bauer, Mumm, S. 135–138
- Annette Hilt (Hg.): Die Krankheit in der Gesellschaft. Wilhelm Küttemeyers anthropologische Medizin (psycho-logik. Jahrbuch für Psychotherapie, Philosophie und Kultur 14), Freiburg, München 2019
- Birgit Hofmann: Zurück an die Arbeit? Die Universität Heidelberg und die in der NS-Zeit aufgrund ihrer jüdischen Herkunft entlassenen Wissenschaftler nach 1945, in: Daniela Gress (Hg.): Minderheiten und Arbeit im 19. und 20. Jahrhundert. Aspekte einer vielschichtigen Beziehungsgeschichte, Heidelberg 2019, S. 137–166
- IBA Heidelberg GmbH (Hg.): IBA Logbuch No 1: Die Wissensstadt von morgen. Reflexionen, Heidelberg 2017, No 2: Dynamik der Wissensstadt. Projekte, Prozesse, Heidelberg 2019

- Reinhart Koselleck, Carl Schmitt: Der Briefwechsel 1953–1983 und weitere Materialien. Hg. von Jan Eike Dunkhase, Berlin 2019
- Christoph Nestor: Der Mieterverein – eine Bergheimer Institution, in: Bauer, Mumm, S. 157–160
- Luitgard Nipp-Stolzenburg: Erwachsenenbildung belebt Bergheim, in: Bauer, Mumm, S. 105–109
- Walter Petschan: Wieblinger Ortsmuseum eröffnet, in: HJG Jg. 24, 2020, S. 235–240
- Christmut Präger: Ein öffentliches Kleinod der 1950er Jahre: Die Wasserspiele der Kurfürsteanlage. Von „Heidelbergs schönster Visitenkarte“ zum Aussteiger-Treff, in: HJG Jg. 24, 2020, S. 173–177
- Reinhard Riese: Bewegte Zeiten. Das Bunsen-Gymnasium 1968–1975, in: HJG Jg. 24, 2020, S. 143–158
- Wolfgang Rothe: Maria Rothe. Dokumentation: Edition Rothe, Galerie Rothe 1958 bis 2014, Frankfurt a.M. 2019
- Claudia Sandoval Lopez, Johannes Glücker: Die Clubszene in Heidelberg, in: Heidelberger Geographische Gesellschaft: HGG-Journal. Jg. 33, 2018/19, S. 32–42
- Werner Schaub, Michael Rosler: Wie alles begann ... und was daraus wurde. Heidelberger Forum für Kunst. 40-jähriges Jubiläum, hg. vom Heidelberger Forum für Kunst, [Heidelberg 2019]
- Armin Schlechter: Reinhard Düchting (1936–2018) und der Heidelberger Donnerstags-Club, in: HJG Jg. 24, 2020, S. 215–218
- Jörg Schmidt-Rohr: Der Stadtteil Bergheim als sozialer Raum – heute, in: Bauer, Mumm, S. 161–167
- Wolfgang Schroeter: Albert Speer. Aufstieg und Fall eines Mythos, Paderborn u.a. 2019
- Gerhard Schwinge: Neuanfang nach 1945? Badische DC-Pfarrer nach dem Zweiten Weltkrieg sowie Ende, Kontinuität und Neubeginn innerhalb der Kirchenleitung 1945/46, in: Jahrbuch für badische Kirchen- und Religionsgeschichte. Bd. 13, 2019, S. 89–108
- Birgit Sommer: Ein NAVI für den Glauben. Fünfzig Jahre Lutherkirche 1966–2016, in: Bauer, Mumm, S. 115–117
- Simon Stewner: Zur Emil Julius Gumbel-Tagung im Universitätsarchiv am 22. Juli 2019, in: HJG Jg. 24, 2020, S. 253–258
- Hilde Strobl: Heidelberg Emmertsgrund, in: Andres Lepik, Hilde Strobl (Hgg.): Die Neue Heimat (1950–1982). Eine sozialdemokratische Utopie und ihre Bauten, München, Hamburg 2019, S. 198–201
- Marion Tauschwitz: Das unverlierbare Leben. Erinnerungen an Hilde Domin, Springe 2019
- Alexander Thewalt: Bergheim und die Autobahn, in: Bauer, Mumm, S. 71–76
- Jörg Tröger: „Diese Werke sind in ihrer Art unübertrefflich – sie bedeuten eine geschichtliche Wende“. Vor 70 Jahren kam die Neue Musik nach Heidelberg, in: HJG Jg. 24, 2020, S. 135–142

## **Zu mehreren Zeitabschnitten**

- Jo-Hannes Bauer, Hans-Martin Mumm (Hgg.): 1250 Jahre Bergheim 769–2019, Heidelberg 2019
- Alfred Bechtel, Michael Leitz, Ludwig Haßlinger: Besitzer, Pächter, Beständer der 8. Mühle, Mühlalstraße 126, in: Jb Hhm 2019, S. 21–24
- Dietrich Dancker, Jörn Fuchs: 1250 Jahre Kirchheim, in: HJG Jg. 24, 2020, S. 223–230
- Sara Doll, Navena Widulin (Hgg.): Spiegel der Wirklichkeit. Anatomische und Dermatologische Modelle in der Heidelberger Anatomie, Berlin 2019
- Dagmar Drüll: Heidelberger Gelehrtenlexikon 1803–1932, Wiesbaden 2019
- Heidelberger Geschichtsverein (Hg.): Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt. Jg. 24, 2020, Heidelberg 2019
- Heidelberger Kunstverein e.V. (Hg.): 150 Jahre Gegenwart 1869–2019. Chronik. Teil 1: 2015–1980, Teil 2: 1983–1869, Heidelberg 2019

- Joachim Heintze, Maarten DeKieviet, Jörg Hüfner: Geschichte der Physik an der Universität Heidelberg, Heidelberg 2019
- Eugen Holl: Ein historischer Spaziergang durch Alt-Handschuhsheim, in: Jb Hhm 2019, S. 7–14
- Beate Kosmala: Hilfe für Jüdinnen und Juden im nationalsozialistischen Deutschland. „Stille Helden“ in Forschung und Erinnerung, in: Giovannini u.a., S. 329–341
- Martin Krauß: Bergheim und der Neckar. Brücken, Häfen, Mühle und Zementwerk, in: Bauer, Mumm, S. 39–46
- Erich J. Lehn: Vom „Ziegelhaus“ zum Erholungsort. Der Heidelberger Stadtteil Ziegelhausen wurde vor 500 Jahren erstmals urkundlich erwähnt, in: Unser Land 2020, S. 45–51
- Sönke Lorenz, Oliver Auge, Sigrid Hirbodian (Hgg.): Handbuch der Stiftskirchen in Baden-Württemberg, Ostfildern 2019
- Renate Marzloff: Hans Thoma: „Petrus auf dem Meer“ in der Heidelberger Peterskirche. Zur Geschichte dieses Bildmotivs, in: HJG Jg. 24, 2020, S. 159–171
- Michael Mende: Der Sommertagszug und die Kurpfalz, in: Unser Land 2020, S. 91–94
- Axel Michaels, Margareta Pavaloi (Hgg.): The Scholar's Choice. Lieblingsstücke Heidelberger Wissenschaftler aus dem Völkerkundemuseum der J. und E. von Portheim-Stiftung, Heidelberg 2019
- Walter Mühlhausen: Demokratieerziehung im Museum. Das Friedrich-Ebert-Haus in Heidelberg, in: Lothar Frick (Hg.): Gespaltene Erinnerung? Diktatur und Demokratie an Gedenkorten und Museen in Baden-Württemberg, Stuttgart 2019, S. 79–85
- Volker von Offenberg: Von der Concession zur Consumption ... Eine kleine Heidelberger, Wirtschafts-Geschichte (Schriftenreihe des Stadtarchivs Heidelberg. Sonderveröffentlichungen 24), Heidelberg u.a. 2019
- Hansjoachim Räther: 180 Jahre Gasthaus „Zum Roten Ochsen“, in: HJG Jg. 24, 2020, S. 233f.
- Hansjoachim Räther: Zwischen Paradies und Frauenend – die Flurnamen von Bergheim, in: Bauer, Mumm, S. 31–38
- Claudia Rink: Stolpersteine in Bergheim, in: Bauer, Mumm, S. 175–178
- Thomas Röske, Maiko Rotzoll: „Wissen schafft Stadt“: Ein Hörsaal des Bergheimer Klinikums wird zum Heidelberger Zentrum für Outsider Art, in: Bauer, Mumm, S. 119–125
- Sabine Rohrmann-Rimmler: Tradition trifft Zukunft. Bergheimer Straße 119 – zwischen Tradition und Aufbruch, in: Bauer, Mumm, S. 181–184
- Ingo Runde: Digitalisierung, Erschließung und Onlinestellung der Urkunden des Universitätsarchivs Heidelberg, in: HJG Jg. 24, 2020, S. 241–246
- Ingo Runde: Der Urkundenbestand des Universitätsarchivs Heidelberg – Digitalisierung, Erschließung, Provenienzrekonstruktion und Onlinestellung, in: Archivar. Zeitschrift für Archivwesen. Jg. 72, 2019, H. 4, S. 323f.
- Heidrun Schlechter, Ludwig Haßlinger: Hendsemer Eiskeller. Bericht zur Wiederherstellung eines historischen Gewölbekellers in der ehemaligen Gastwirtschaft „Zur Bierquelle“ in Handschuhsheim, in: Jb Hhm 2019, S. 49–52
- Ria Schölch: Der Lindentanz – Kernstück der „Hendsemer Kerwe“. Der Lindentanz wird 100 bzw. (200) Jahre alt, in: Jb. Hhm 2019, S. 109–113
- Stadtteilverein Handschuhsheim (Hg.): Jahrbuch Handschuhsheim 2019, Heidelberg 2019
- Oliver Strüber: Nadelöhr und Vorzeigeobjekt: Hauptbahnhof Heidelberg, in: Lok-Magazin. Jg. 58, 2019, H. 8, S. 42–51
- Hermann Wiegand: Historische Vereine in der Region – Geschichte und Aufgaben. Vortrag zum 25-jährigen Jubiläum des Heidelberger Geschichtsvereins, in: HJG Jg. 24, 2020, S. 11–20
- Unser Land. Heimatkalender für Neckartal, Odenwald, Bauland und Kraichgau 2020, Heidelberg 2019

Zusammenstellung: Reinhard Riese

# Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

- Dietrich Dancker, geb. 1967, Bruchhäuser Weg 1, 69124 Heidelberg, D.Dancker@gmx.de (p)
- Ulrike Duchrow, Lehrerin für Deutsch, Geschichte und Englisch i.R., berufl. Tätigkeiten an der Universität Genf, in Heidelberg an der Elisabeth-von-Thadden-Schule und der Pädagogischen Hochschule (Lehrauftrag zu Migration und Flucht), Gemeinderätin Grün-Alternative Liste in der Amtszeit 1994-99, stellv. Vorsitzende im Flüchtlingsrat Baden-Württemberg und im Asylarbeitskreis Heidelberg, Publikationen zu flüchtlingspolitischen Themen. ulrike.duchrow@t-online.de (p)
- Prof. Dr. Frank Engehausen, geb. 1963, akademischer Mitarbeiter am Historischen Seminar der Universität Heidelberg, Grabengasse 3–5, 69117 Heidelberg. Frank.Engehausen@zegk.uni-heidelberg.de (d)
- Dr. Norbert Giovannini, geb. 1948, Dozent i.R. an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg. Kirchstraße 63, 69221 Dossenheim, n.giovannini@t-online.de (p)
- Marion Gottlob, freie Journalistin und RNZ-Mitarbeiterin. Studium der Germanistik, Geschichte und Philosophie in Heidelberg. Im 2. Jahr nebenberufliche Ausbildung zur Theaterpädagogin an der Theaterwerkstatt Heidelberg. buerojakog@hotmail.de (d)
- Marina Kaiser, Schülerin der Elisabeth-von-Thadden-Schule, Teilnehmerin am Geschichtswettbewerb der Körber-Stiftung. Klostersgasse 2-4, 69123 Heidelberg-Wieblingen, thadden-geschichte-ag@gmx.de (d)
- Dr. Martin Krauß, geb. 1960, Leiter des Unternehmensarchivs der Biffinger SE in Mannheim, Vorstandsmitglied des Heidelberger Geschichtsvereins. Viernheimer Weg 18, 69123 Heidelberg (p)
- Dr. Enno Krüger, geb. 1959, Kunsthistoriker mit Schwerpunkt Sammlungsgeschichte, Dozent in der kirchlichen Erwachsenenbildung, Dozent im Internationalen Ferienkurs für Deutsche Sprache und Kultur (Summer School) der Universität Heidelberg, Organisator und Moderator des Erzählcafés Emmertsgrund-Boxberg. kruenn@web.de (p)
- Nele Mantaj, geb. 1999 in Bielefeld, Studentin der Geschichte und Klassischen Archäologie an der Universität Heidelberg. Mitglied der Heidelberger Lupe e.V. nele.mantaj@t-online.de (p)
- Verena Meier, Doktorandin an der Forschungsstelle Antiziganismus am Historischen Seminar der Universität Heidelberg, Vorsitzende des Vereins „Heidelberger Lupe - Verein für historische Forschung und Geschichtsvermittlung“ und freiberufliche Bildungsreferentin bei der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas, Veröffentlichungen u.a. zur Verfolgung von Sinti und Roma und zu sowjetischen Kriegsgefangenen im Nationalsozialismus. v.meier@heidelberger-lupe.de und verena.meier@zegk.uni-heidelberg.de (d)
- Anna-Lena Mohr, Studium an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg, Lehrerin für die Fächer Geschichte, Deutsch und Musik
- Hans-Martin Mumm, geb. 1948, Theologe und Maschinenschlosser, Kulturamtsleiter i.R., Vorsitzender des Heidelberger Geschichtsvereins. Kaiserstraße 10, 69115 Heidelberg, hans-martin.mumm@gmx.de (p)
- Volker von Offenber, geb. 1951, Lehrer i.R. für Deutsch und Geschichte an der Elisabeth-von-Thadden-Schule Heidelberg und dem Karl-Friedrich-Gymnasium Mannheim. volker.v.offenberg@t-online.de (p)
- Anna Parrisius, geb. 1993 in Karlsruhe, Volontärin bei der Axel-Springer-Akademie in Berlin, Gründungsmitglied des Vereins „Heidelberger Lupe - Verein für historische Forschung und Geschichtsvermittlung“, Geschichtsstudium an der Universität Heidelberg und der Humboldt-Universität Berlin, Schwerpunkt: Zeitgeschichte. anna.parrisius@gmail.com (p)
- Walter Petschan, geb. 1949, Lehrer für Geschichte und Latein i.R. Schwabenheimer Weg 5c, 69123 Heidelberg (p)
- Dr. Christmut Präger, geb. in Lörrach/Baden, freiberuflicher Kunsthistoriker in Heidelberg. chris.praeger@web.de (p)

- Hansjoachim Räther, geb. 1949, Historiker, Vorstandsmitglied und Geschäftsführer des Heidelberger Geschichtsvereins, Mitarbeiter der Geschichtswerkstatt Handschuhsheim. Klingentorstraße 6, 69117 Heidelberg, hansjoachimR@haidelberg.de (p)
- Eva Riedlsperger, geb. 1997, bis WS 19/20 Bachelorstudium der Geschichte in Heidelberg, danach Masterstudium Historische Hilfswissenschaften und Archivwissenschaften an der Universität Wien. Pressweg 12, 5020 Salzburg, Österreich, eva.riedlsperger@gmail.com (p)
- Dr. Reinhard Riese, geb. 1944, Lehrer für Geschichte, Latein und Politik i.R. Rohrbacher Straße 159, 69126 Heidelberg (p)
- Claudia Rink, Verlegerin, 2. Vorsitzende des Heidelberger Geschichtsvereins. Turnerstraße 141, 69126 Heidelberg, kurpfaelzischerverlag@t-online.de (d)
- Marie-Thérèse Roux, Masterstudentin im Fach Geschichte an der Universität Heidelberg, Schwerpunkt Neueste Geschichte. Blumenstraße 36, 69115 Heidelberg, m.roux@stud.uni-heidelberg.de (d)
- Florian Schmidgall, geb. 1985, Historiker, Photo-Medienlaborant und Buchgestalter, Verwaltung Deutsches Verpackungs-Museum, Vorstandsmitglied Freundeskreis Literaturhaus Heidelberg. Dreikönigstraße 11/9, 69117 Heidelberg, Florian.Schmidgall@posteo.de (p)
- Dr. Uwe Wenzel, geb. 1963, Politikwissenschaftler und Leiter des Mark Twain Center für transatlantische Beziehungen der Stadt Heidelberg. Römerstraße 162, 69126 Heidelberg, uwe.wenzel@heidelberg.de (d)
- Dr. Matthias Wermke, geb. 1956, Lehramtsstudium (Deutsch und Französisch) in Heidelberg, 1995–2010 Leiter der Dudenredaktion in Mannheim, danach Gastdozent an der Deutschen Fakultät der East China Normal University in Shanghai, heute Lehrkraft am Internationalen Studienzentrum/Kolleg für deutsche Sprache und Kultur, Veröffentlichungen zur Kultur- und Literaturgeschichte Heidelbergs. Albert-Ludwig-Grimm-Straße 16/1, 69469 Weinheim (p)
- Alexandra Ziegler, Schülerin der Elisabeth-von-Thadden-Schule, Teilnehmerin am Geschichtswettbewerb der Körber-Stiftung. Klostersgasse 2-4, 69123 Heidelberg-Wieblingen, thadden-geschichte-ag@gmx.de (d)



# Über den Heidelberger Geschichtsverein

Der Heidelberger Geschichtsverein e.V. wurde 1993 gegründet. Er sieht es als seine Aufgabe an, die Erforschung und Darstellung der Geschichte der Stadt Heidelberg und ihrer Ortsteile sowie der Vor- und Frühgeschichte auf ihrer Gemarkung zu fördern, das öffentliche Interesse an der Orts- und Regionalgeschichte zu wecken und interessierten Bürgerinnen und Bürgern sowie den Mitgliedern des Vereins ein Forum im Sinne der Vereinszwecke zu bieten.

Der Verein veranstaltet Vorträge, Führungen, Ausstellungen und Exkursionen. Er gibt seit 1996 „Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt“ heraus, das im Buchhandel erhältlich ist; den Mitgliedern geht jeweils ein Belegexemplar zu. Daneben erscheinen in unregelmäßigen Abständen Ausstellungskataloge und andere Veröffentlichungen.

Der Geschichtsverein sucht den Kontakt zu historischen und kulturellen Vereinigungen und Einrichtungen in der Region. Er ist als gemeinnützig anerkannt. Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 35,00 Euro. Das Beitrittsformular kann beim Vorstand angefordert werden und findet sich auch auf der Internetseite [www.heidelberg.de](http://www.heidelberg.de).

## **Vorstand:**

Hans-Martin Mumm, Claudia Rink

Dr. phil. Martin Krauß, Hansjoachim Räther, Prof. Dr. med. Maike Rotzoll

## **Kontakte:**

Vereinsadresse:

Heidelberger Geschichtsverein

c/o Hans-Martin Mumm

Kaiserstraße 10

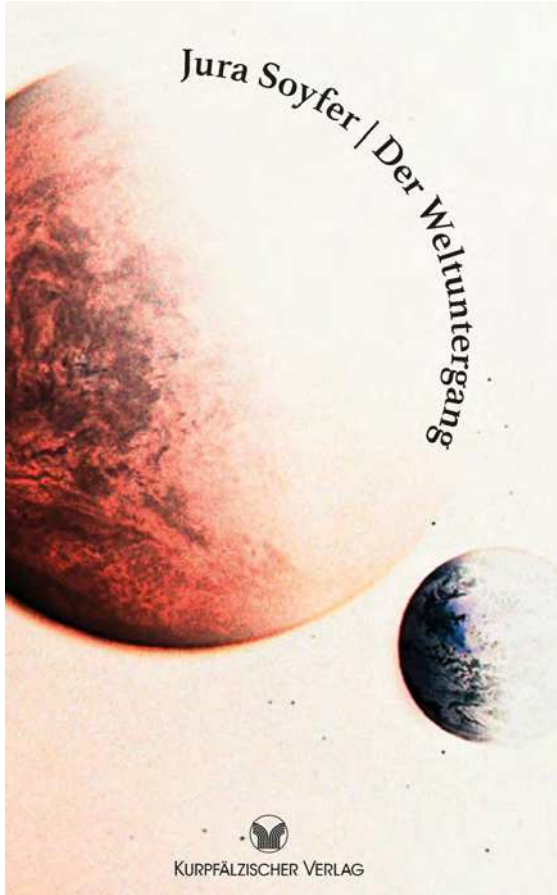
69115 Heidelberg

E-Mail: [hans-martin.mumm@gmx.de](mailto:hans-martin.mumm@gmx.de)

Internet: [www.heidelberg.de](http://www.heidelberg.de)

## **Jahrbuch:**

Anfragen und Zusendungen an die Jahrbuchredaktion bitte über die Vereinsadresse. Die früheren Ausgaben von „Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt“ sind – mit Ausnahme der Jahrgänge 1 und 8 – lieferbar. Die Bände bis Jg. 20 kosten 18,00 Euro, ab Jg. 21 kosten sie 22,00 Euro.



**Neuerscheinung im  
November 2020**

**Jura Soyfer**  
Der Weltuntergang  
„Die Welt steht auf kein‘ Fall  
mehr lang ...“  
(Zwischen Himmel und Erde)

herausgegeben von  
Florian Schmidgall

mit einem zweiteiligen Nachwort  
von Marie-Luise Hiesinger und  
Herbert Arlt

136 Seiten, Klappbroschur  
13 × 20,5 cm  
15,- Euro  
ISBN 978-3-924566-91-3



**KURPFÄLZISCHER VERLAG**

Inh.: Claudia Rink  
Turnerstraße 141 • 69126 Heidelberg  
Tel.: 06221/314940 • [www.kurpfaelzischer-verlag.de](http://www.kurpfaelzischer-verlag.de)